

Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

reiner die bürgerliche Gesellschaft zur Herrschaft kommt, je un-
geschränkter sie sich auswirkt, desto gleichgültiger und feindseli-
ger stehen sich die Menschen als Individuen, Wirtschaftsgruppen,
Nationen und Klassen gegenüber, desto mehr gewinnt das ursprüng-
lich fortschrittliche Prinzip des freien Wettbewerbs auf der Grundla-
ge sich verschärfender ökonomischer und sozialer Gegensätze den
Charakter des dauernden Kriegszustandes nach innen und außen.
Die Menschen, die in diese Welt hineingezogen werden, bilden die egoisti-
schen, ausschließenden, feindseligen Seiten ihres Wesens aus, um
in dieser harten Wirklichkeit zu erhalten."

Max Horkheimer, Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropolo-
gie des bürgerlichen Zeitalters, 1936, in: Kritische Theorie der Ge-
sellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M. 1968, S. 5

Redaktionsanschrift:

Z - Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 500936, D - 60397 Frankfurt/M.
Tel/Fax: 069 / 53 05 44 06

ISSN 0940-0648



Nr. 41, März 2000

Arbeit und Lebensweise

**Umbrüche: Arbeit, Lebensweise, subjektive
Verarbeitung**

Pickshaus - **Arbeiten ohne Ende**/Stolz-Willig -
Arbeit und Geschlechterverhältnis/Bell - **NRW:
Umbruch im sozialdemokratischen Kernland**
Chrapa - **Lebensweise und Lebensgefühl in
Ostdeutschland**/Werner - **Bewußtseinsform des
Wettbewerbskorporatismus**

Medienherrschaft und Informationsgesellschaft
Bourdieu - **Die wahren Herren der Welt**/Briefs -
Mythos "Informationsgesellschaft"

Und: Bischoff/Hüning - **Programmdebatte**
Peter - **Bourdieu's Intellektuellentheorie**
Holz - **Dialektik-Geschichte**
Unger - **Kosovokrieg und Presse**

Sowie: Berichte, Diskussion, Rezensionen

Z – Workshop

„Fusionswelle - Konzentration - Monopolisierung: Trends, Ursachen, Stellenwert

Frankfurt/M., Haus der Jugend, Deutschherrnufer 12,
Samstag, 20. Mai 2000, 11.00 – 16.00 Uhr

Die aktuelle Fusionswelle wirft zentrale Fragen für die Analyse des modernen Kapitalismus auf: Veränderungen in den Unternehmensstrukturen, Auswirkungen für Wirtschaftsentwicklung und Politik im internationalen Kapitalismus, „Einschnitt in der Entwicklung des Kapitalismus“? Diese und ähnliche Fragen sollen von und mit den AutorInnen des Schwerpunktthemas von Z 39 (September 1999) „Konzentration/Monopolisierung“ diskutiert werden:

Gretchen Binus, Internationale Großfusionen/ Joachim Bischoff, Konzentrationsprozesse im Übergang zum 21. Jahrhundert/ Klaus Peter Kisker, Theoriegeschichtliche und aktuelle Aspekte/ Jörg Huffschmid, Täter auf den Finanzmärkte/ Dietmar Düe, Autoindustrie im Übernahmefieber/ Wolfgang Müller, Konzentration in den High-tech Industrien/ Gert Hautsch, Kapitalkonzentration in der Medienwirtschaft.

Fragestellungen des Workshops sollten u.a. die Ursachen der Fusionswelle, die Bedeutung der „shareholder-value“-Orientierung, das Verhältnis von Finanzsphäre und Realwirtschaft, Veränderungen im Verhältnis von Ökonomie und Politik, von Monopolen und Staat, und Auswirkungen auf Wirtschaftsentwicklung und Krisenzyklus betreffen.

Tagungsbeitrag 15,-/10,- DM.

Die Beiträge in Z 39 werden zu Grunde gelegt. Programm, Problemerkatalog und Heft auf Bestellung für DM 18,- (incl. Porto).

Anmeldung erbeten an:

Z, Postf. 500936, 60397 Frankfurt/M., Tel/Fax: 069-53054406

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift
11. Jahrgang
Heft 41 (März 2000)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen,
Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher

5 Editorial

**Umbrüche: Arbeit, Lebensweise,
subjektive Verarbeitung**

- Klaus Pickshaus*
8 **Der Zugriff auf den ganzen Menschen**
Neue Kapitalstrategien und das Arbeiten ohne Ende
- Brigitte Stolz-Willig*
20 **Flexibilisierung der Arbeit -
Chance für ein neues Geschlechterverhältnis?**
- Hans Günter Bell*
32 **„Die schwarzen Bäume wachsen nicht in den Himmel,
die rote Sonne ist noch da“**
NRW: Strukturumbbruch im sozialdemokratischen Kernland
- Michael Chrapa*
46 **Umbrüche in Lebensweise und Lebensgefühl bei Ostdeutschen
nach zehn Jahren Einheit**
- Harald Werner*
64 **Die Bewußtseinsform des Wettbewerbskorporatismus**
Ursachen der Plausibilität neoliberaler Strategie für das Massenbewußtsein
-

Medienherrschaft und Informationsgesellschaft

- Pierre Bourdieu*
75 **Fragen an die wahren Herren der Welt**
Die Zukunft kultureller Güter im Zeitalter grenzenloser Marktlogik
- Ulrich Briefs*
81 **Mythos „Informationsgesellschaft“**
-

- Joachim Bischoff/Hasko Hüning*
94 **Kapitalismuskritik und moderner Sozialismus**
Thesen zur Programmdebatte
- Lothar Peter*
107 **Korporatismus des Universellen?**
Das Thema der Intellektuellen in der soziologischen Theorie von Pierre Bourdieu
-

- Hans Heinz Holz*
123 **Dialektik im Lichte ihrer Geschichte**
- Karl Unger*
133 **Kosovokrieg: Die Mythen der Presse**
-

Berichte

- Arnold Schölzel*
143 **Konferenz über Ideologie**
Wuppertal, 13./14. November 1999
- Reinhard Schweicher*
147 **50 Jahre DDR**
Berlin, 20./21. November 1999
- Ingo Elbe*
149 **Das Werden eines Marxisten -
Leo Kofler im Roten Wien und in der Schweizer Emigration**
Bochum, 13. November 1999
- Friedrich Siekmeier*
150 **Jenseits von Sozialpartnerschaft und Wettbewerbskorporatismus**
Stuttgart, 3./4. Dezember 1999
- Horst Bethge*
158 **„Am Ende des Jahrhunderts:
Den Krieg überwinden – den Frieden vorbereiten“**
Kassel, 4./5. Dezember 1999
- Jörg Goldberg*
163 **Afrika – Ein vergessener Kontinent?**
Wuppertal, 11./12. Dezember 1999
- Jan Limbers/Alvaro Berriel Díaz/Sabine Reiner*
166 **Finanzkrisen am Ende des 20. Jahrhunderts**
Marburg, 28./29. Januar 2000
-

Diskussion/Kritik/Zuschriften

- Lothar Ratai*
171 **Anmerkungen zu Hansgeorg Conert in Z. 40**
-
- 175 **Buchbesprechungen**
Eine neue Prosperitätskonstellation ist nicht in Sicht (Jörg Goldberg)
Unter Geiern (Dieter Boris)

Altwater-Festschrift (Matthias Heyck)

Alte oder neue Wertdiskussion? (Michael Heinrich)

Zweite Berliner Einführung (Georg Fülberth)

Politische Positionen zur Weiterbildung (Friedrich Sendelbeck)

„Die Negers haben kein Gefühl“ (Claudia Stellmach)

„Neue Rechte“ (Gerd Wiegel)

Goldhagen, Walser und der Krieg (Gerd Wiegel)

Geschichte Vietnams (Jürgen Köster)

Europa 1848 (Walter Schmidt)

Die „vier Leben“ des Historikers Walter Grab (Helmut Bleiber)

4 Impressum

31 Vorschau

218 Autorinnen und Autoren

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt DM 60,- Bei Bezug aus dem Ausland DM 70,-. Das Einzelheft kostet DM 18,- Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel. 069/53054406.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. 1. 2000

Bitte beachten Sie die Beilagen der Verlage „Neue Impulse“/Essen und spw/Dortmund.

Editorial

Kapitalismustheorie muss sich heute darum bemühen, die auf das gesellschaftliche Leben insgesamt ausstrahlenden Umbrüche im Akkumulations- und Reproduktionsprozess des Kapitals zu erfassen. Diese seit den siebziger Jahren vor sich gehenden Umbrüche werden unter den verschiedensten Kürzeln diskutiert - Globalisierung, Neoliberalismus, Krise des Fordismus usw. Die in internationalen Dimensionen abrollende Konzentrations- und Fusionswelle des Kapitals (vgl. Z 39, Konzentration/Monopolisierung) verweist ebenso darauf wie die Veränderungen der betrieblichen Arbeits- und Ausbeutungsverhältnisse (vgl. Z 37-39, Beiträge zu „Arbeit und Politik“).

Ein wesentliches Kennzeichen des „neuen Kapitalismus“ ist die systematische und ungehemmte Freisetzung von Konkurrenz. Sie realisiert sich dabei nicht nur in traditioneller Weise über den Mechanismus der „Reservearmee“ und die Zerstörung sozialstaatlicher Sicherungssysteme zu Gunsten einer individuell-privaten, marktförmigen Absicherung von Lebensrisiken (vgl. die Diskussion um „soziale Gerechtigkeit“, Z 40), sondern sie durchdringt die Arbeits- und Sozialbeziehungen, die gesellschaftliche Lebensweise und die ihnen eigentümlichen Bewusstseinsformen. Solche Umbrüche und deren subjektive Verarbeitung werden in den Beiträgen zum Themenschwerpunkt dieses Heftes behandelt.

Klaus Pickshaus konstatiert, dass die neuen Unternehmens- und Managementkonzepte von der direkten („command and control“) zur indirekten Steuerung der Beschäftigten übergehen. Vor allem qualifizierte Angestellte werden in die Position eines „Arbeitskraft-Unternehmers“ manövriert und zu schrankenloser Selbstaussbeutung getrieben. Er sieht hierin „den betrieblichen Unterbau des neoliberalen Gesellschaftsmodells“ (S. 13). Mit diesem „Zugriff auf den ganzen Menschen“ werden traditionelle Grenzziehungen zwischen Arbeit und Privatleben abgebaut – mit der Tendenz zu einem „Arbeiten ohne Ende“. Betriebliche Erfahrungen (IBM-Konzern) zeigen, dass es möglich ist, gegen die Maßlosigkeit des Arbeitsdrucks Widerständigkeit zu entwickeln, wenn hierfür Betriebsöffentlichkeit geschaffen wird. Für die Neugewinnung gewerkschaftlicher Gegenmacht mit betrieblicher Basis hält Pickshaus die Auseinandersetzung um ein emanzipatorisches Arbeitszeitregime („Schnittstelle zwischen Arbeits- und Lebenswelt“) für unabdingbar.

Chancen für ein neues Geschlechterverhältnis, die sich aus dem langfristigen Trend steigender Frauenwerbstätigkeit und veränderter Familienstrukturen ergeben, werden durch die neoliberale Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeit konterkariert (Brigitte Stolz-Willig). Bei VW führte z.B. Arbeitszeitverkürzung bei starker Ausweitung von Flexibilisierung zu einer „Retraditionalisierung“ der innerfamilialen Arbeitsteilung. Das traditionelle männlich dominierte Normalarbeitsverhältnis ist trotz Flexibilisierung keineswegs passé und wird nur aufgebrochen werden können, wenn die Gewerkschaften auf Familien- und Lebensverhältnisse bezogene Lohnabhängigeninteressen in der

Tarifpolitik stärker berücksichtigen, und wenn die Zementierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung durch gesellschaftliche (steuerliche, sozialpolitische) Regelungen politisch aufgebrochen wird.

Soziale und ökonomische Umbruchsprozesse und deren subjektive Verarbeitung untersuchen *Hans Günter Bell* und *Michael Chrapa* mit Blick auf Großstädte Nordrhein-Westfalens und auf Ostdeutschland. *Bell* fragt nach Ursachen für das Ende der SPD-Dominanz in den Städten an Rhein und Ruhr. Der sozialökonomische Strukturumbbruch im Ruhrgebiet entzieht der SPD zunehmend ihr politisch-soziales Milieu, ohne dass sie sich bisher neu verankern konnte. Darüberhinaus trägt die sozialdemokratische Kommunalpolitik zur sozialräumlichen Polarisierung bei und untergräbt damit ihren politischen Rückhalt bei sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen. Interessant sind die auf Lebensweise und Lebensgefühl bezogenen Einstellungsveränderungen im Massenbewusstsein, die *Michael Chrapa* für Ostdeutschland berichtet. Nach starken „Hoffnungsschüben“ Anfang der neunziger Jahre und zunehmenden Erfahrungen mit den neuen Widersprüchen der „Marktwirtschaft“ kommt es seit Mitte der neunziger Jahre zu einem mehrheitlich artikulierten Einstellungswandel, der eine Reaktion auf soziale Entsicherung und Spaltung darstellt. Trotz relativ ausgeprägter sozialer Zufriedenheit mit den „Wende“-Folgen beginnen soziale Konflikte andere Gegensätzlichkeiten im Lebensgefühl zu überlagern, das Problem „soziale Gerechtigkeit“ erhält größere Bedeutung, die Zukunftsperspektive wird zunehmend skeptischer beurteilt. „Ostdeutschland könnte sich ... auf lange Sicht als ein (relativ) selbständiger, kulturell eigenständig-knorriger (und natürlich ärmerer) Teil entwickeln.“ (S. 59)

Im Bewußtsein wachsender Teile der Lohnabhängigen vollzieht sich heute nach Ansicht von *Harald Werner* ein Wechsel von traditionellen Sozialpartnerschaftsvorstellungen (steigende Arbeitsleistung gegen höhere Einkommen) zu einem „Wettbewerbskorporatismus“, der das eigene Wohl und Wehe (Einkommen, Arbeitsplatz) mit der betrieblichen Standortsicherung identifiziert und die Konkurrenz zu anderen Unternehmen, Belegschaften, Abteilungen und Beschäftigten in Denken und Arbeitsmotivation aktiv reproduziert. Dieses Bewußtsein bleibt ambivalent und widersprüchlich, weil es die Erfahrungen zunehmender Unsicherheit, wachsender Arbeitsbelastung und sozialer Benachteiligung reflektiert. Aber gerade für Jüngere, Leistungsstarke, Alleinstehende, „Modernisierungsgewinner“ in neuen Branchen mit Verlangen nach Selbständigkeit und Aufstiegsorientierung bietet der „Wettbewerbskorporatismus“ starke Identifikationsmöglichkeiten und individuelle Chancen. *Werner* zufolge findet diese Orientierung, der auch das sozialdemokratische Konzept der „neuen Mitte“ entspricht, Rückhalt nicht nur in der neoliberalen Ideologie und der Medienkommunikation, sondern auch im scheinbar „entmaterialisierten Kapitalismus“ der „Wissensgesellschaft“, der Armut und Reichtum nur noch „als Folgen individueller Cleverness“ erscheinen läßt. In Kontrast zu diesem Wettbewerbskorporatismus haben Wertorientierungen wie „Gleichheit“ und „soziale Gerechtigkeit“ in den neunziger Jahren im Massen-

bewusstsein stark an Bedeutung gewonnen. Ist dies eine Gegenreaktion auf die Vertiefung der Konkurrenz in Betrieb und Gesellschaft? Das wirft die auch von *Harald Werner* gestellte Frage auf, ob in diesen Wertorientierungen Anknüpfungspunkte zu sehen sind, um die Konkurrenzideologie in der Gesellschaft zurückzudrängen und Ansatzpunkte für Gegenmacht zu entwickeln.

Unter den weiteren Beiträgen dokumentieren wir *Pierre Bourdieus* Attacke auf die Medienherren dieser Welt und eine Kritik von *Ulrich Briefs* an den Mythen der „Informationsgesellschaft“. *Bourdieu* und seine Intellektuellentheorie sind Gegenstand des Beitrags von *Lothar Peter*. Mit der Presseberichterstattung über den Kosovokrieg setzt sich *Karl Unger* kritisch auseinander. *Joachim Bischoff* und *Hasko Hüning* stellen Thesen zur Programmdebatte der PDS vor. *Hans Heinz Holz* entwickelt in Antwort auf die Kritik von *Thomas Collmer* (Z 40) Grundlinien und Fragestellungen seiner „Problemgeschichte der Dialektik“. Erfreulich ausführlich fällt in diesem Heft der Teil mit Berichten über politische und wissenschaftliche Tagungen der Linken aus.

Die Redaktion veranstaltet am 20. Mai in Frankfurt/M. zusammen mit den Autoren des Schwerpunktthemas von Z 39 (Konzentration/Monopolisierung) ein Diskussionsseminar zu Ursachen, Triebkräften und Stellenwert der aktuellen Konzentrations- und Fusionswelle des Kapitals (vgl. die Ankündigung auf der Umschlagseite 2). Diskussionsgrundlage sind die theoretischen Überlegungen und Branchenanalysen in Z 39. Die Redaktion hat für die Diskussion einen kleinen Problemkatalog zusammengestellt, der zugesandt werden kann. Interessierte werden um Anmeldung unter der Redaktionsanschrift (Postfach 500936, 60397 Frankfurt/M.) gebeten.

Z 42 wird Anfang Juni mit dem Schwerpunktthema „Kapitalismus in Rußland“ erscheinen. Ein zweiter Themenkomplex betrifft „Geschichte/Geschichtstheorie“. Er enthält auch die beiden bereits für das vorliegende Heft angekündigten, aus Platzgründen jedoch leider verschobenen Beiträge von *Helmut Bock* zu Robespierre und von *Walter Schmidt* zu politisch-kulturellen Aspekten des 1848er Gedenkveranstaltungen. Der CDU-Spendenskandal ermuntert zum geplanten Schwerpunkt für Z 43 (September 1999), Staat und grosses Kapital.

Klaus Fischer, langjähriger Redakteur von Z, ist bedauerlicherweise wegen beruflicher Überlastung nicht mehr in der Lage, in der Redaktion mitzuarbeiten. Herausgeber und Redaktion danken ihm für sein langjähriges Engagement und sind sich sicher, dass er auch ohne formelle Redaktionsmitgliedschaft weiter zum Gelingen der Zeitschrift beitragen wird.

Der Zugriff auf den ganzen Menschen

Neue Kapitalstrategien und das Arbeiten ohne Ende

„Es vergeht kein Wochenende, an dem nicht mindestens einmal das Handy klingelt und etwas Geschäftliches zu besprechen ist ... ‚Für Dich, Schatz ... ‚ es ist die Firma‘, wird der Arbeitnehmer auch am Feierabend ans Telefon gerufen. Mal eben die dienstliche E-Mail checken, wenn man am privaten PC ins Internet surft? Selbstverständlich. Den geschäftlichen Anruf entgegennehmen, auch wenn er das Tennismatch unterbricht? Na klar. Am Samstagabend die Mailbox im Büro abhören, ob nicht vielleicht was Wichtiges ... Sicher, auch das.“ So beginnt ein Bericht der VDI-Nachrichten, in dem die zunehmende Durchmischung von Job und Privatleben geschildert wird.¹

Der Artikel verweist darauf, dass die neuen Medien eine solche Durchmischung erleichtern. Moderne Kommunikationstechnologien wie Handy, ISDN und Internet sind für immer mehr Privathaushalte mittlerweile eine Selbstverständlichkeit. Es ist aber nicht ursächlich die Technik, die diese Durchmischung bewirkt, sondern es sind Veränderungen in der Arbeit, die durch neue Unternehmens- und Managementkonzepte vorangetrieben werden.

1. Die Entgrenzung von Arbeit

Gerade bei neuen Arbeitsformen – ausgeprägt z.B. bei Telearbeitern oder Selbständigen – zeichnet sich ein Abbau charakteristischer Grenzziehungen zwischen Arbeit und Privatleben ab. Hans J. Pongratz und G. Günter Voß sehen in solchen Arbeitsformen eine Vorreiterfunktion. „Im Rahmen einer Verbetrieblichung von Lebensführung wird potentiell der gesamte Lebenszusammenhang der Arbeitskraft für die betriebliche Nutzung zugänglich gemacht.“ Neue Unternehmenskonzepte ermöglichen eine Intensivierung der Nutzung von Arbeitskraft, indem sie „sozusagen den Zugriff auf das Leben ‚in seiner ganzen Breite‘ und die Person ‚in der Tiefe ihrer sämtlichen Potentiale‘“ suchten. „Damit sollen neue Schichten menschlicher Motivierungs- und Leistungsfähigkeit erschlossen werden, wie Kreativität, visionäres Denken oder emotionale Intelligenz ... Es geht um den ganzen Menschen.“²

¹ Thomas Finkemeier, Im Namen der Firma immer und überall verfügbar, in: VDI-Nachrichten v. 29.10.1999.

² Hans J. Pongratz/G. Günter Voß, Der Arbeitskraftunternehmer. Zur Entgrenzung der Ware Arbeitskraft, Vortrag auf dem Kongress für Soziologie, Freiburg 1998 (Textfassung), S. 7.

Nun ist es durchaus nicht neu, dass die „langen Arme der Arbeit“³ weit in das Privatleben hinein reichen. Dennoch hat die Entgrenzung durch die neuen Kapitalstrategien eine neue Stufe erreicht. Pongratz und Voß prognostizieren, dass sich das ganze Leben der Betroffenen strukturell ändern wird. „Aus einer eher ‚naturwüchsigen‘, primär rekreationsorientierten Lebensweise wird möglicherweise immer mehr eine aktiv zweckgerichtete, alle individuellen Ressourcen gezielt nutzende systematische Durchgestaltung des gesamten Lebenszusammenhangs werden, die in neuer Qualität systematisch auf den Erwerb ausgerichtet wird.“⁴ Hieß es früher einmal lakonisch „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“ so lautet das neue Motto des Kapitals: „Wir brauchen Sie voll und ganz und zu jeder Zeit – und dazu müssen Sie Ihr Leben voll im Griff haben.“

Auch Manfred Moldaschl und Dieter Sauer analysieren eine inhaltliche, zeitliche und soziale Entgrenzung von Arbeit, „mit der auch die Scheidelinien zwischen der Nutzung von Arbeit im Arbeitsprozess sowie der individuellen und gesellschaftlichen Reproduktion von Arbeitskraft (‚Arbeit und Leben‘) neu gezogen werden“.⁵

Innerhalb der Arbeitssphäre hat der Trend zur Entgrenzung mehrere Auswirkungen:

- Die Arbeitsbelastung wächst rapide. Die Leistungsverdichtung während der Arbeit hat enorm zugenommen. Immer mehr Menschen sind nach der Arbeit ausgelaugt und geradezu spannungsunfähig.
- Die Arbeitszeiten dehnen sich wieder aus. Bei hochqualifizierten Tätigkeiten ist – wie eine Untersuchung zeigt – die Schere zwischen tariflicher und tatsächlicher Arbeitszeit größer geworden.⁶ Seit 1984 ist die tarifliche Arbeitszeit kontinuierlich gesunken, während die tatsächliche Arbeitszeit leicht stieg und durchschnittlich fast 10 Stunden über der tariflichen liegt. Aber auch in der Gesamtheit aller Beschäftigten hat sowohl die Zahl der registrierten Überstunden als auch die der unbezahlten zugenommen.
- Dabei sind folgende Formen zu beobachten: Nach Beendigung der regulären Arbeitszeit wird „ausgestempelt“ und dann freiwillig und unbezahlt weitergearbeitet. Oder aber die Arbeit wird zu Hause durch Einloggen in den Firmenrechner wie bei Telearbeit erledigt.⁷

³ Mit dieser Formulierung haben schon in den 80er Jahren die Frauen der IG Druck und Papier in der Arbeitszeitdebatte den Zusammenhang von Arbeits- und Reproduktionssphäre thematisiert.

⁴ Pongratz/Voß, a.a.O., S. 5.

⁵ Manfred Moldaschl/Dieter Sauer, Internalisierung des Marktes. Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft, in: H. Minssen (Hg.), Begrenzte Entgrenzung, Berlin 1999 (im Erscheinen, zitiert nach dem Manuskript, S. 3).

⁶ Alexandra Wagner, Arbeitszeiten hochqualifizierter Angestellter in Deutschland. Eine Auswertung des Sozio-ökonomischen Panels. Manuskript, IAT, Gelsenkirchen 1999.

⁷ Vgl. hierzu Klaus Pickshaus, Das Phänomen des „Arbeitens ohne Ende“, in: K. Pickshaus/K. Peters/W. Glißmann, „Der Arbeit wieder ein Maß geben“. Neue Managementkonzepte und Anfor-

2. Post-tayloristische Managementkonzepte

Eine erneute Ausdehnung der faktischen Arbeitszeiten und gleichzeitig eine Leistungsintensivierung finden schon unter bekannten tayloristischen Unternehmenskonzepten statt. Allerdings spitzt sich dieses Problem erheblich zu, wenn neue Managementkonzepte einer indirekten Steuerung der Beschäftigten ihre Wirkung entfalten.

In den 90er Jahren haben sich betriebliche Reorganisationsprozesse in vielen Unternehmen in einer bisher unbekanntem Qualität und Reichweite vollzogen. In der neueren industriesoziologischen Literatur findet darüber eine breite Debatte statt. An Stelle von Hierarchie und Kommando setzen Reengineering-Konzepte auf die Selbststeuerungskompetenz der Beschäftigten. Bisher einheitliche Unternehmen werden in kleine wirtschaftliche Einheiten (Profit-Center, Business-Units usw.) segmentiert, die eigenständig am Markt operieren. Jeder einzelne Beschäftigte soll im internen Wettbewerb letztlich als eigener Unternehmer agieren. Martin Baethge bezeichnet dies als eine „Vermarktlichung von Arbeitsorganisation und Arbeitsbeziehungen“.⁸ Nur scheinbar widerspricht dem der aktuelle Trend von Mega-Fusionen.⁹ Denn die neu entstehenden Mega-Konzerne benötigen Instrumente der indirekten Steuerung, wenn sie zugleich Marktmacht und Flexibilität gewährleisten wollen.

In neuen personalwirtschaftlichen Konzepten wird dies als zukünftiges Leitbild sogenannter „Selbst-GmbHs“ überhöht, nach dem jeder einzelne Beschäftigte seinen Arbeitsort und seine Arbeitszeit bestimmt, sich selbst seine berufliche (Weiter-)Qualifikation auf dem Markt besorgt und sein Einkommen abhängig von der Erreichung der vereinbarten Ziele und dem eingetretenen Resultat erzielt. Eine von Managern gebildete „Initiative Selbst-GmbH“ solle dazu beitragen, „dass Mitarbeiter sich stärker als ‚Unternehmer in eigener Sache‘ begreifen und ihre Beschäftigungsfähigkeit steigern“.¹⁰

Voß und Pongratz schlussfolgern aus solchen Trends, dass im Zusammenhang mit den neuen „postfordistischen“ Nutzungsstrategien der Arbeitskraft eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft entsteht, die sie als Typus eines „Arbeitskraftunternehmers“ bezeichnen.¹¹ Einen Avantgardetyp in dieser

derungen an eine gewerkschaftliche Arbeitspolitik, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 2/2000.

⁸ Martin Baethge, Subjektivität als Ideologie. Von der Entfremdung in der Arbeit zur Entfremdung auf dem (Arbeits-)Markt?, in: Gert Schmidt (Hg.), Kein Ende der Arbeitsgesellschaft. Arbeit, Gesellschaft und Subjekt im Globalisierungsprozeß, Berlin 1999, S. 31.

⁹ Vgl. Z 39 (September 1999), Konzentration/Monopolisierung, besonders die Branchenanalysen.

¹⁰ Vgl. Personalführung - Plus, 1999, S. 26 ff. Vgl. auch den Bericht im Handelsblatt v. 26.2.1999.

¹¹ G. G. Voß/H. J. Pongratz, Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 50, Heft 1, 1998, S. 131-158.

Entwicklung sehen sie in den (freien) Journalisten.¹² Alle Arbeitsbeziehungen werden marktförmig ausgestaltet. Damit nähere sich das „Leitbild des Arbeitnehmers“ dem des Selbständigen und des Unternehmers an, allerdings bliebe seine Situation widersprüchlich: Einerseits entstünden neue Handlungschancen und Gestaltungsspielräume, andererseits kommen „die Marktbedingungen des Verkaufs der Ware Arbeitskraft mit all ihren Risiken und Gefahren wieder sehr viel direkter zu Geltung“.¹³

Sie interpretieren diese Entwicklung als „eine neue Stufe der Dämpfung und Abstraktifizierung des Kapital-Arbeits-Konflikts“.¹⁴ Dennoch konstatieren sie trotz einer erheblich erweiterten Autonomie der Beschäftigten die Effekte „einer systematisch vertieften Ausbeutung menschlicher Arbeitsvermögen und einer neuartigen Qualität betrieblicher Herrschaft“.¹⁵ Auch Michael Schumann, der sich kritisch mit diesen Thesen auseinandersetzt, betont, dass keineswegs mit diesen Unternehmenskonzepten eine „Gleichstellungsideologie und Interessenharmonie“ korrespondiere, sondern „Arbeitsvernutzung, Statusbenachteiligung, Entlohnungsungerechtigkeit und Beschäftigungsunsicherheit als Bedrohungen“ weiterbeständen und die „vergrößerten physisch-psychischen Anstrengungen“ als wachsende Arbeitsbelastung zu Buche schlugen.¹⁶ Die „Bindekräfte an das Unternehmen“ seien allerdings gewachsen.¹⁷

Hermann Kocyba erkennt in den neuen Managementkonzepten im Gegensatz zum bisher vorherrschenden Taylorismus den Versuch, „Äußerungsformen menschlicher Subjektivität im Arbeitsprozess gezielt zur Prozessoptimierung einzusetzen. Die Subjektivität der Arbeitenden wird nicht nur ‚anerkannt‘, sie wird seitens der Betriebe durch gezielt eingesetzte Sozialtechniken aktiviert und eingefordert.“¹⁸ Mehr jedoch als alle bisher symbolischen Politiken der Sozialintegration (Human Relations, Corporate Identity etc.) dies erreichten, erfolgt mit der Internalisierung des Marktes in die Steuerung der Unternehmen und der „freiwilligen“ Unterwerfung der Arbeitenden unter den Marktzwang ein weiterer Schritt der Ökonomisierung des variablen Kapitals und der „inneren Landnahme“ (Rosa Luxemburg).

„Obsession and passion for the business“ fordert der Chef des IBM-Konzerns Lou Gerstner von den Beschäftigten. Nicht nur die rationalen, auch die emo-

¹² Vgl. das Interview mit Voß und Pongratz, in: Die Mitbestimmung, Heft 11/1999, S. 18/19.

¹³ Voß/Pongratz, a.a.O. (KZfSS), S. 133.

¹⁴ Ebenda, S. 152.

¹⁵ Voß/Pongratz, a.a.O. (Kongress für Soziologie), S. 4.

¹⁶ M. Schumann, Das Lohnarbeiterbewußtsein des „Arbeitskraftunternehmers“, in: SOFI-Mitteilungen Nr. 27/1999, S. 61.

¹⁷ Ebenda, S. 63.

¹⁸ H. Kocyba, Das aktivierte Subjekt. Mit posttayloristischen Formen der Arbeit ändert sich auch die moderne Berufsidee, in: Frankfurter Rundschau v. 28.9.1999.

tionalen Ressourcen sollen – rund um die Uhr – für das Unternehmen genutzt werden. Die Grenzen zwischen individuellen Interessen und denen des Unternehmens, zwischen Arbeitszeit und Freizeit, werden damit zunehmend verwischt. Der Mensch soll sich im und für das Unternehmen verwirklichen.

Die von den neuen Managementkonzepten beabsichtigte Okkupation des gesamten Individuums, um auch die letzten Reserven für den Unternehmenszweck freizusetzen, mobilisiert zweifellos weitere Produktivitätspotentiale. Es geht um das oftmals zitierte „Gold in den Köpfen der Beschäftigten“. Mit den neuen Methoden soll der ganze Reichtum des menschlichen Individuums für das Kapital funktionalisiert werden.

Dies führt aber zugleich auch mit dem Verlangen nach immer mehr Flexibilität und dauerhafter Präsenz im Arbeitsleben zu einem permanenten Anforderungsdruck, der in eine Überforderung der Menschen münden kann. Den Anforderungen des Marktes nach Beschleunigung und Flexibilität soll bis in das Privatleben hinein Rechnung getragen werden. Kurzfristigkeit und Wechselhaftigkeit von Arbeitsverhältnissen können zum Beispiel länger dauernde Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen gefährden. Richard Sennett hat eindrucksvoll auf die psychischen Folgen hingewiesen, die durch die posttayloristische Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse drohe und zu einem Verlust an historischer Erfahrung und kalkulierbarer individueller Perspektive im Sinne einer kohärenten Lebensgestaltung führe.¹⁹

3. Indirekte Steuerung

Kern der neuen Managementkonzepte sind Methoden der indirekten Steuerung der Beschäftigten.²⁰

Viele Phänomene sind seit langem bekannt: Alte Kommando- und Kontrollsysteme in Unternehmen („command and control“) werden abgeschafft. Dies kann bis zur Aufhebung jeder verbindlichen Arbeitszeitkontrolle z. B. durch die Einführung von „Vertrauensarbeitszeit“ führen.²¹ Die Beschäftigten erhalten sehr viel mehr Selbständigkeit in der Arbeit. Das Ergebnis ist aller-

¹⁹ Richard Sennett, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998.

²⁰ Ich stütze mich dabei auf die Ausarbeitungen von Wilfried Glißmann, Klaus Peters und Stephan Siemens, die seit mehreren Jahren – insbesondere am Beispiel von IBM – diese neuen Trends untersuchen und die praktischen Aktivitäten der IBM-Belegschaft unterstützen. Vgl. Klaus Peters, *Die neue Autonomie in der Arbeit. Der Begriff der Autonomie und die Reorganisation der Unternehmen*, DGB-Informationen zur Angestelltenpolitik 5/1997 (Düsseldorf); Wilfried Glißmann/Klaus Peters, *Business Reengineering, Cultural Change. Die neue Organisation der Arbeit und die Frage der Solidarität*, in: Kurt van Haaren/Detlef Hensche (Hg.), *Arbeit im Multimedia-Zeitalter. Die Trends der Informationsgesellschaft*, Hamburg 1997, S. 187ff.; Wilfried Glißmann, *Die neue Selbständigkeit in der Arbeit und Mechanismen sozialer Ausgrenzung*, in: Sebastian Herkommer (Hg.), *Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus*, Hamburg 1999, S. 150ff.

²¹ Vgl. hierzu Wilfried Glißmann, *Abschaffung der Zeiterfassung – Vertrauensarbeitszeit*, in: Klaus Pickshaus u. a., a.a.O., S. 30ff.

dings ambivalent: Einerseits nimmt die Autonomie in der Arbeit zu, was die Beschäftigten zurecht begrüßen, andererseits führt all dies zu einem verstärkten Druck und einem Arbeiten ohne Ende.

Einzelne Merkmale solcher Arbeitsbedingungen sind mittlerweile fast überall verbreitet. Besonders ausgeprägt findet man sie in der Datenverarbeitungs- und Informationstechnologiebranche, in vielen Betrieben der Medienbranche, insbesondere in den Redaktionen, und extrem ausgeprägt in den Agenturen der Werbe- und Multimediabranche. Allerdings ist dies keineswegs immer in „Reinform“ anzutreffen: Oft werden alte Kontroll-Methoden ebenso wie neue Steuerungsformen angewandt, und in den gleichen Branchen lassen sich die unterschiedlichsten Managementformen auffinden. Dennoch ist der Trend eindeutig.

Die Hauptmethode dieser neuen Managementformen besteht in indirekten Steuerungsmechanismen. Diese indirekte Steuerung erfolgt dadurch, dass jeder Beschäftigte sich ausschließlich am Kunden („face to the customer“) bzw. am jeweiligen Marktsegment orientieren soll. „Durch die indirekte Steuerung wird es möglich, selbständiges, unternehmerisches Handeln in abhängige Beschäftigungsverhältnisse einzuführen, - ohne dass an den Macht- und Eigentumsverhältnissen gerüttelt werden muss. Damit soll die Leistungsdynamik eines selbständigen Unternehmers bei unselbständigen Arbeitnehmern reproduziert und zum Hauptmotor der Produktivitätssteigerung eines Unternehmens gemacht werden.“²² „Macht, was Ihr wollt, aber seid profitabel!“ lautet die unternehmerische Parole, mit der die „neue Freiheit“ angeboten wird. Doch die Grenzen der neuen Autonomie sind markiert: So werden für die Unternehmen ökonomische Rahmendaten, z. B. 15 Prozent Rendite als Zielvorgabe bei der Bertelsmann AG, und entsprechend abgeleitete Zielvorgaben für die einzelnen Profit Center und Projekte von oben festgelegt, die nicht hinterfragbar sind. Auf diese Weise entsteht eine permanente und sich steigernde Maßlosigkeit der Zielvorgaben in der Arbeit für die Beschäftigten, die durch die Orientierung von Unternehmen am Shareholder Value noch perfektioniert wird. Dies produziert einen geradezu teuflischen Mechanismus für die Beschäftigten, der ein buchstäbliches Arbeiten ohne Ende zur Folge hat. Das Management bedient sich dabei unterschiedlicher, zum Teil auch sehr traditioneller Methoden, um den Druck zu erhöhen:

- sukzessive werden die Zielvorgaben für die Projekte erhöht;
- beim Personal werden Einsparungen vorgenommen;
- als Folge von cost-cutting-Strategien werden die Ressourcen knapper bemessen;
- bei Nichterfolg von Projekten wird mit Desinvestment gedroht.

²² Klaus Peters, *Woher weiß ich, was ich selber will? Die Abschaffung der Stempeluhr bei IBM und die Frage nach den Interessen der Arbeitnehmer*, in: IG Metall (Hg.), *Meine Zeit ist mein Leben. Neue betriebspolitische Erfahrungen zur Arbeitszeit*, Frankfurt, Februar 1999, S. 7.

Auch wenn die Methoden auf den ersten Blick sehr traditionell erscheinen, besteht das Neue im Mechanismus darin, dass die Beschäftigten dies wie aus eigenem Willen selbst exekutieren. Die neue Selbständigkeit ist mit einem neuen Denken verbunden, das vollständig von der unternehmerischen Logik bestimmt wird. Sämtliche Tätigkeiten und Vorgänge werden nun unter Kosten-Nutzen-Aspekten betrachtet. Das Ziel ist der höchstmögliche Profit. Die indirekte Steuerung basiert auf einem kontinuierlichen Benchmarking und produziert eine Konkurrenz aller gegen alle. Accounting-Methoden verbunden mit einer Informatisierung aller Arbeitsplätze zeigen permanent und unmittelbar die Kosten und Nutzen der eigenen Tätigkeiten. Jeder kann wie ein eigener Unternehmer die Arbeit überwachen und planen.

Die neuen Managementformen erweisen sich zugleich als ein perfekt funktionierendes betriebliches Herrschaftssystem, das sich anstelle alter Kommandostrukturen nun des stummen Zwangs der „Satansmühle des Marktes“ (Polanyi) bedient. „An die Stelle personaler Herrschaft tritt zunehmend die objektivierte Herrschaftsform des Sachzwangs, des Marktes, der Konkurrenz, der Kapitalrendite.“²³ Allerdings wird – dies zeigen die Erfahrungen bei IBM und ähnlichen Unternehmen – keineswegs auf die herkömmlichen Methoden der Durchsetzung des Direktionsrechtes des Unternehmers verzichtet.

Faktisch stellen die neuen Unternehmensformen den betrieblichen Unterbau des neoliberalen Gesellschaftsmodells dar, in dem alle Arbeits- und Lebensbereiche durchökonomisiert werden. Diese Ökonomisierung aller Beziehungen und die Diktatur des Marktes werden durch die vorherrschende neoliberale Wirtschaftspolitik, die Shareholder-value-Orientierung und Benchmarking-Konzepte der gesamten Gesellschaft aufgezwungen und verschärfen die Konkurrenz- und Leistungsbedingungen für alle. Vieles, was in der gewerkschaftlichen Sprache als „Ellbogengesellschaft“ gebrandmarkt wird, findet hier eine Basis und hat zur Untergrabung von vertrauten Formen von Solidarität beigetragen.

4. Widersprüchliche Auswirkungen

Auch wenn Arbeiten ohne Ende eine Konsequenz dieser neuen Managementformen ist, werden die Folgen der indirekten Steuerung von den Beschäftigten als durchaus widersprüchlich aufgenommen. Die Abschaffung von Kommandostrukturen, die für den tayloristischen Kapitalismus typisch waren, wird als Befreiung von Bevormundung und Kontrolle erlebt. Die neue Selbständigkeit in der Arbeit kann geradezu einen Lustgewinn in der Arbeit produzieren, der ähnlich oftmals bei Freien und Selbständigen anzutreffen ist.

Die Beschäftigten erfahren dennoch diese neuen Formen als Paradoxon: Die neue begrüßte Selbständigkeit hat zugleich zerstörerische Folgen für die ei-

²³ Moldaschl/Sauer, a.a.O. (zit. n.d. Manuskript, S. 7).

gene Gesundheit und Lebensentfaltung. Das permanente Ausgeliefertsein gegenüber dem Marktdruck kann eine Überforderung des Einzelnen hervorrufen.²⁴

Angesichts der Maßlosigkeit dieses Mechanismus sind Angst und schlechtes Gewissen bei den Beschäftigten eine verbreitete Folge. Darüber hinaus wird aber sogar erkennbar, dass die Unternehmer gezielt mit einem „Management by Emotions“ solche Gefühle wie Angst und schlechtes Gewissen instrumentalisieren.²⁵

Ein Protagonist dieser Methoden ist der Intel-Chef Andrew Grove. Dieser hat in seinem Buch „Nur die Paranoiden überleben“ gezeigt, wie solche Gefühle zur Beherrschung der Beschäftigten eingesetzt werden können: „Die wichtigste Aufgabe der Führungskräfte ist, eine Umgebung zu schaffen, in der die Mitarbeiter leidenschaftlich entschlossen sind, auf dem Markt erfolgreich zu sein. Furcht spielt eine große Rolle, diese Leidenschaft zu entwickeln und zu bewahren. Angst vor dem Wettbewerb, Angst vor einem Bankrott, Angst, einen Fehler zu machen, und Angst zu verlieren können starke Motivationskräfte sein.“²⁶ Diese geradezu zynische Managementlehre und -praxis ist offenbar die konkrete Umsetzung der seit langem vorherrschenden neoliberalen Wirtschaftsorientierung.

Bei den Beschäftigten ist Problembewusstsein feststellbar. So werden Einbußen an Lebensqualität (etwa was die Freizeit, die privaten und sozialen Beziehungen angeht) durchaus wahrgenommen. Eine wachsende Sensibilität für die Wechselwirkungen zwischen Beruf und Privatleben ist vorhanden. Zumindest bei älteren Beschäftigten spielt auch der auf Dauer angelegte „ökonomische“ Umgang mit der eigenen Arbeitskraft und Gesundheit eine Rolle. Die Angst, durch Überarbeitung und Auspowerung die Arbeitsqualität zu mindern, ist ebenfalls vorhanden.

Es ist also eine Ambivalenz von Reaktionen, die die einzelnen Beschäftigten prägt, die in das indirekte Steuerungssystem eingebunden sind. Der Prozess der Durchsetzung neuer Managementformen verläuft nicht nur sehr widersprüchlich, sondern produziert auch seine eigenen Widersprüche. Dazu zählt z. B. der immense Verschleiß an Arbeitskräften. Zu den Folgen gehören Fluktuationen und immer jüngere Belegschaften – und dies angesichts einer zunehmenden Alterung des gesellschaftlichen Arbeitskräftepotentials.

²⁴ Vgl. hierzu ausführlich Klaus Pickshaus, Der Arbeit wieder ein gesundes Maß geben: Stress, Gesundheitsverschleiß, eigenverantwortliches Handeln, in: Arbeit & Ökologie-Briefe 21/1999; S. 9ff. sowie einen Folienvortrag zu demselben Thema in: <http://www.multimedibuero.de/bibliothek.html>.

²⁵ Dies zeigt im einzelnen Wilfried Gleißmann, Neue Selbständigkeit in der Arbeit, Ökonomik der Maßlosigkeit und die Frage der Gesundheit, Referat auf dem Workshop „Forum Arbeitsschutz – Bilanzierung zur Arbeitsschutzforschung“ am 25./26. November 1999 in Dresden.

²⁶ Andrew Grove, Nur die Paranoiden überleben. Strategische Wendepunkte vorzeitig erkennen, Frankfurt/Main 1997, S. 142f.

Rückwirkungen auf die gesellschaftliche Entwicklung sind absehbar. Sollte Richard Sennetts Analyse der Überforderung des „flexiblen Menschen“ im neuen Kapitalismus auch nur in der Tendenz zutreffen – so die Warnung Martin Baethges -, „dann drohen auf allen Ebenen der Beschäftigung unkalulierbare Widersprüche und Desintegrationsprozesse, die nicht allein sozial desaströse Folgen haben könnten, sondern über kurz und lang auf die Ökonomie zurückschlagen müssten“.²⁷

Der amerikanische Wirtschaftsjournalist Mark Hunter schildert Folgen des Arbeitens ohne Ende für die Lebensbedingungen: „In den Vereinigten Staaten ist das Eindringen der Arbeit in die Privatsphäre bereits so weit fortgeschritten, dass sich große US-amerikanische Finanzzeitungen mit den medizinischen Folgen des beruflich bedingten Stresses beschäftigen.“²⁸ Auch in den bundesdeutschen Medien erfährt das Phänomen des Arbeitens ohne Ende und des Stresses eine zunehmende Beachtung.²⁹

5. Widerständigkeit und Neufundierung der Gegenmacht

Eine Widerständigkeit gegen die Maßlosigkeit des Arbeitsdrucks, der in alle Lebenssphären vordringt, kann sich auch in spontanen Ausdrucksformen entwickeln. „Manchmal hilft nur die Notbremse: Die US-Studie fand heraus, dass manche Arbeitnehmer ihre Kommunikationstechnik bewusst sabotieren, um nicht dem ‚Communication Overkill‘ zu erliegen. Befragte gaben an, dass sie absichtlich die Akkus ihres Handys leer laufen lassen, damit sie nicht ständig angerufen werden.“³⁰

Zu den ersten betrieblichen Aktionserfahrungen gegen die Maßlosigkeit der Arbeit zählen vor allem die Diskussionsinitiativen und Aktionsmonate bei IBM, die der Betriebsrat (vor allem des Düsseldorfer IBM-Betriebs) gemeinsam mit der IG Metall in den letzten Jahren durchführte. Der erste stand unter dem Motto: IBM = Ich besinne mich! Bei dieser Aktion der Besinnung ging es darum, die Beschäftigten selbst zum Innehalten und Nachdenken über das „Arbeiten ohne Ende“ zu bewegen. Zu den wichtigsten Erfahrungen und Erkenntnissen gehören:

²⁷ Martin Baethge, a.a.O., S. 42.

²⁸ Mark Hunter, Helden der Arbeit wider Willen. In den USA wollen die Arbeitnehmer mehr Zeit zum Leben, in: *Le Monde Diplomatique* v. 17.12.1999.

²⁹ Dieses Thema wird auch von der Boulevardpresse aufgegriffen: „Hilf, ich schaffe meinen Job nicht mehr. Jeder 5. fühlt sich überfordert.“ *Bild-Zeitung* vom 12.7.1999. In den VDI-Nachrichten werden diese Probleme regelmäßig behandelt. Möglicherweise ist der Beitrag des Chefökonom der Deutschen Bank, Norbert Walter, zum Thema „Fehlt den global agierenden Karrieristen die soziale Kompetenz?“ eine Reaktion darauf (VDI-Nachrichten, 7.1.2000). Die schlichte Antwort Walters besteht in einer Rückbesinnung auf traditionelle Werte, z.B. auf die „wirtschaftliche Schicksals- und Treuegemeinschaft“ der Familie.

³⁰ VDI-Nachrichten, 29.10.1999.

- Gegen die Sachzwänge der indirekten Steuerung und gegen die Absicht der Unternehmensleitung, tariflich die Arbeitszeit sogar noch zu verlängern, wurde der Slogan geprägt „Meine Zeit ist mein Leben“. Die eigenen Ansprüche an die Arbeit wie Selbständigkeit in der Arbeit und eine echte Souveränität bei der Einteilung der Arbeitszeit wurden den Unternehmensplänen und dem scheinbaren Sachzwang betriebswirtschaftlicher Logik entgegengestellt.

- Die Herstellung einer Betriebsöffentlichkeit war ein erster wichtiger Schritt. Der Betriebsrat stellte anonymisierte Fallschilderungen in der Ich-Perspektive eines „Arbeitens ohne Ende“ ins Intranet mit der Aufforderung zu einem Feed back. Die Resonanz war beachtlich. Indem der Betriebsrat den Raum und die Möglichkeit schuf, einen gemeinsamen Verständigungsprozess der Beschäftigten über die Erfahrungen mit der indirekten Steuerung zu beginnen, wurde eine Grundvoraussetzung für Gegenwehr und Handlungsfähigkeit gelegt.

- Information und Beratung gehörten zu den wichtigsten Aufgaben von Betriebsrat und Gewerkschaft. Der Betriebsrat bot Info-Veranstaltungen zum Gesundheitsschutz, zu Stress und den rechtlichen Möglichkeiten an. Um deren Durchführung entwickelten sich Konflikte mit der Geschäftsleitung.

Dies gibt nur einen kleinen Ausschnitt der Erfahrungen wieder. „Der Pionier-Aspekt in dieser besonderen Aktion des Betriebsrats war die Entdeckung, dass individuelle Unsicherheiten, die aus der durch postmoderne Arbeits- und Lebensformen verursachten Individualisierung resultieren, heute nur durch eine Wiederbelebung eines öffentlichen Raumes überwunden werden können, in der jedes Individuum durch eine Teilnahme am Dialog und an der kollektiven Aktion eine neue existenzielle Sicherheit für sich selbst erlangen kann – durch eigene individuelle Anstrengungen natürlich, aber innerhalb des Rahmens eines öffentlichen Dialoges.“³¹ Entgegen einem neuen Persönlichkeitsideal des „unternehmerischen Menschen“, wie es die bayrisch-sächsische Zukunftskommission und auch die Theoretiker der „reflexiven Moderne“ (Giddens, Beck) propagieren, zeigen sich in solchen ersten Aktionserfahrungen möglicherweise Chancen, neue Solidaritätsressourcen auch in einer hochindividualisierten Belegschaft zu erschließen.

Die Durchsetzung neuer Unternehmens- und Managementformen verläuft diskontinuierlich, so dass die Handlungsbedingungen für die Beschäftigten und ihre Interessenvertretung sehr uneinheitlich sind. Es handelt sich um ein Nebeneinander von alten und neuen Formen, das für eine Übergangsperiode charakteristisch ist.

Auch bei der jeweiligen betrieblichen Durchsetzung ist ein Wechsel zwischen den neuen und den vertrauten alten Kommandomethoden zu beobach-

³¹ Werner Fricke, Editorial. Work Organization, Regional Development and Industrial Democracy, in: *Concepts and Transformation. International Journal of Action Research and Organizational Renewal*, Vol. No. 4/1999, Amsterdam, S. 7f. (Übers. aus dem Englischen, KP.)

ten. Schon aus diesem Grunde wäre es falsch, vorschnell bewährte Instrumentarien von Mitbestimmungs- und Gegenmachtspositionen ad acta zu legen.

Je mehr jedoch zu Methoden der indirekten Steuerung übergegangen wird, desto stärker stellt sich das Problem einer Neufundierung der Gegenmacht. Schließlich sind alle traditionellen Instrumente und Strategien gewerkschaftlicher Politik aus der Notwendigkeit heraus entstanden, die Beschäftigten gegen die Übergriffe der kapitalistischen Kommandanten zu schützen. In der Auseinandersetzung mit den neuen unternehmerischen Machtssystemen stellt sich somit eine neue Aufgabe: „Die Konstitution von Gegenmacht in den Unternehmen wird in Zukunft jedenfalls durch das Nadelöhr der Auseinandersetzung des einzelnen Arbeitnehmers mit der Ambivalenz seines eigenen Willens gehen müssen.“ Ohne eine solche Auseinandersetzung gebe es – so die Meinung von Klaus Peters – „keine Bestimmung der eigenen Interessen, ... auf die Gegenmacht sich stützen muss und von denen sie immer wieder neu hervorgebracht werden muss“.³²

Eines der zentralen Konfliktfelder wird die Auseinandersetzung um ein neues emanzipatorisches Arbeitszeitregime als Baustein eines postfordistischen Regulierungsmodells darstellen. Hier bündeln sich mehrere Interessen- und Bedürfnisfelder. So bilden Dauer, Lage und Verteilung der Arbeitszeiten die Schnittstelle zwischen Arbeits- und Lebenswelt. Aber auch die Frage der sozialen Qualität von Arbeit ebenso wie das Ausmaß an Arbeitsverdichtung stehen mit zur Debatte.

Für diese Auseinandersetzung sind mehrere Schritte erforderlich:

- In den letzten Jahren haben die Gewerkschaften die betriebliche Hegemonie in der Arbeitszeitfrage verloren, die sie im Kontext der Streiks um die 35-Stunden-Woche in den 80er Jahren errungen hatten. Ein erster unerlässlicher Schritt, um die Auseinandersetzung um eine hegemoniale Ausstrahlung erneut zu beginnen, besteht sicherlich darin, die realen widersprüchlichen Erfahrungen mit den modernen Arbeitszeitregimen zu diskutieren. Ohne eine Thematisierung der faktischen Arbeitszeit und der zugrunde liegenden Mechanismen und Zwänge wird kaum eine neue Arbeitszeit-Offensive möglich sein. Dies schließt ein, die Erfahrungen einer Intensivierung der Arbeit und des stummen Zwangs zu überdehnten Anwesenheitszeiten zum Ausgangspunkt zu nehmen. Zweifellos wird dies ein mühevoller und langer Weg sein.

- Im Zentrum der neuen betrieblichen Aushandlungsprozesse wird der Komplex „Lohn – Leistung – Zeit“ stehen. Für die vom Management gesetzten Rahmenbedingungen spielt die Ressourcenfrage eine Schlüsselrolle, die das Maß der Arbeit konkret beeinflusst. Insofern wird Personalbemessung eines der zentralen Themen künftiger Mitbestimmungspolitik. Dies setzt aber

³² Klaus Peters, *Woher weiß ich, was ich selber will?*, a.a.O., S. 10.

voraus, dass die Beschäftigten selbst andere personalpolitische Vorgaben einfordern und gemeinsam verlangen. Eine Beschränkung solcher Aushandlungsprozesse auf die Ebene von individuellen Zielvereinbarungen würde allerdings nur die Schwächeposition der einzelnen Beschäftigten verlängern. Darüber hinaus ist zu diskutieren, ob in die Aushandlung des Volumens von Leistung und Zeit nicht auch die Lebenspartner und -partnerinnen einbezogen werden sollten.

- „Somit erweisen sich neue Formen der Lohn-Leistungs-Regulation, der Entdichtung und Entschleunigung der Arbeit, neue Rechte bei der Personalbesetzung und der Definition des abgeforderten Arbeitspensums nicht nur als notwendige Schritte einer Humanisierung der Arbeits- sondern auch der Lebenswelt.“³³ Dies verlangt dann auch eine Verabschiedung vom Monopol eines lebenslangen, gleich verteilten und männlich geprägten Arbeitszeitmodells im Sinne einer Neudefinition des Verhältnisses von Produktions- und Reproduktionsarbeit. Hierdurch werden unterschiedliche arbeits-, tarif- und sozialrechtliche Optionsregelungen einer Gestaltung von Unterbrechung, Dauer, Lage und Verteilung der Arbeitszeit erforderlich, die die Bedürfnisse der privaten Lebensführung und die Ansprüche der sozialen Lebenswelten berücksichtigen.

Pongratz und Voß ist zuzustimmen: „Wenn ... das ganze Leben Gegenstand der betrieblichen Nutzung von Arbeitskraft wird, dann muss auch wieder das ganze Leben Gegenstand kollektiver Interessenvertretung sein.“³⁴ Was dies im einzelnen für die konkreten Felder gewerkschaftlicher Interessenvertretung und gewerkschaftlichen Organisationslebens bedeutet, sollte Gegenstand einer breiten Debatte werden.

³³ Hans-Jürgen Urban, *Perspektiven einer emanzipatorischen (Arbeits-)Zeitpolitik*, Paris 17. Dezember 1999 (Manuskript), S. 12.

³⁴ Pongratz/Voß, a.a.O. (Soziologentag), S. 9.

Brigitte Stolz-Willig

Flexibilisierung der Arbeit - Chance für ein neues Geschlechterverhältnis?

In kaum einem anderen Land ist die soziale Geschlechterdifferenzierung so stark institutionell verankert worden wie in der Nachkriegs-Bundesrepublik, nämlich im Familienrecht, in der Steuerpolitik, in der Privatisierung der Kinderbetreuung, dem Recht der sozialen Sicherung und nicht zuletzt in der Tarifpolitik. Die offensichtlich ungenügende Reichweite der sozialen Sicherung gegenüber Frauen, die wegen der Übernahme von Familienarbeit ihre Berufstätigkeit aufgeben oder reduzieren, wird im deutschen Sozialstaat mit dem Vorrang der Familiensubstanz begründet und nicht als Diskriminierung von Frauen gesehen.

Mit dem Auf- und Ausbau des Wohlfahrtssystems waren aber auch gegenläufige Entwicklungen verbunden, mit der die auf einer strikten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beruhende Geschlechterordnung in Frage gestellt wurde. Dieser Prozess des Wandels drückt sich in wachsender Beteiligung der Frauen am Bildungssystem und steigender Frauenerwerbstätigkeit ebenso aus wie in einer tiefgreifenden Veränderung der Familienstrukturen. Der Tendenz nach entziehen diese sozioökonomischen Veränderungen auch im Privaten einem Rollenkonzept die Grundlage, das auf der Statusungleichheit der Geschlechter und einer geschlechtsspezifischen Rollenausprägung und Arbeitsteilung beruht.

Der Wandel in den Geschlechterverhältnissen und in den Lebensorientierungen von Frauen gerät zunehmend in Konflikt zu den an traditionellen Familienstrukturen und Geschlechterdifferenzierung orientierten Institutionen des Arbeitsmarktes und der sozialen Sicherung. Dabei drohen die Arbeitsmarktkrise und die Tendenzen der Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeit die zarten Fortschritte einer Modernisierung der alten Geschlechterordnung wieder in Frage zu stellen. Die Frage der Neubestimmung des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und Familienarbeit, ihrer Verteilung zwischen den Geschlechtern und die Enttraditionalisierung des deutschen Arbeitsmarkt- und Geschlechtermodells ist zu einer zentralen Zukunftsfrage des Sozialstaats geworden (Bäcker, Stolz-Willig 1994).

Frauen auf dem Arbeitsmarkt:

Der Trend zu prekärer Erwerbsarbeit verstärkt sich

Als eine zentrale Strukturveränderung des Arbeitsmarktes wird dessen Feminisierung beschrieben. Danach sind Frauen die Gewinnerinnen des wirtschaftlichen Strukturwandels. Tatsächlich waren bereits Anfang der 90er Jahre männerdominierte Branchen von den konjunkturellen und strukturellen Einbrüchen mit erheblichem Beschäftigungsabbau in Ost- und West-

deutschland stärker betroffen als der Dienstleistungsbereich (Engelbrech, Reinberg 1997). Demgegenüber konnten Frauen im Westen von der in der Beschäftigungskrise eintretenden Strukturverschiebung vom verarbeitenden Gewerbe zum Dienstleistungssektor profitieren, so dass trotz des insgesamt drastischen Beschäftigungseinbruchs nach 1992 die westdeutschen Frauen ihr Beschäftigungsniveau über dem Stand von 1991 halten konnten. Frauen in Ostdeutschland hingegen waren in den 90er Jahren weit weniger an den Tertiarisierungsschüben im Dienstleistungsbereich beteiligt und insgesamt weit stärker von Arbeitslosigkeit betroffen als Männer.

Der tertiäre Sektor ist heute immer weniger in der Lage, die Arbeitsplatzverluste in den anderen Wirtschaftsbereichen zu kompensieren. Bei den gegenwärtigen Bestrebungen hin zu einem „schlanken Staat“ und den prognostizierten Beschäftigungsverlusten bei Büro- und Verkaufstätigkeiten besteht die Gefahr einschneidender Beschäftigungseinbrüche in traditionell von Frauen stärker besetzten Dienstleistungsbereichen. Zudem zeigt sich in den letzten Jahren die Tendenz, dass vom Beschäftigungsanstieg bei den zukunftssträchtigen wirtschaftsnahen Dienstleistungen in Ost und West Männer mehr als Frauen profitieren (Engelbrech 1999; Nickel 1999).

Hinter der zunehmenden Erwerbsbeteiligung von Frauen auf dem westdeutschen Arbeitsmarkt verbergen sich bei genauerer Betrachtung unterschiedliche Prozesse: Während die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen in Westdeutschland von 1980 bis 1995 um insgesamt 20 vH gestiegen ist, war diese Entwicklung jedoch von einem gegenläufigen Trend in der durchschnittlichen Arbeitszeit von 35,2 auf 30,2 Stunden pro Woche begleitet, wodurch ihr Anteil am Erwerbsarbeitsvolumen sogar geringfügig zurückging (Schwarz 1997: 76). Während Frauen ohne Kinder ihr Erwerbsverhalten kaum geändert haben, sind (verheiratete) Frauen mit kleinen Kindern verstärkt in das Erwerbsleben eingestiegen - allerdings überwiegend auf der Basis vermehrter Teilzeitarbeit.

Frauen üben nach wie vor Tätigkeiten mit geringerem Arbeitsvolumen als Männer aus. Das zeigen auch Längsschnittstudien der Beschäftigungsverhältnisse von 1993 und 1997 (Holst, Schupp 1998). In diesem Zeitraum ist die sozialversicherungspflichtige Vollzeitbeschäftigung von Frauen überproportional zurückgegangen (um 0,9 Millionen gegenüber 0,6 Millionen bei den Männern) und sind Tätigkeiten in Teilzeit oder als versicherungsfreie geringfügige Beschäftigung überproportional angestiegen. In Ostdeutschland ist diese Entwicklung noch dramatischer: Dort ist die Zahl der versicherungspflichtigen Beschäftigten von 72 vH (1993) auf 56 vH (1997) (Männer 72 vH) zurückgegangen.

Das heißt, die kontinuierlich gestiegene Frauen- und insbesondere Müttererwerbstätigkeit hat das weibliche Arbeitsvolumen kaum ausgeweitet. Anders formuliert: Was als Beschäftigungsgewinn von Frauen deklariert wird, ist vor allem ein Zuwachs an nicht existenzsichernder und häufig sozialversicherungsfreier Erwerbsarbeit.

Das, was heute als „Erosion des Normalarbeitsverhältnis“ bezeichnet wird, läßt sich im Kern als eine Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, eine Ausdehnung der atypischen Beschäftigungsverhältnisse mit Hilfe qualifizierter, erwerbsorientierter und flexibler Frauen interpretieren, „wobei der Kernbestand männlich normierter Arbeitsverhältnisse (und erwerbstätiger Männer) nicht tangiert wurde (vermutlich noch nicht tangiert wurde)“ (Holst, Maier 1998: 511)

Das „Normalarbeitsverhältnis“ als arbeits-, tarif- und sozialrechtlich definierte Regelbeschäftigung war eben keine allgemeingültige, sondern eine männlich dominierte und strukturierte. Sie hatte diskontinuierliche Erwerbsverläufe der Frauen zur Voraussetzung und beruhte auf einem Geschlechterkontrakt, der sich als Modell des männlichen Alleinverdieners beschreiben läßt. Die wachsende Teilzeitbeschäftigung von Frauen, die vorher nicht erwerbstätig waren, kann als eine modernisierte Form des traditionellen Geschlechtervertrages betrachtet werden, freilich ohne diesen in Frage zu stellen (Bäcker, Stolz-Willig 1995).

Das Normalarbeitsverhältnis, das in der Mainstream-Forschung bereits als verabschiedet gilt, wird in der Regel dem Produktionsmodell des Fordismus und dem darin eingeschriebenen Klassenkompromiss zugeschrieben. Mit dem Ende der (industriellen) Vollbeschäftigung und dem Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft werde der normative und institutionelle Gehalt des Normalarbeitsverhältnis nicht nur obsolet, sondern zur Fessel der weiteren Entwicklung (Baethge 1999). Demgegenüber haben vor allem feministische Sozialwissenschaftlerinnen darauf hingewiesen, dass das analytische Konzept des Normalarbeitsverhältnisses und das des männlichen Familienernährers „zwei Seiten einer Medaille sind“ (Wagner 2000; vgl. auch Holst, Maier 1998; Stolz-Willig 1995). Wenn das Normalarbeitsverhältnis lediglich die Kehrseite der traditionellen Versorger- bzw. Hausfrauenehe und des männlichen Haupternährers ist, dann muss es zwangsläufig erodieren, wenn sich die Geschlechterrollen verändern und das traditionelle Ehemodell immer weniger gelebt wird.

Die Pluralisierung und Prekarisierung der Beschäftigungsformen (zur Empirie vgl. Hoffmann/Walwei 1998; Wagner 2000) ist danach keine quasi naturgesetzliche Folge des wirtschaftlichen Strukturwandels, sondern ist Folge einer widersprüchlichen Verlaufsform des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses, in dem sich Erwerbs- und Geschlechterrollen verändern, zugleich aber steuerliche und sozialpolitische Regelungen das traditionelle Familienmodell weiterhin fördern und zur Persistenz der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beitragen. „Das auf Förderung der Versorger- und Hausfrauenehe orientierte Steuer- und Sozialsystem, das Fehlen eines ausreichenden öffentlichen Angebotes an Kinderbetreuungsplätzen und die Beibehaltung der Orientierung auf Familienlöhne des männlichen Allein- oder zumindest Hauptverdieners im 'Normalarbeitsverhältnis' sind entscheidende Ursachen dafür, dass Frauen in Westdeutschland trotz wachsender Qualifikation und

Erwerbsbeteiligung nur zu einem reichlichen Drittel am Erwerbsarbeitsvolumen teilhaben“ (Wagner 2000: 20)

Birgit Pfau-Effinger warnt in diesem Zusammenhang vor der Überschätzung des Einflusses institutioneller Regelungen auf diskontinuierliche Erwerbsmuster von Frauen (Pfau-Effinger 1994). Wirksamer seien kulturelle Traditionen, zu denen wesentlich auch die Übereinkunft über das Primat der mütterlichen Erziehungsverantwortung gehöre. Nun soll weder die kulturelle Verankerung der spezifisch westdeutschen Phobie gegenüber der „Fremdbetreuung“ von Kindern bestritten werden, noch lässt sich übersehen, dass gegenüber einem traditionell männlichen, dualistischen Modell von Beruf und Familie, Frauenerwerbsverläufe durch einen doppelten Lebensentwurf bestimmt sind, in dem Berufs- und Familienarbeit im Lebensverlauf stärker integriert sind. Die für die Frauenbeschäftigung beschriebene gegenläufige Entwicklung von Voll- zur Teilzeitarbeit wird jedoch häufig nicht vom Wunsch der Frauen bestimmt, sondern vom (betrieblichen) Arbeitsangebot. Zudem läßt sich zeigen, dass die Institutionen des Arbeits(zeit)rechtes zwar nicht die Einstellungen und Verhaltensweisen in der familialen Lebensführung definieren, mit ihnen sehr wohl aber der Handlungsrahmen für Veränderungs- und Gestaltungspotentiale absteckt wird.

Einige Ergebnisse der empirischen Arbeitszeitforschung

Nach den Daten des IAB-Projektes „Erwerbswünsche und Erwerbsverhalten von Frauen in Ost- und Westdeutschland“, die Ende 1995 erhoben wurden, ist die Bereitschaft zu vermehrter Teilzeitarbeit im Vergleich zu früheren Jahren erheblich gesunken. Darüber hinaus wird die Bereitschaft, in Teilzeitarbeit zu wechseln, an ein Profil der Teilzeitarbeit gebunden, das deutlich abweicht von dem bisher vorherrschenden (hinsichtlich Erwerbsumfang, Qualifikation, Branche und Gewichtung der eigenen Existenzsicherung). Diese Entwicklung hin zu längeren Arbeitszeiten ist auch bei den teilzeitbeschäftigten Frauen erkennbar, von denen ein nicht unerheblicher Teil ihre Arbeitszeit weiter aufstocken möchte. Insbesondere Frauen, die 15 Stunden oder weniger arbeiten, würden gerne mehr arbeiten (Beckmann, Kempf 1996).

Auch die Längsschnittuntersuchungen von Holst und Schupp (eine Gegenüberstellung von 1993 und 1997) bestätigen dies. Nur vollzeitbeschäftigte Frauen in Westdeutschland und ältere Beschäftigte würden ihre Arbeitszeit gerne verringern, jüngere Frauen und Männer, vor allem auch Väter (!) streben längere Arbeitszeiten an (Holst, Schupp 1998: 296) Während 1993 praktisch kein vollbeschäftigter Mann mit einem Kleinkind im Haushalt seine Erwerbstätigkeit ausdehnen wollte, wünschten dies 1997 bereits 44 vH. Nur noch ein knappes Fünftel, gegenüber nahezu zwei Drittel 1993, strebten eine Verkürzung ihrer Arbeitszeit an.

Diese Befunde könnte man dahin interpretieren, dass einer stärkeren Orientierung der Frauen auf die Berufsarbeit ein stärkerer Rückzug von Männern

aus familialer Verantwortung und eine stärkere Betonung der Geschlechterkonkurrenz um Arbeit korrespondiert.

Arbeitszeit und Familie: Die Widersprüche verschärfen sich

Von betrieblichen Flexibilisierungsstrategien, die mit neuen Arbeitszeitformen einhergehen, werden häufig neue Spielräume für partnerschaftliche Modelle der Arbeitsteilung erwartet. „Bei integrativen Organisationskonzepten versuchen die Unternehmen, Arbeitszeitpräferenzen von Beschäftigten zu berücksichtigen und diesen eine größere Zeitautonomie zu gewähren. Variable Arbeitszeitformen, die eine Erleichterung der Balance zwischen Berufs- und Privatleben ermöglichen, sowie reduzierte Arbeitszeiten, die für alle Beschäftigten angeboten werden - nicht zuletzt auch um einen sozialverträglichen Personalabbau zu realisieren (!) - ... bieten Frauen tendenziell die Chance zur Realisierung ihrer Arbeitszeitwünsche ... ohne ihnen die bekannten eklatanten Nachteile bei der Unterbrechung ihrer Erwerbsarbeit wegen Familienaufgaben und der allein auf Mütter zugeschnittenen Halbtagsarbeit zuzumuten.“ (Goldmann 1997: 162) Nun soll nicht bestritten werden, dass es zwischen betrieblichen Arbeitszeitanforderungen und Zeitbedarfen der Beschäftigten Schnittmengen geben kann, die - bei kollektiver und individueller Aushandlungsmacht - auch sozialverträglich gestaltbar sind. Für das Gros der Beschäftigten aber sind die betrieblichen Arbeitszeiterfordernisse das Datum, an das sie sich zu halten haben. Eine Auswertung des WSI-Tarifarchivs kommt zu dem Ergebnis: „Bei den vorfindlichen Typen von Arbeitszeitkonten dominieren eindeutig jene, die auf die flexible Verarbeitung von kurz- und mittelfristigen Änderungen der Markt- und Produktionsbedingungen reagieren. Die Flexi-Optionen der Beschäftigten bilden die abhängige Variable, die sich im Regelfall lediglich im vorgegebenen engen Rahmen betrieblicher Anpassungserfordernisse entfalten können.“ (WSI 1998, S.13).

Die Flexibilisierung von Lage und Verteilung der Arbeitszeiten im Rahmen neuer tarifpolitischer und betrieblicher Regelungen wie Arbeitszeitkonten, Arbeitszeitkorridore und Jahresarbeitszeitmodelle haben aber nicht nur gravierende Veränderungen der betrieblichen Arbeitsorganisation und der Bedingungen der Leistungsverausgabung zur Folge. Sie setzen neue und erheblich restriktivere Bedingungen für die Abstimmung von Berufsansforderungen und Alltagsorganisation. Die Haupttendenz der Flexibilisierung ist nicht eine „zeitliche Entflechtung familiärer und beruflicher Anforderungen“, sondern die Auflösung kollektiv regulierter Zeitinstitutionen auch in der Industriearbeit (Garhammer 1994, 1996). Damit nehmen Arbeitsbelastungen zu, aber auch die Zeitnöte und Probleme der Zeitkoordination:

Die Zunahme von Überstunden und die Einführung von Jahresarbeitszeitmodellen verschärft den Widerspruch zwischen kurzfristig angesetzten Arbeitsanforderungen und der Notwendigkeit der Planung und Stabilität der Familienzeiten. Dies wird verschärft durch den spezifisch (west)deutschen Mangel an öffentlichen Betreuungseinrichtungen mit ausreichenden Öffnungszeiten.

Die Erfüllung beruflicher Pflichten von Männern bzw. höheren Positionsinhabern wird an kontinuierlicher Vollzeittätigkeit festgemacht, die Bereitschaft der Betriebe, Teilzeitarbeit in qualifizierten Berufspositionen zu ermöglichen ist - trotz Mobilzeit-Kampagnen - kaum gewachsen. Im Gegenteil wachsen bei qualifizierten Fach- und Führungskräften die Beschäftigtengruppen, für die die Differenzen zwischen vereinbarter und tatsächlich geleisteter Arbeitszeit zunehmen oder für die Arbeitszeiten überhaupt nicht mehr vertraglich vereinbart werden (Wagner 1998). Und zusätzlich wachsen die Anforderungen räumlicher Mobilität und führen zur Wiederkehr einer Familienform, die aus der vorindustriellen Zeit von Wanderarbeitern bekannt war.

Die Aufgabe, eine Balance herzustellen zwischen Erwerbs-, Familien- und Individualzeiten, bleibt im wesentlichen den Frauen überlassen, und diese Aufgabe dürfte mit der Zunahme der Flexibilisierungsmuster in der Arbeitswelt und fehlenden privaten und öffentlichen Unterstützungsnetzen in den vergangenen Jahren kaum einfacher geworden sein. Diese These wird durch eine Vielzahl neuerer Arbeitszeitstudien gestützt.

In einem Forschungsprojekt der Hans-Böckler-Stiftung sind die Auswirkungen des VW-Modells auf die Lebensführung untersucht worden (Jürgens, Reinecke 1998). Damit wurden erstmalig nicht Arbeitszeitpräferenzen, sondern die konkrete Wirkung von Arbeitszeitsystemen auf die innerfamiliäre Arbeitsteilung zum Forschungsgegenstand. Von einheitlichen Mustern familiärer Arbeitsteilung kann nach den Ergebnissen der Studie selbst in traditionellen Facharbeitermilieus nicht ausgegangen werden. Die Untersuchungen belegen, dass Arbeitszeitverkürzung zwar nicht notwendig eine Veränderung der innerfamiliären Arbeitsteilung zur Folge hat, umgekehrt können Einstellungsveränderungen aber nur dann auch zu Verhaltensänderungen werden, wenn insgesamt kürzere und zugleich verlässliche und planbare Arbeitszeiten hierfür einen Rahmen setzen. Demgegenüber ließen sich in den Unternehmens-Standorten, wo die Arbeitszeitverkürzung mit einer starken Ausweitung von Flexibilisierung verbunden war, nicht nur keine positiven Effekte auf das Familienleben ausmachen, sondern es kam zu einer deutlichen Retraditionalisierung der innerfamiliären Arbeitsteilung, auch entgegen vorhandener Orientierungen an egalitärer Arbeitsteilung.

Eine Studie zur Wirksamkeit betrieblicher Gleichstellungsmaßnahmen in Berliner Verwaltungen hat gezeigt, dass Männer nicht etwa einen aktiven, bewussten Widerstand gegen Gleichstellungsziele betreiben. Als Gleichstellung verhindernd identifiziert sie eine hegemoniale männerbündische Arbeits- und Organisationskultur, mit der Einstellungsänderungen hinsichtlich eines neuen, Beruf und Familie integrierenden Arbeitsverständnisses auch in männlichen Beschäftigtengruppen marginalisiert und diskriminiert werden. „Der materielle Gewinn aus patriarchal-kapitalistischen Herrschaftsverhältnissen akkumuliert sich in den Händen von immer weniger Männern ... Nur noch mit voller Konzentration auf den Beruf und mit Beziehungen ist einer

der wenigen sicheren Arbeitsplätze zu erringen. Die von uns beschriebenen konservativen Familienmodelle und die gesundheitsfeindliche Lebenshaltung der Führungskräfte, die Lebensweise der männlichen Übererfüller wird kulturell noch dominanter, männerbündische Kartelle nehmen an Bedeutung zu, obwohl sie immer weniger der Realität der meisten Männer entsprechen.“ (Höyng, Puchert 1998: 72).

Von Interesse in diesem Zusammenhang sind ebenso Forschungsergebnisse zur Telearbeit. Mit der Einführung von Telearbeit wird zumeist die Hoffnung auf familienfreundliche Arbeitsformen und -zeiten verbunden. Susan Geideck analysiert die Implementation von Telearbeit als Prozess, in dem betriebliche Rationalisierungskalküle die Flexibilisierungspotentiale nutzen, die zwischen Familie und Beruf entstehen. Telearbeit wird in neuen Organisationskonzepten als ein Kernstück der Rationalisierung behandelt, womit zugleich das „Verschwinden der Frauenfrage“ verbunden zu sein scheint. „Das Konzept hat förmlich eine Geschlechtsumwandlung erfahren: Telearbeiter heute (und in Zukunft) sind männlich, hochqualifiziert und an produktivem, effizientem Arbeiten in aller Ruhe zu Hause oder in unmittelbarer Kundennähe interessiert; Frauen erscheinen als Ausnahme von der Regel mit nur einem Grund zur Telearbeit: dem Wunsch nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (Geideck 1999: 142). Frauen werden als Pionierinnen einer Auflösung und Neubestimmung industrieller Arbeits(zeit)regime instrumentalisiert, ohne dass freilich - wie häufig angenommen - tradierte Geschlechtergrenzen grundsätzlich in Frage gestellt werden. Vielmehr konstituieren sich im Prozeß der Flexibilisierung von Arbeitsmärkten und -verhältnissen Arbeitsidentitäten und Beschäftigungsprivilegien neu, und zwar durchaus entlang der Geschlechtergrenzen.

Neudefinition des Normalarbeitsverhältnis - es ist normal, verschieden zu arbeiten

Wenn die Schlagworte „Individualisierung der Lebensstile, Zeitsouveränität und Gleichberechtigung“ ernst genommen werden sollen, so hat das weitreichende Folgen für das gesamte Arbeits- und Sozialgefüge (Stolz-Willig, Wiethold 1999). Die mit dem Kapitalismus verallgemeinerte Trennung zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre müsste teilweise wieder rückgängig gemacht werden und das Kapital gezwungen werden, lebensweltliche Anforderungen und Interessen in der Gestaltung von Arbeitszeiten, Arbeitsbedingungen und Arbeitsorganisation zu berücksichtigen. Eine Rückbindung der Arbeit an die Lebensinteressen der Menschen würde für eine Neubestimmung des Normalarbeitsverhältnisses bedeuten,

- dass Beschäftigte im Laufe ihres Lebens zwischen Vollzeitarbeit, Teilzeitarbeit und Arbeitsunterbrechung ohne Verlust an sozialer Sicherung und beruflichen Weiterentwicklungsmöglichkeiten wechseln können,

- dass private und öffentliche Unternehmen sowohl bei der Festlegung des Arbeitsvolumens wie der Arbeitszeitlage auf die unterschiedlichen und wechselnden Interessen der Beschäftigten Rücksicht zu nehmen hätten.

Die Durchsetzung eines so reformierten Normalarbeitsverhältnisses erfordert eine Re-Regulierung auf der Ebene von Gesetzen und Flächentarifverträgen anstelle der jetzt verfolgten Tendenzen zur Dezentralisierung. Individuelle und/oder gruppenspezifische Arbeitszeitregelungen tragen bei anhaltend hoher Arbeitslosigkeit die Gefahr in sich, Segmentierungen im Beschäftigungssystem zu verstärken. Angesichts der Machtasymmetrie auf dem Arbeitsmarkt verfügen nur leistungsstarke Beschäftigte mit einer wichtigen betrieblichen Position über die (Verhandlungs-)stärke, ihre Interessen auszuhandeln und gegen den Betrieb durchzusetzen. Vor allem wegen der Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt kann die Durchsetzung individueller Arbeitszeitregelungen deshalb nicht in einen Gegensatz zu weiteren Schritten der Wochenarbeitszeitverkürzung gebracht werden. Der Verzicht auf eine Begrenzung und generelle Reduzierung des tariflichen Arbeitszeitstandards wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht auf einen nachhaltigen Effekt der Umverteilung des Erwerbsarbeitsvolumens auf mehr Personen und damit auch gleichbedeutend mit dem Verzicht auf eine Veränderung des Machtungleichgewichts auf dem Arbeitsmarkt zu Gunsten der abhängig Beschäftigten.

In der betrieblichen Realität setzen sich in der Regel Rentabilitätsinteressen gegen individuelle Zeitpräferenzen durch. Um die Zeitsouveränität im Interesse und nach den Bedürfnissen der Beschäftigten zu stärken, bedarf es kollektivrechtlicher Regelungen, die es den abhängig Beschäftigten erlauben, die betrieblichen Machtstrukturen zumindest partiell zu ihren Gunsten zu verändern. Zeitautonomie verlangt insofern nicht - wie in der Arbeitszeitdebatte häufig angenommen wird - nach einer Deregulierung, sondern nach einer Stärkung gewerkschaftlicher Durchsetzungsmacht und einer erweiterten Regulierung der Anspruchsbedingungen und Rahmensetzungen (Büssing, Seifert 1995).

Wie lassen sich problem- und lebenslagenbezogene Rechtsansprüche, also jeweilige Minderheiteninteressen im Rahmen einer auf Mitglieder mobilisierung angewiesenen Tarifpolitik aber durchsetzen? Differenzierte Arbeitszeiten für einzelne Beschäftigtengruppen, insbesondere bei einem Bezug zu außerbetrieblichen Lebenslagen, bergen die Gefahr abnehmender Bereitschaft der Beschäftigten zu kollektiver Interessenvertretung. Eine über den Schutz unmittelbarer Beschäftigteninteressen hinausreichende Gestaltungskraft können die Gewerkschaften aber nur gewinnen, wenn die auch nicht direkt aus den betrieblichen Interessengegensätzen resultierenden gesellschaftlichen Konfliktfelder in die Tarifpolitik Eingang finden. Dies setzt voraus, dass die (zunehmenden und zumeist weiblichen) Teile der Beschäftigten auf die gewerkschaftliche Politik stärker Einfluß nehmen können, die bislang, weil sie diskontinuierlich oder in atypischen Beschäftigungsverhältnissen beschäftigt sind, in der gewerkschaftlichen Interessenvertretung kaum vorkamen.

Eine stärker individualisierte, auf spezifische Lebenslagen bezogene Arbeitszeitpolitik stellt aber nicht nur neue Anforderungen an die betriebliche und tarifliche Demokratie. Sozialverträglichkeit des Arbeitszeitinventars kann sich nicht allein über das In-Beziehung-Setzen und Austarieren betrieblicher und individueller Interessen definieren, sondern macht überbetriebliche Zeitkoordination und gesellschaftliche Konsensbildung über kollektiv zu schützende Zeitzonen notwendig, wie die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um den Ladenschluß oder das Wochenende veranschaulichen.

Die Neubestimmung des Normalarbeitsverhältnisses setzt den Umbau der sozialen Sicherungssysteme voraus

Zweifellos steht das soziale Sicherungssystem der Bundesrepublik vor einer Bewährungsprobe. Vollbeschäftigung erscheint kaum mehr erreichbar. Damit einher geht die verminderte Bedeutung des Normalarbeitsverhältnisses und damit auch des Familienernährerkonzeptes. Ebenfalls unbestritten ist die Tatsache, dass Frauen im heutigen Sicherungssystem i.d.R. nur geringe, meist nicht ausreichende individuelle Sicherungsansprüche erwerben können. Dazu tragen Fehlanreize im Steuer- und Sozialsystem bei (wie das Ehegatten-Splitting, die Mitversicherung der Ehefrau in der Krankenversicherung etc.), mit der die Nichterwerbstätigkeit oder lediglich geringfügige Beschäftigung von Ehefrauen subventioniert wird. Die begrenzte Anerkennung von Erziehungs- und Pflegeleistungen im Erziehungsgeld- und Pflegeversicherungsgesetz hat weder ausreichende eigenständige Sicherungsansprüche von Frauen realisiert noch gar Männern einen Anreiz gegeben, sich in der Sphäre der Pflegearbeit zu engagieren.

Der spezifisch westdeutsche Geschlechterkompromiss, mit dem auf der Grundlage von hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten, Vollbeschäftigung der männlichen Erwerbsbevölkerung und hohen Tariflöhnen eine weitgehende Privatisierung der Familienarbeit als Leitbild durchgesetzt werden konnte, ist mit der Pluralisierung von Lebens- und Familienformen und den wachsenden, bzw. in den neuen Bundesländern anhaltend hohen Erwerbsinteressen der Frauen längst brüchig geworden. Mangelnde Integrationschancen in den Arbeitsmarkt und die ausbleibende Anpassung der sozialen Sicherungssysteme an veränderte Erwerbsorientierungen werden heute selbst zum wesentlichen Verstärker der allseits beklagten Erosion der Familie.

Es ist daher nur zu verständlich, dass in der sozialpolitischen Reformdebatte ein Ansatz gesucht wird, der der Logik des Erwerbssystems und der lohnarbeitszentrierten sozialen Sicherungssysteme eine gerechtere Sicht auf die Leistungen einer Gesellschaft und ihrer einzelnen Mitglieder entgegensetzt. Der Abschied von der Erwerbsarbeit als zentralem Steuerungszentrum des Sozialstaats steht demnach auf der Tagesordnung. Forderungen nach einer Neudefinition und -bewertung der Arbeit (vgl. Becker 2000: 7) wollen von Grund auf ein neues Verständnis von Arbeit, Einkommen und sozialer Sicherung durchsetzen.

Dabei stellt sich die Frage einer Neubewertung insbesondere der bislang unsichtbaren Familienarbeit in doppelter und widersprüchlicher Perspektive: Die Frauen, die sich aus der traditionellen Hausfrauenrolle gelöst haben und berufstätig sind, wenn auch vielfach in schlecht bezahlten Berufsbereichen und -positionen und häufig diskontinuierlich beschäftigt, sehen ihre Doppelbelastung im System der sozialen Sicherung nicht honoriert. Unzufrieden sind aber auch die Frauen, auf deren Bedürfnisse das traditionelle System der sozialen Sicherung zugeschnitten ist, nämlich die in traditioneller Hausfrauehe lebenden Frauen. Die Prämierung der Hausfrauehe, die der Sozialstaat an sich reichlich zur Verfügung stellt, kann anders als früher nicht mehr ausreichen, die zunehmend als Randexistenz empfundene Rollensituation zu kompensieren.

Dieses Nebeneinander von traditioneller und neuer Orientierung reflektiert, dass es Ungleichzeitigkeiten in den Lebensmustern von Frauen, Männern und Familien gibt und der soziale Wandel sowie die Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen uneinheitlich erfolgen. Das heißt dann aber auch, dass es Interessen- und Verteilungskonflikte gibt, zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten, zwischen den Geschlechtern und auch zwischen den Frauen selbst, die nach verschiedenen Lebensmustern leben. In der Forderung nach „Neubewertung der Familienarbeit“ bündeln sich gesellschaftspolitische Bestrebungen, die in Wirklichkeit konträr sind.

Der vordergründige Konsens über die Neubewertung der gesellschaftlich notwendigen, privaten Erziehungs- und Pflegearbeit zerbricht schnell, wenn über die unterschiedlichen gesellschaftlichen Leitbilder entschieden werden soll. Bezüglich der Auswirkungen sozialpolitischer Maßnahmen auf das Erwerbsverhalten verheirateter Frauen kann man zwei grundverschiedene normative Positionen vertreten: auf der einen Seite wird durch die Forderung nach der Einführung eines Familiengehaltes und ausgeweiteten Anerkennungszeiten in der Rentenversicherung (Kindererziehung als „Naturalbeitrag“) versucht, das hergebrachte Frauen-, Familien- und nicht zuletzt Männerbild besser als bisher abzusichern und dadurch zu stabilisieren. Der Konflikt zwischen Beruf und Familie soll durch Stärkung und Neubewertung der Hausarbeit und Mutterrolle gelöst werden (Leipert, Opielka 1998). Auf der anderen Seite stehen Reformüberlegungen, die an einer partnerschaftlichen Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie orientiert sind, was heißt, ein System von Einrichtungen der Kinderbetreuung mit entsprechenden Öffnungszeiten, eine für alle reduzierte Wochen- und Jahresarbeitszeit, eine soziale Regulierung der Flexibilisierung von Arbeitszeiten und -organisation, ein Recht auf geteilten Elternurlaub mit vollständigem Ausgleich des Einkommensausfalls und nicht zuletzt ein konsequenter Abbau der Prämierung der Hausfrauen-Ehe im Steuer- und Sozialrecht.

Bisher sind in der Diskussion die gesellschaftspolitischen Implikationen dieser beiden Ansätze nur unzureichend reflektiert worden. Dabei handelt es sich nicht nur um verschiedene Gestaltungsoptionen auf dem Weg zu einem

letztlich gemeinsamen Ziel. Vielmehr werden hier mit der gleichen Zielformulierung, endlich Arbeit ganzheitlich zu definieren und eine soziale Absicherung der Erziehungsleistungen zu erreichen, die effektiv gegen Armutsrisiken schützt, zwei Gesellschaftsmodelle entworfen, die gegensätzlicher kaum sein könnten.

Literatur

- Becker, Uwe, Was macht Arbeit so wertvoll, dass sie mit Geld aufgewogen wird?, in: Frankfurter Rundschau, Dokumentation, 10. Januar 2000
- Bäcker, Gerhard., Stolz-Willig, Brigitte (Hrsg.), Kind, Beruf, Soziale Sicherung, Zukunftsaufgabe des Sozialstaats, Köln 1994
- Bäcker, Gerhard, Stolz-Willig, Brigitte, Förderung von Teilzeitarbeit: Aufgabe für die Tarif-, Sozial- und Gleichstellungspolitik, in: Keller, B., Seifert, H. (Hrsg.), Atypische Beschäftigung, verbieten oder gestalten? Köln 1995
- Baethge, Manfred, Transformation des Industrialismus - Konturen der Dienstleistungsbeschäftigung im 21. Jahrhundert, Tagungsbeitrag, Bonn 23.6.1999
- Beckmann, Petra, Kempf, Birgit, Arbeitszeit und Arbeitszeitwünsche von Frauen in West- und Ostdeutschland, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 3/1996
- Büssing, André, Seifert, Hartmut (Hrsg.), Sozialverträgliche Arbeitszeitgestaltung, München/Mehring 1995
- Butterwegge, Christoph, Wohlfahrtsstaat im Wandel, Probleme und Perspektiven der Sozialpolitik, Opladen 1999
- Engelbrech, Gerhard, Folgen der Beschäftigungskrise, Zur aktuellen Beschäftigungsentwicklung bei ost- und westdeutschen Männern und Frauen, IAB Werkstattbericht, Nr.3/12.3.1999
- Engelbrech, Gerhard., Reinberg, Almut, Frauen und Männer in der Beschäftigungskrise der 90er Jahre, IAB Werkstattbericht Nr. 11/1997
- Garhammer, Manfred, Auf dem Weg zu egalitären Geschlechterrollen? Familiäre Arbeitsteilung im Wandel, in: Schneider/Buba (Hrsg.), Familie zwischen gesellschaftlicher Schablone und individuellem Design, Stuttgart 1996
- Garhammer, Manfred, Balanceakt Zeit, Auswirkungen von flexiblen Arbeitszeiten auf Alltag, Freizeit und Familie, Berlin 1994
- Geideck, Susan, Flexible Arbeitsverhältnisse - stabiles Geschlechterverhältnis? in: Egloff, N., Schmiede, R. (Hrsg.) Ungleiche Beschäftigung, Soziale und geschlechtliche Strukturen von Arbeitsmärkten, SAMF Arbeitspapier 1997-1
- Goldmann, Monika, Weibliche Dienstleistungsarbeit und Globalisierung, in: Alt Vater/Haug/Negt u.a., Turbo-Kapitalismus, Gesellschaft im Übergang ins 21. Jahrhundert, Hamburg 1997
- Hoffmann, Edeltraut, Walwei, Ulrich, Normalarbeitsverhältnis - ein Auslaufmodell? Überlegungen zu einem Erklärungsmodell für den Wandel der Beschäftigungsformen, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Heft 3/1998
- Holst, Elke, Maier, Friederike, Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Heft 3/1998
- Holst, Elke, Schupp, Jürgen, Arbeitszeitpräferenzen in West- und Ostdeutschland 1997, Potential für Verkürzung der Arbeitszeit gesunken, in: DIW Wochenbericht, Heft 37/1998
- Höyng, Stephan, Puchert, Ralf, Die nicht angenommene Herausforderung: Patriarchale Arbeitskultur, Maskulinitäten und berufliche Gleichstellung, in: IfG, Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 3/1998

- Jürgens, Kerstin, Reinecke, Karsten, Zwischen Volks- und Kinderwagen, Auswirkungen der 28,8 Stunden-Woche bei der VW AG auf die familiäre Lebensführung von Industriearbeitern, Berlin 1998
- Leipert, Christian, Opielka, Michael, Erziehungsgehalt 2000, ein Weg zur Aufwertung der Erziehungsarbeit, Gutachten erstellt im Auftrag des Deutschen Arbeitskreises für Familienhilfe, Freiburg 1998
- Nickel, Hildegard Maria, Industriegesellschaft am Ende - Arbeit abgeschafft? Frauen und der Geschlechterkampf um Erwerbsarbeit, in: Stolz-Willig, B., Veil, M. (Hrsg.), Es rettet uns kein höh res Wesen ... Feministische Perspektiven der Arbeitsgesellschaft, Hamburg 1999
- Pfau-Effinger, Birgit, Soziokulturelle Grundlagen der Entwicklung der Teilzeitarbeit in Europa - am Beispiel von Finnland und Westdeutschland, in: SAMF Arbeitspapier 1994-1
- Schwarz, Karl, Teilzeitbeschäftigung und Arbeitszeitwünsche, in: Sozialer Fortschritt, Heft 3/1997
- Stolz-Willig, Brigitte, Sozialverträgliche Arbeitszeitgestaltung und Geschlechterverhältnisse, in: Büssing/Seifert (Hrsg.), Sozialverträgliche Arbeitszeitgestaltung, München und Mehring 1995
- Stolz-Willig, Brigitte, Wiethold, Franziska., Auf konflikthaften Wegen zu neuer Arbeit. Gegen naive Vorschläge und billigen Konsens, in: Arlt, H. J., Nehls, S. (Hrsg.), Bündnis für Arbeit, Konstruktion, Kritik, Karriere, Opladen 1999
- Wagner, Alexandra, Krise des Normalarbeitsverhältnisses? Über eine konfuse Debatte und ihre politische Instrumentalisierung, in: Schäfer, Claus (Hrsg.), Mehr Beschäftigung durch niedrigere Löhne? (Arbeitstitel, erscheint 2000 im VSA Verlag)
- Wagner, Alexandra, Working times of high-level-white-collar workers in Germany. An evaluation of the SOEP, Tagungsbeitrag zur International Labour Market Segmentation, 20th conference, Trento/Italy 1998
- WSI-Informationen zur Tarifpolitik: Arbeitszeitkonten - ein Überblick über ausgewählte tarifliche Regelungen, Düsseldorf, Februar 1998

Z - Nr. 42

erscheint Anfang Juni 2000

mit Beiträgen zum Thema „Kapitalismus in Rußland“ u.a. von Hansgeorg Conert, Eugen Faude, Boris Kagarlitzky, Lutz Maier, Gert Meyer, Helmut Steiner

Außerdem Beiträge zum Themenkomplex „Geschichte und Geschichtstheorie“ von Gottfried Stiehler, Karl Hermann Tjaden, Walter Schmidt und Helmut Bock.

Weitere Beiträge u.a. zur Konjunktorentwicklung von Hans Joachim Höhme, zur MEGA Bd. IV/3 von Carl Erich Vollgraf, zu Kontroversen in der Makroökonomie von Fritz Fiehler

Z - Nr. 43 erscheint Anfang September mit dem Schwerpunktthema „Staat und grosses Kapital“

„Die schwarzen Bäume wachsen nicht in den Himmel, die rote Sonne ist noch da“

NRW: Strukturumbruch im sozialdemokratischen Kernland

Die Kommunalwahlen in NRW vom September 1999 waren für die SPD ein Desaster. Auch wenn die Spendenaffäre der CDU der SPD noch einmal den Wahlerfolg bei den im Mai 2000 anstehenden Landtagswahlen retten dürfte, lohnt sich ein Blick auf die sozio-ökonomischen und sozial-räumlichen Verschiebungen der letzten Jahre in diesem Kernland der deutschen Sozialdemokratie, um mögliche Ursachen für das Ende der SPD-Dominanz in den Städten an Rhein und Ruhr zu erkennen.

Kommunalwahlen 1999: Ein politisches Erdbeben an Rhein und Ruhr

Die Kommunalwahlen vom September 1999 haben zu einem politischen Erdbeben in den Städten an Rhein und Ruhr geführt. Die SPD verlor in den fünf beispielhaft untersuchten Städten zwischen 14,3% (in Essen) und 6,3% (in Düsseldorf). Umgekehrt legte die CDU sehr deutlich zu (zwischen 9,7% in Düsseldorf und 15,8% in Essen). Auffallend ist der geringe Verlust von Bündnis 90/Die Grünen in Köln (0,4%), während sie in den anderen Städten zwischen 2,3% (Dortmund) und 5,6% (Düsseldorf) verloren.

Aufgrund des Wegfalls der 5%-Hürde gelang der PDS in allen hier untersuchten Städten der Einzug in den Rat, mit Wahlergebnissen zwischen 2,1% in Köln und 4,2% in Duisburg. (Siehe Tabelle 1) In ganz NRW ist sie jetzt in 17 Stadträten und vier Kreistagen mit insgesamt 33 Mitgliedern vertreten.

In NRW werden nach den Kommunalwahlen vom September 1999 neun der 16 Städte mit mehr als 200.000 EinwohnerInnen von einer/einem CDU-OberbürgermeisterIn regiert, in nur sieben konnten sich die SPD-KandidatInnen durchsetzen. Damit einher geht auch ein Wechsel der Mehrheiten in den Stadträten: 1994 stellte die SPD noch in elf dieser 16 Städte die stärkste Ratsfraktion, 1999 liegt sie nur noch in Oberhausen, Duisburg und Bochum vorn. In den 13 anderen Städten stellt jetzt die CDU die stärkste Fraktion.

Informativ ist die von der SPD veröffentlichte Statistik zur Ausschöpfung der WählerInnenpotentiale¹: Demnach erzielt die SPD in den 90er Jahren ihr bestes Wahlergebnis bei der Bundestagswahl 1998. Sie konnte 5,097 Millionen WählerInnenstimmen gewinnen. Nimmt man diese Zahl als Bezugspunkt, so

¹ SPD, Landesverband NRW (Hrsg.): kompakt. Sonderausgabe 13. September 1999, Düsseldorf 1999, S. 3.

konnte sie bei den Kommunalwahlen 1999 nur 49% ihres WählerInnenpotentials ausschöpfen. Die CDU erzielte bei den Kommunalwahlen 1994 ihr bestes Ergebnis. Damals konnte sie 4,217 Millionen WählerInnenstimmen gewinnen. Schon 88% dieser Stimmen (= 3,731 Millionen) reichten aus, um den großen Erfolg bei den Kommunalwahlen 1999 zu erzielen.

Tabelle 1: Ausgewählte Ergebnisse der Kommunalwahlen 1999 in Nordrhein-Westfalen (in Prozent)²

	SPD	CDU	B'90/Grüne	PDS	OberbürgermeisterIn
Köln	30,3 (-12,2)	45,3 (+11,4)	15,8 (-0,4)	2,1	Blum, Harry (CDU) (1)
Düsseldorf	35,2 (-6,3)	49,4 (+9,7)	7,1 (-5,6)	2,3	Erwin, Joachim (CDU) (1)
Duisburg	45,3 (-13,2)	41,5 (+12,8)	6,0 (-2,7)	4,2	Zieling, Bärbel (SPD)
Essen	35,0 (-14,3)	49,4 (+15,8)	8,1 (-2,8)	2,5	Reiniger, Wolfgang (CDU)
Dortmund	41,0 (-10,4)	41,7 (+11,3)	9,9 (-2,3)	3,6 (+1,6) (2)	Langmeyer, Gerd (SPD) (1)

(1) im zweiten Wahlgang; (2) Linkes Bündnis Dortmund

Die ganze Hilflosigkeit der nordrhein-westfälischen SPD, sich dieses Debakel zu erklären, offenbart sich in der Analyse des SPD-Landesgeschäftsführers Ulrich Wehrhöfer, der die Niederlage der SPD mit der extrem niedrigen Wahlbeteiligung zu erklären versuchte.³ Hier werden vor lauter Schreck Ursache und Wirkung durcheinandergeworfen, denn die geringe Wahlbeteiligung ist durch das Fernbleiben der potentiellen SPD-WählerInnen verursacht - und nicht umgekehrt. Auch die Aussagen von Ministerpräsident Wolfgang Clement („Wir haben Schlimmstes verhindert, aber Schlimmes ist geschehen.“⁴) und des SPD-Landesvorsitzenden Franz Müntefering („Die schwarzen Bäume wachsen nicht in den Himmel, die rote Sonne ist noch da.“⁵) offenbaren eigentlich nur eins: wie tief der Schock über das verheerende Wahlergebnis diesen beiden Spitzengenossen in die Glieder gefahren ist.

² Die Angaben in dieser Tabelle beruhen auf Informationen des SPD-Landesverbandes NRW.

³ SPD, Landesverband NRW (Hrsg.): kompakt. Sonderausgabe 13. September 1999, Düsseldorf 1999, S.2

⁴ Zitiert nach: Kölner Stadt-Anzeiger vom 27.09.1999.

⁵ SPD, Landesverband NRW (Hrsg.): kompakt. Sonderausgabe 27. September 1999, Düsseldorf 1999, S. 1.

Die nordrhein-westfälische SPD müsste sich eingestehen, dass es eben nicht nur „die schlechte bundespolitische Großwetterlage“⁶ gewesen ist, die sich ausgewirkt hat. Und man kann auch nicht alles auf die Skandale in Köln und Dortmund schieben - auch wenn deren fatale Wirkung auf die Glaubwürdigkeit der SPD in ganz NRW nicht unterschätzt werden darf.

Mindestens zwei weitere Gründe sind bei der Analyse der Wahlniederlage jedoch zu berücksichtigen:

- Die ökonomischen und sozio-kulturellen Strukturveränderungen entziehen der SPD zunehmend das politisch-soziale Milieu, aus dem sie bei ihren früheren Wahlerfolgen schöpfen konnte, ohne dass sie bisher eine stabile, neue WählerInnenbasis gefunden hätte.

- Die sozialdemokratische Kommunalpolitik ist eine stark auf die Interessen der Unternehmen und gehobener Einkommensschichten ausgerichtete „Standortpolitik“ und trägt damit letztlich zu einer Verschärfung der sozial-räumlichen Polarisierung bei, auch wenn sie immer wieder mit einzelnen Maßnahmen versucht, dem entgegenzusteuern. Dies führt zu einem Verlust an Unterstützung gerade der benachteiligten Bevölkerungsgruppen.

Wirtschaftlich keine dramatischen Strukturbrüche, aber eine allmähliche Abkoppelung

Ein Vergleich der fünf größten Städte an Rhein und Ruhr zeigt, dass die ausgewählten Großstädte im Ruhrgebiet gegenüber dem Vergleichsjahr 1978 allesamt einen deutlichen Rückgang der Zahl sozialversicherungspflichtig beschäftigter ArbeitnehmerInnen hinnehmen mussten, während Köln leichte Zuwächse erzielte (3,4%) und Düsseldorf stagnierte (+0,3%) (s. Tabelle 2).

Tabelle 2: Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte⁷

	1978	1988	Index 1978=100	1998	Index 1978=100
Köln	417.814 (3)	418.180 (1)	100,0	432.112 (4)	103,4
Düsseldorf	335.674 (1)	338.613 (1)	100,9	336.841 (1)	100,3
Essen	233.709 (3)	219.255 (3)	93,8	214.614 (1)	91,8
Dortmund	223.929 (2)	198.935 (2)	88,8	185.314 (1)	82,8
Duisburg	211.854 (2)	183.621 (2)	86,7	156.679 (1)	74,0

(1) Stand am 30.06., (2) am 30.09., (3) am 31.12., (4) am 30.06.1997

⁶ SPD, Landesverband NRW (Hrsg.): kompakt. Sonderausgabe 13, a.a.O.

⁷ Die Angaben in dieser und den folgenden Tabellen beruhen auf Informationen der statistischen Ämter der jeweiligen Städte und auf eigenen Berechnungen.

In den drei Ruhrgebietsstädten stehen massiven Arbeitsplatzverlusten im sekundären Sektor deutlich geringere Zuwächse im tertiären Sektor gegenüber. In Köln und Düsseldorf konnte dieser Zuwachs jedoch die Verluste im sekundären Sektor (annähernd) kompensieren (s. Tabellen 3.1 und 3.2).

Tabelle 3.1: Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte, gegliedert nach Wirtschaftsbereichen⁸

absolut	1978		1988		1998			
	sek. Sektor	tertiärer Sektor	sek. Sektor	tertiärer Sektor	sek. Sektor	Index 1978=100	tertiärer Sektor	Index 1978=100
Düsseldorf	122.692 (1)	212.326	106.320 (1)	231.400	76.833 (1)	62,6	259.397	122,2
Köln	166.047 (3)	250.706	143.818 (3)	277.406	106.663 (1)	64,2	322.460	128,6
Essen	103.175 (3)	129.542	82.691 (3)	135.472	61.269 (1)	59,4	152.056	117,4
Dortmund	110.573 (2)	112.480	77.966 (2)	119.723	53.489 (1)	49,3	130.732	116,2
Duisburg	123.607 (2)	87.570	94.879 (2)	88.088	64.598 (1)	52,3	91.857	104,9

(1) Stand am 30.06., (2) am 30.09., (3) am 31.12.

Diese Entindustrialisierung an der Ruhr geht deutlich über die allgemeinen Verschiebungen zwischen Industrie und Dienstleistungssektor hinaus.⁹ Sie hängt damit zusammen, dass an der Ruhr Bergbau und Grundstoffindustrie besonders stark vertreten sind und in diesen Branchen generell ein überproportionaler Beschäftigungsabbau stattgefunden hat. Aber das eigentliche Problem besteht darin, dass in der Investitionsgüterindustrie und wichtigen Dienstleistungszweigen die Entwicklung an der Ruhr deutlich schwächer ausfällt als in den anderen Ballungsräumen. Die produktions- und innovationsorientierten Dienste sind in den 90er Jahren zwar weiterhin gewachsen - aber schwächer als im Bundesdurchschnitt und in allen Vergleichsräumen.

⁸ Sekundärer Sektor nach Definition der Statistischen Ämter der Städte: Energie, Bergbau, verb. Gewerbe, Baugewerbe; tertiärer Sektor: Handel, Verkehr, Nachrichten, Kredit, Versicherungen, unternehmensbezogene Dienstleistungen, haushaltsbezogene Dienstleistungen, Staat, Organisationen ohne Erwerbscharakter.

⁹ Vgl. Arbeitnehmerfraktion in der Verbandsversammlung des Kommunalverbandes Ruhrgebiet und Deutscher Gewerkschaftsbund, Landesbezirk NRW (Hrsg.): Ruhr-Memorandum 1997, Bochum/Essen 1997, S. 7ff. (im folgenden: „Ruhr-Memorandum“); auch: Eberhard Dähne: Die Zukunft der Städte und Regionen - Strukturen und Entwicklungstendenzen; in: Institut für Marxistische Studien und Forschungen (Hrsg.): Die Zukunft der Städte und Regionen - Kämpfe und Kampffelder einer alternativen Kommunalpolitik, Frankfurt a.M. 1987, S. 1-62.

Tabelle 3.2: Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte, gegliedert nach Wirtschaftsbereichen

in %	1978		1988		1998	
	sekundärer Sektor	Tertiärer Sektor	sekundärer Sektor	tertiärer Sektor	Sekundärer Sektor	tertiärer Sektor
Düsseldorf	36,6	63,3	31,4	68,3	22,8	77,0
Köln	39,8	60,0	34,0	65,7	24,8	74,9
Essen	44,1	55,4	37,7	61,8	28,5	70,9
Dortmund	49,4	50,2	39,2	60,2	28,9	70,5
Duisburg	58,3	41,3	51,7	48,0	41,2	58,6

Gleiches gilt auch für die Bruttowertschöpfung je EinwohnerIn. Zwar ist sie im Ruhrgebiet zwischen 1980 und 1993 um 59% gewachsen, dieser Zuwachs blieb jedoch deutlich hinter der Entwicklung im gesamten westlichen Bundesgebiet zurück, wo im gleichen Zeitraum eine Zunahme um 82% erreicht wurde.¹⁰ Die Abkopplung des Ruhrgebietes von der Wirtschaftsentwicklung in anderen westdeutschen Ballungsräumen findet also nicht in dramatischen Strukturbrüchen, sondern allmählich statt.

Alle ausgewählten Großstädte an Rhein und Ruhr mussten in den letzten 20 Jahren eine deutliche Zunahme der Arbeitslosen verkraften.¹¹ Der größte Zuwachs ergab sich zwischen 1978 und 1988; in diesem Zeitraum haben sich die Arbeitslosenzahlen durchweg mehr als verdoppelt, in Düsseldorf und Köln sogar fast verdreifacht. Relativ am besten schneidet erstaunlicherweise Duisburg mit einem Zuwachs von 'nur' 130,4% ab, was allerdings durch das hohe Ausgangsniveau 1978 (14.932 Arbeitslose) zu erklären ist. Während die Arbeitslosenzahlen in den letzten zehn Jahren in Düsseldorf und Köln fast stabil geblieben sind, hat Essen sogar einen leichten Rückgang zu verzeichnen. In Duisburg und Dortmund hat die Zahl der Arbeitslosen jedoch auch in diesem Zeitraum nochmals deutlich zugenommen (s. Tabelle 4).

¹⁰ „Ruhr-Memorandum“, S. 33.

¹¹ Bei diesen Zahlen ist zu berücksichtigen, dass die Arbeitslosenstatistik durch Eingriffe der Bundesregierung massiv geschönt worden ist. Qualifizierungsmaßnahmen, Vorruhestandsregelungen und Verschiebungen in die „stille Reserve“ haben eine große Zahl Arbeitsloser aus den Statistiken verschwinden lassen.

Tabelle 4: Arbeitslose, Arbeitslosenquote

	1978		1988		Index	1998		Index
	absolut	In %	absolut	in %	1978=100	absolut	in %	1978=100
Düsseldorf	11.134 (3)	k.A.	32.273 (3)	13,4	290,0	32.325 (3)	12,5	290,3
Essen	14.213 (2)	5,9	35.874 (3)	16,3	252,4	33.035 (3)	13,3	232,4
Köln	20.042 (3)	6,0	58.976 (3)	15,6	294,3	59.372 (3)	14,4	296,2
Duisburg	14.932 (2)	k.A.	33.174 (2)	15,4	222,2	34.405 (2)	16,2	230,4
Dortmund	13.552 (2)	6,1	35.655 (2)	17,3	263,1	39.448 (2)	16,4	291,1

(1) Stand am 30.06., (2) am 30.09., (3) am 31.12.

Polarisierung städtischer Arbeitsmärkte

Diese Schwerpunktverlagerungen der wirtschaftlichen Tätigkeit vom industriellen zum Dienstleistungsbereich ist mit tiefgreifenden Veränderungen der Sozialstruktur und der Lebens- und Arbeitsbedingungen verbunden.

Von der Einteilung in die drei Wirtschaftssektoren werden jedoch zwei Tendenzen verdeckt:

Zum einen die Tertiärisierung des sekundären Sektors, also die beständige Zunahme von Dienstleistungstätigkeiten innerhalb der güterproduzierenden Betriebe. Der Soziologe Rainer Geißler spricht denn auch von einer „industriellen Dienstleistungsgesellschaft“¹², da er meint, mit diesem Begriff das Gewicht sowohl der Güterproduktion als auch der Dienstleistungen sowie die Verzahnung beider Bereiche angemessen zum Ausdruck zu bringen.

Zum anderen die vielfache Gliederung der Dienstleistungen. Unterschieden werden müssen vor allem die beiden großen Gruppen von produktionsbezogenen Diensten und von verbraucherbezogenen Diensten.

Die modernen ‚flexiblen‘ Produktionskonzepte stützen sich häufig in besonderem Maße auf die Anwendung von prekären Beschäftigungsverhältnissen sowie den Einsatz von ‚marginalisierten‘ Arbeitskräften. Denn die Flexibilität hat ihren Preis: Bei schwankender Auftragslage sollen die Beschäftigten möglichst unkompliziert wieder auf die Straße gesetzt werden können, Tarifverträge und Personalräte würden da nur stören. Dies gilt sowohl im produzierenden Gewerbe als auch im Dienstleistungsbereich. Denn auch ein ‚modernes‘ Dienstleistungsunternehmen kommt ohne schlecht bezahlte Putzfrauen, Laufburschen und Schreibkräfte nicht aus. So entstehen auf der einen Seite zwar hochbezahlte Arbeitsplätze, auf der anderen Seite wachsen jedoch zu-

¹² Rainer Geißler: Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung, Opladen 1996 (2. Auflage), S. 138.

gleich die ‚niederen‘ Dienstleistungsjobs. Ergänzt wird diese Entwicklung durch das Entstehen von sogenannten „sweatshops“, in denen vor allem ImmigrantInnen zu Arbeitsbedingungen tätig sind, „die aus der Dritten Welt ‚reimportiert‘ scheinen“¹³. Die Löhne reichen oftmals nicht für den eigenen Lebensunterhalt aus, das Phänomen der „working poor“ droht damit nach und nach auch zum Alltag in deutschen Städten zu werden.

„Wechselverhältnis von sozialem Konflikt und sozialem Konsens“

Der sozialdemokratischen Politik in NRW muss man zunächst einmal zugute halten, dass das, was die FAZ als „die strukturkonservative Politik des fast zwanzig Jahre herrschenden Ministerpräsidenten Johannes Rau“¹⁴ bezeichnet, immerhin dazu beigetragen hat, dass - auch nach den dramatisch aufbrechenden Strukturproblemen Mitte der 80er Jahre - im Ruhrgebiet keine „Strukturkatastrophe“¹⁵ eingetreten ist. Es wurde also die Entwicklung, die die wirtschaftshistorisch vergleichbaren Regionen Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens in den letzten Jahrzehnten erlebten - ein weitgehend ersatzloser Zusammenbruch der traditionellen Wirtschaftsstrukturen - verhindert. Von der dort anzutreffenden sozialen Verelendung großer Bevölkerungsteile und allgemeiner Demoralisierung kann an der Ruhr bis zum heutigen Tage (noch) keine Rede sein.

Dies ist auch das Verdienst einer bereits 1968 mit dem „Entwicklungsprogramm Ruhr“ begonnenen aktiven Strukturpolitik. Als Reaktion auf die Bewegung im Bergbau und den ‚AufRuhr‘ im Stahlsektor - symbolisiert in den Straßen- und Brückenblockaden durch Bergleute und Stahlarbeiter im Dezember 1987 sowie die Menschenkette, die im Februar 1988 das Krupp-Hüttenwerk in Rheinhausen mit der Westfalenhütte des Hoesch-Konzerns in Dortmund verband - wurde Ende der 80er Jahre mit der „Zukunftsinitiative Montanregion“ eine neue Phase dieser Politik eingeleitet, die die Bewältigung des Strukturwandels unter Einbeziehung der regionalen Akteure (Kommunen, Unternehmen und Gewerkschaften) zum Ziel hatte. Dieses „Wechselverhältnis von sozialem Konflikt und sozialem Konsens“¹⁶ bezeichnen der DGB-Landesbezirk NRW und die Arbeitnehmerfraktion in der Verbandsversammlung des Kommunalverbandes Ruhrgebiet in ihrem „Ruhr-Memorandum“ von 1997 als ein Charakteristikum der sozialdemokratischen Politik in NRW.

Doch auch dieser Politikansatz, dessen herausragendstes Beispiel die im Oktober 1999 nach zehn Jahren zu Ende gegangene „Internationale Bauausstellung (IBA) Emscherpark“ gewesen ist, konnte letztlich keine Trendwende bei

¹³ Stefan Krätke: Stadt - Raum - Ökonomie. Einführung in aktuelle Problemfelder der Stadtökonomie und Wirtschaftsgeographie, Basel/Boston/Berlin 1995, S. 165.

¹⁴ FAZ vom 28.09.1999.

¹⁵ „Ruhr-Memorandum“, S. 4.

¹⁶ Ebenda, S. 4f.

den Investitionen und den Arbeitsplätzen einleiten. Zumal es - wie der Stadtsoziologe Thomas Rommelspacher feststellt - „während der gesamten IBA-Zeit ... im Ruhrgebiet zwei ausgeprägt gegensätzliche Entwicklungsstrategien (gab): Den eher nachhaltigen Weg der IBA, und den ... der politisch-bürokratischen Eliten im Ruhrgebiet, die auf hoch konkurrenztüchtige Großprojekte vom Typ CentrO, UFO, Warner Bros. Filmpark etc. setzen“¹⁷.

Verlierer- und Gewinnerregionen im Ruhrgebiet

Trotz der IBA und anderer strukturpolitischer Maßnahmen zerfällt die wirtschafts- und sozialräumliche Einheit des Ruhrgebietes, ‚Verlierer- und Gewinnerregionen‘ differenzieren sich mehr und mehr aus. Es bestehe die Gefahr - so warnt das „Ruhr-Memorandum“ -, „dass im Norden des Ruhrgebietes die klassischen Industrien zerfallen, im Süden die Software- und Medienwirtschaft boomt und ‚dazwischen‘ - bei produktionsorientierten Dienstleistungen, im Maschinenbau und der Elektrotechnik - Leerlauf herrscht“¹⁸.

Während die südlichen Teilräume hinsichtlich ihrer Dienstleistungsökonomie, Bildungs-, Kultur- und Freizeitangebote dem bundesweiten Niveau vergleichbare Standards erreichen, haben sich die nördlichen Teilräume, insbesondere die Emscherzone, von dieser Entwicklung weitgehend abgekoppelt. Hier überwiegen noch die montanindustriellen Einflüsse auf die Wirtschaft und die Raumnutzung. Diese großräumige Spaltung wird ergänzt durch eine kleinräumige: Auch im Süden verschwinden „Stadtteile im Schatten des Strukturwandels“¹⁹.

Auch wenn die Region an Rhein und Ruhr die dichteste Hochschul- und Forschungslandschaft Europas vorweist und NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement deshalb von Nordrhein-Westfalen als „Wissensland“ mit starker industrieller Basis²⁰ spricht: Ob das von ihm angekündigte „Job-Wunder“²¹ in Nordrhein-Westfalen tatsächlich eintreten wird, darf bezweifelt werden.

Aufspaltung der sozial-räumlichen Lebensbedingungen

Die Entwicklung des Ruhrgebietes ist kein Einzelfall, sondern beispielhaft für weitgehende räumliche Umstrukturierungen: die weltweite Verschiebung von Wachstumszentren und eine Differenzierung städtischer Entwicklungstypen in den Industrieländern, wo sich die Stadtregionen in niedergehende, stagnierende und prosperierende aufspalten. Die erhöhte räumliche Mobilität des Kapi-

¹⁷ Thomas Rommelspacher: Das Politikmodell der IBA Emscher Park; in: Sebastian Müller/Rita A. Herrmann (Hrsg.): Inszenierter Fortschritt. Die Emscherregion und ihre Bauausstellung, Bielefeld, 1999, S. 19-27, hier S. 24.

¹⁸ „Ruhr-Memorandum“, S. 5.

¹⁹ Ebenda, S. 5.

²⁰ Wolfgang Clement: NRW 2000plus: Orientierungen für unser Land im 21. Jahrhundert (kopiert), a.a.O., S. 24.

²¹ Ebenda, S. 25.

tals und seine hochgradig flexible Standortwahl führen zu einer selektiven Konzentration von Wachstumspotentialen in wenigen ausgewählten Gebieten bei gleichzeitiger Intensivierung der Konkurrenz zwischen den Städten und Regionen.

Ehemals bedeutende Zentren industrieller Produktion - wie z.B. das Ruhrgebiet - sind heute mit einer anhaltend hohen Arbeitslosigkeit, sinkenden Bevölkerungszahlen, brachliegenden Industrieflächen und einer verschärften kommunalen Finanznot konfrontiert. Der Aufspaltung des Arbeitsmarktes entspricht auch die Aufspaltung der sozial-räumlichen Lebensbedingungen. Die Prozesse der Polarisierung von Beschäftigungsstrukturen und Prozesse sozial-räumlicher Polarisierung gehen Hand in Hand.

Eingezwängt in vielfältige Abhängigkeiten verheddern sich die Städte in konkurrierenden Politikkonzepten. Die Beteiligung an der Einkommenssteuer verstärkt das Interesse der Städte an einkommensstarken Bevölkerungsgruppen, die Abhängigkeit von den Einnahmen aus der Gewerbesteuer bindet sie an die lokale Wirtschaft. Hinzu kommt ihre Abhängigkeit von zentralstaatlichen Entscheidungen. Ob es um die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt oder auf dem Wohnungsmarkt geht, immer sind die bundespolitischen Rahmenseetzungen die entscheidende Größe, nach der sich die Städte zu richten und deren Folgen sie zu verkraften haben.

Außerdem wird in einem von privaten Unternehmen dominierten Wirtschaftssystem die Stadt- und Regionalentwicklung natürlich in starkem Maße von den privatwirtschaftlichen Standortentscheidungen der Unternehmen beeinflusst. Und beim Versuch der Städte und Regionen, diese Standortentscheidungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen, um die Ansiedlung oder Sicherung von Arbeitsstätten zu erreichen, kommt öffentlichen Subventionen ein hoher Stellenwert zu. Diese Subventionen bestehen auf kommunaler Ebene weniger aus direkten Finanzhilfen, sondern erfolgen vielmehr indirekt, z.B. über die verbilligte Abgabe von Grundstücken. Darüber hinaus gehört Entgegenkommen bei planungsrechtlichen Festsetzungen in den Instrumentenkasten der inter-kommunalen Konkurrenz. Dabei handelt es sich in vielen Fällen nicht um Hilfen für 'schwache' oder bedrohte Firmen, sondern um Subventionen für finanzstarke Großunternehmen.

Das Ganze ist für die beteiligten Städte unter dem Strich ein „Null-Summen-Spiel“, bei dem viel knappes öffentliches Geld verpulvert wird. Geld, das dann für die kommunale Sozialpolitik nicht mehr zur Verfügung steht. Die Soziologin Monika Alisch und der Soziologe Jens S. Dangschat meinen daher, mit der Erkenntnis, Armut entstehe im Wohlstand, sei es nicht getan, man müsse erkennen, „dass zunehmende Armut Folge einer Wachstums- und Wettbewerbs-Konkurrenz ist, der sich Nationalstaaten, Regionen und Städte unterwerfen (wollen oder müssen), weil sie eine sozio-ökonomische und sozialräumliche Polarisierung erzeugt“²² - kurz: Armut entsteht durch Wohlstand.

²² Monika Alisch/Jens S. Dangschat: Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadt-

Es bestehen daher durchaus Zweifel, ob die Hoffnung, Wirtschaftswachstum eröffne Verteilungsspielräume, aus denen dann auch der Sozialbereich Nutzen ziehe, nicht trügt. Dangschat weist darauf hin, dass eine Stadtregion desto eher den Status „soziale Stadt“ aufgebe, je ökonomisch erfolgreicher sie sei²³, denn die Art der städtischen Modernisierung werde selbst zu einer Ursache zunehmender sozialer Spaltung.

Zwar fällt den Städten auch die Aufgabe zu, die räumlichen und sozialen Folgewirkungen des gesellschaftlichen Umbauprozesses aufzufangen, die Schere zwischen dem Handlungsbedarf und den Steuerungskapazitäten der Städte hat sich jedoch so weit geöffnet, dass es den Städten immer schwerer fällt, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Finanziell in die Enge geraten, verkommt die Bekämpfung der Armut dann schon einmal zur „Senkung der Sozialhilfekosten - egal wie“²⁴.

Konkurrenz um den öffentlichen Raum und die innenstadtnahen Wohnquartiere

Benachteiligte Personengruppen geraten in den Städten gleich zweifach unter Druck:

Erstens wird die Konkurrenz um den öffentlichen Raum in den Innenstädten „zwischen der ‚neuen Dienstleistungsklasse‘, den kaufkräftigen Touristen und den das Einkaufserlebnis genießenden Kunden auf der einen Seite und den Obdachlosen, Bettlern, Alkoholikern, Junkies und herumhängenden subkulturellen Jugendlichen andererseits“²⁵ von den Städten immer häufiger zu Gunsten der ‚sauberen Innenstädte‘ und damit auf Kosten der benachteiligten Bevölkerungsgruppen entschieden.

Beispiel 1: Ordnungsrechtliches Vorgehen gegen Arme in Köln

Seit April 1997 ist in Köln ein „Nutzungskonzept für den Domvorplatz und die Domumgebung“ in Kraft. Ziel dieses Konzeptes ist es, künstlerische Nutzungen und politische Informationsstände in der Umgebung des Doms einzuschränken und vor allem das Betteln zu unterbinden.

Begründet wird dieses Vorgehen damit, dass sich eine Situation entwickelt habe, die von vielen Einwohnern und Besuchern der Stadt als negativ empfunden werde. Im Mittelpunkt der Kritik stehen „Lärmbelästigungen, Verunreinigungen, Sachbeschädigungen und aggressives Betteln“²⁶. Polizei und

entwicklung und lokaler Nachhaltigkeit, Opladen 1998, S. 66.

²³ Jens S. Dangschat: Entwicklung von Problemlagen als Herausforderung für die soziale Stadt; in: Walter Hanesch (Hrsg.): Überlebt die soziale Stadt? Konzeption, Krise und Perspektiven kommunaler Sozialstaatlichkeit, Opladen, S.77-108, hier S. 78.

²⁴ Ebenda, S. 83.

²⁵ Vgl. Monika Alisch/Jens S. Dangschat, a.a.O., S. 160f.

²⁶ Beschluß des Hauptausschusses des Rates der Stadt Köln vom 03. März 1997.

habe, die von vielen Einwohnern und Besuchern der Stadt als negativ empfunden werde. Im Mittelpunkt der Kritik stehen „Lärmbelästigungen, Verunreinigungen, Sachbeschädigungen und aggressives Betteln“²⁶. Polizei und städtische Mitarbeiter sollen für die Einhaltung des Konzeptes sorgen. Und wer's nicht von allein begreift, dem drohen Geldbußen bis zu 1.000 DM, Platzverweise und das „Verbringen“ zur nächstgelegenen Polizeiwache.

Gleichzeitig mehren sich jedoch die Berichte darüber, dass sich am Kölner Hauptbahnhof immer mehr Kinder und Jugendliche aufhalten. Die helfenden Vereine weisen allerdings darauf hin, dass das Leben im Umfeld von Bahnhof und Dom wegen zunehmender Kontrollen schwieriger geworden ist und die Hilfsbedürftigen für sie schwieriger zu erreichen sind. Ihre Arbeit werde durch Polizei und Bundesgrenzschutz behindert, der Kontakt zu den Drogenabhängigen und Obdachlosen erschwert.

Zweitens setzen sich in der Nutzungskonkurrenz um Wohnungen in begehrten Innenstadtnahen Quartieren die Haushalte mit höheren Einkommen gegen die BewohnerInnen mit niedrigem Einkommen durch. Dieser Prozeß wird sinnigerweise als „Gentrifizierung“ bezeichnet; ein Begriff, der das englische „gentry“ aufgreift und soviel besagt wie „Rückkehr des Landadels in die Stadt“²⁷. Die verdrängten Bevölkerungsgruppen sind dann häufig gezwungen, in die Sozialwohnungssiedlungen am Stadtrand zu ziehen, wodurch sie ihre gewachsenen sozialen Bezüge und Netzwerke verlieren.

Die „Konkurrenz der Städte um Konsumpotentiale“²⁸ führt dazu, dass sie versuchen, einkommensstarke Bevölkerungsgruppen anzulocken bzw. zu halten. Bestandteil dieser Strategie ist die Zulassung, ja Förderung dieser „Gentrifizierung“.

Vorangetrieben werden diese Verdrängungsprozesse durch die Veränderung der Struktur der GrundstückseigentümerInnen.²⁹ Die klassischen EinzeleigentümerInnen, von denen viele aus unterschiedlichen Gründen den Gebrauchswert der Grundstücke höher stellen als die maximale Grundstücksverwertung, werden mehr und mehr zurückgedrängt. Vor allem in den innerstädtischen Gebieten befindet sich der Grundbesitz zunehmend in Händen von Finanzinstitutionen, Großunternehmen aller Art und spezialisierten Immobilienunternehmen. Das Grundeigentum wird mehr und mehr als reine Finanzanlage behandelt, Gebäude nehmen den Charakter „gebauter Renditeerwartungen“³⁰ an. Damit verliert das Grundeigentum seine ehemals passive Funktion und wird auf die Maximierung des Rentenaufkommens orientiert.

²⁶ Beschluß des Hauptausschusses des Rates der Stadt Köln vom 03. März 1997.

²⁷ Jörg Blasius/Jens S. Dangschat: Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel. Frankfurt/New York 1990, S. 11ff.

²⁸ Stefan Krätke, a.a.O., S. 178.

²⁹ Vgl. ebenda, S. 211ff.

³⁰ Ebenda, S. 223.

kratischen Landesregierung - den Anfang einer neuen Runde der interkommunalen Konkurrenz; die anderen Städte antworten in gleicher Art: „Multi Casa“ (Duisburg), „Ufo“ (Dortmund) oder „Pasarea“ (Essen) heißen die neuen Projekte in den Nachbarstädten.

Beispiel 2: Die „Kölnarena“

Die 1998 eröffnete „Kölnarena“ besteht aus zwei Teilen: einer multifunktionalen Veranstaltungshalle mit etwa 18.000 Plätzen und einem großen Bürokomplex. Zwar flossen keine direkten öffentlichen Subventionen in dieses Projekt, doch wäre es ohne ein erhebliches finanzielles Engagement der Stadt Köln niemals zustande gekommen: 1995 hatte die damalige SPD/CDU-Mehrheit im Rat der Stadt Köln einem Immobilien-Fonds des Bankhauses Sal. Oppenheim & Cie das verkehrsgünstig gelegene städtische Grundstück für 37 Millionen DM verkauft und damit den Verkaufspreis mit immerhin etwa 30 Millionen subventioniert. Dann mietete die Stadt Köln den darauf errichteten Bürokomplex für 30 Jahre als Rathaus an. Und auch an dem Mietvertrag gibt es Kritik, weil er erhebliche finanzielle Belastungen der Stadt Köln überträgt.

Die vom Eigentümer der „Kölnarena“ angekündigte Zahl der Arbeitsplätze in diesem Komplex erwies sich als völlig überzogen: Statt 3.000 Arbeitsplätzen wurden bisher nur 1.000 geschaffen, darunter 800 befristete Teilzeitstellen.

Im November 1999 stand das Projekt durch die Krise der Philipp Holzmann AG plötzlich auf der Kippe. Sofort wurde die Forderung nach einer finanziellen Beteiligung der Stadt Köln in Millionenhöhe erhoben, was diese jedoch ablehnte.³¹ Ob sie sich allerdings über günstigere Strompreise des städtischen Energieversorgungsunternehmens oder eine finanzielle Beteiligung der Messegesellschaft nicht doch noch in die Pflicht nehmen läßt, bleibt abzuwarten.

Der Eigentümer war bereit, seine Mietforderungen zu senken, die Philipp Holzmann AG wurde gegen eine einmalige Abschlagszahlung im höheren zweistelligen Millionenbereich aus der Verpflichtung entlassen, in den kommenden 20 Jahren jeweils 23 Millionen DM Pacht zu zahlen und es wurde eine neue Betreibergesellschaft gegründet. Damit scheint die Halle erst einmal gerettet zu sein.

Eine bemerkenswerte Rolle in dieser ganzen Angelegenheit spielt der ehemalige Kölner Oberstadtdirektor Lothar Ruschmeier (SPD). Nach seinem Ausscheiden als Oberstadtdirektor 1998 fand er unverzüglich eine neue Beschäf-

³¹ Erleichtert haben dürfte diese Weigerung eine ungewohnt aufklärerisch auftretende Kölner Lokalausgabe der Bild-Zeitung, die am 26. November 1999 unter der Überschrift „Ihnen gehört die Kölnarena“, die Namen der 77 Kommanditisten des Immobilienfonds auflistete. Auf dieser Liste finden sich so illustre Persönlichkeiten wie der ehemalige CDU-Schatzmeister Walther Leisler-Kiep, der ehemalige Bundesbankpräsident Karl Otto Poehl und der Herausgeber von Kölner Stadt-Anzeiger und Express, Alfred Neven DuMont. Jeder der Kommanditisten hatte im Durchschnitt etwa 15 Millionen DM eingezahlt.

Eine bemerkenswerte Rolle in dieser ganzen Angelegenheit spielt der ehemalige Kölner Oberstadtdirektor Lothar Ruschmeier (SPD). Nach seinem Ausscheiden als Oberstadtdirektor 1998 fand er unverzüglich eine neue Beschäftigung: als Geschäftsführer des Fonds, mit dem er soeben noch die Grundstücks- und Mietverträge für die „Kölnarena“ abgeschlossen hatte.

Der städtische Wohnungsmarkt

Da preiswerter Wohnraum fortdauernd vernichtet wird und starke Mietpreissteigerungen keine Ausnahme sind, wird der Wohnungsmarkt selbst zunehmend zur Ursache für Armut und soziale Ungleichheit. Die sozio-ökonomischen Spaltungen, die in den Städten Frankreichs, des Vereinigten Königreichs oder den USA anzutreffen sind, sind in den deutschen Städten aufgrund eines bislang noch leistungsfähigen sozialen Wohnungsbaus bei weitem noch nicht so weit fortgeschritten. Aufgrund des dramatischen Abschmelzens des Sozialwohnungsbestandes ist es jedoch mittlerweile für viele Kommunen fast unmöglich geworden, eine behutsame und sozialverträgliche Belegung der verbliebenen Sozialwohnungen vorzunehmen. So warnte auch der Bundesverband der deutschen Wohnungsunternehmen davor, dass die Zahl der belegungsgebundenen Wohnungen ohne Änderungen an den gesetzlichen Grundlagen im Jahr 2005 auf eine Million sinken werde. Der bereits heute sichtbare Effekt, dass sich immer mehr Problemhaushalte in immer weniger räumlich eng umgrenzten Siedlungen konzentrierten, werde sich noch verstärken.³²

Das seit einigen Jahren verstärkt zu beobachtende Zusammenfallen der Ausgrenzungsmechanismen auf dem Arbeits- und dem Wohnungsmarkt führt jetzt auch in Deutschland zu einer zunehmenden Ausgrenzung ganzer sozialer Gruppen. Der Wirtschafts- und Sozialgeograph Stefan Krätke spricht davon, dass sich heute im Zentrum der Großstädte „die ‚Zonen der Herrschaft und des Luxus‘ und die kleinräumig verteilten Orte des ‚gehobenen Wohnens‘ für die Bessergestellten ebenso aus(dehnen) wie die ‚Inseln der Armut‘ in den innerstädtischen Altbauwohnquartieren oder in randstädtischen Sozialbau-Siedlungen“³³.

Im Ergebnis werden die VerliererInnen dieser Entwicklung in die „aufgegebenen“ Teile der Stadt³⁴ abgedrängt, die dann häufig als „soziale Brennpunkte“ oder „Slums“ abqualifiziert werden. Ihre Degradierung ist am Verfall der Bausubstanz und des Wohnumfeldes ablesbar. Es sind nicht nur benachteiligte Wohnlagen, sondern sie benachteiligen auch die dort lebenden Menschen.

³² FAZ vom 25. Juni 1999.

³³ Stefan Krätke, a.a.O., S. 163.

³⁴ Vgl. ebenda, S. 174 ff.



Bilanz einer Aggression von Ulrich Albrecht, Elmar Altvater, Knut Krusewitz, Norman Paech, Paul Schäfer u.a.

ISBN 3-89438-192-2, Broschur, 228 Seiten, DM 24,80



Gesellschaftliche, psychologische und religiöse Wurzeln des Juden Hasses in der deutschen Geschichte.

ISBN 3-89438-183-3, gebunden, 752 Seiten, DM 29,80

Eberhard Czichon/Heinz Marohn
DAS GESCHENK
Die DDR im Perestrojka-Ausverkauf



Gorbatschow, die PDS und ein Schnäppchen. „Ein Standardwerk zum Untergang der DDR“ (Gerhard Branstner).

ISBN 3-89438-171-X, Broschur, 547 Seiten, DM 48,00



Die Verknüpfung von Geschlechter- und Klassenverhältnissen am Beispiel der Geschichte der Frauenerwerbsarbeit.

ISBN 3-89438-187-6, Broschur, 213 Seiten, DM 28,00

PapyRossa Verlag, Luxemburger Str. 202, 50937 Köln, Tel.: 0221/448545,
Fax: 444305, E-Mail: papyrossa@koeln-online.de, Internet: www.papyrossa.de

Umbrüche in Lebensweise und Lebensgefühl bei Ostdeutschen nach zehn Jahren Einheit

Obwohl die Situation und Entwicklung Ostdeutschlands in den letzten zehn Jahren wie kaum eine andere Region dieses Planeten Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen war, bleiben viele Fragen offen. Tatsache ist, dass etliche der gegenwärtig zu konstatierenden Entwicklungsprozesse - vor allem auf politischem Gebiet - Anfang der 90er Jahre nicht klar prognostizierbar waren. So gingen beispielsweise allein in Hinsicht auf die Fortexistenz und die wachsende Einflussnahme einer linkssozialistischen Partei, wie sie die PDS zu verkörpern bemüht ist, zahlreiche Prophezeiungen ins Leere. Eine Grundthese dieses Beitrags besteht in der Aussage, dass der lediglich auf (markt-)wirtschaftlich-strukturelle und politisch-institutionelle Prozesse gerichtete Blick - gleichsam „gefärbt“ durch das Paradigma von Funktionalität und Macht - nicht in der Lage ist, Entwicklungsprozesse in Ostdeutschland adäquat zu beschreiben. Notwendig wäre es, Erkenntnisse zu den Alltagserfahrungen vieler Bürgerinnen und Bürger einfließen zu lassen, die sie, gestützt auf sozialisatorische Ausstattung und neugewonnene mentale „Ausrüstung“, durch eigenes Handeln gewonnen haben. In diesem Kontext spielen die praktische Lebensweise und das „Lebensgefühl“, hier verstanden als emotionsgestützte „Grundeinstellung“ gegenüber alltäglichen Vorgängen, eine bedeutende Rolle.

Insofern erscheint es notwendig, die Überlagerung verschiedener Prozesse bei der Entwicklung des Lebens in Ostdeutschland zu erfassen. Dabei handelt es sich um Vorgänge und Reflexionen *erstens* eines „System-Umbruchs“, *zweitens* um die der inneren Dynamik von Aufbau und Gestaltung, *drittens* um solche, die vor allem aus der „Interaktion“ von Ost und West entstanden und *viertens* letztlich um die, welche Reaktionen auf übergreifende („gesamtdeutsche“) Prozesse der wirtschaftlichen und sozialen Sphäre sind. Der Einfluss dieser Faktoren ist in der Realität selbstverständlich vermengt und nicht klar zu separieren, die verschiedenartige Logik ihres Wirken sollte jedoch beachtet werden. So belegt beispielsweise Thomas Gensicke in aktuellen Untersuchungen, dass Differenz und Gegensatz von ost- und westdeutscher Bevölkerung nur zum geringen Teil aus sozialisatorischen „Unverträglichkeiten“ resultieren, sondern auf die situationsgestützte Identitätssuche beider Seiten zurückgeht, wobei die eigene kollektive Identität oft ausgrenzend gegen die andere gestellt wird.¹ Ebenso sind, wie noch zu aufzuzeigen ist, mehrere Grundtendenzen in der Lebensweise und im Lebensgefühl Ostdeutscher nur dann erklärbar, wenn man übergreifende wirtschaftliche und soziale Trends in Rechnung zieht.

¹ Siehe Gensicke, Thomas: Die neuen Bundesbürger. Opladen 1998.

Anhand der doch umfangreichen Datenlage zur Entwicklung des ostdeutschen Bundesgebietes wären folgende allgemeine Linien zu konstatieren, die bis in die 2. Hälfte der 90er Jahre zu verfolgen sind²:

- Im Hinblick auf die Wohnbevölkerung bleibt ein tendenzieller Rückgang - trotz gewisser Stabilisierung von Wanderungsbewegungen - zu verzeichnen. In Ostdeutschland sind die „Jugend“- und die „Altersquote“ faktisch angeglichen, so dass von „Überalterung“ gesprochen werden muss.

- Im Bereich der Wirtschaft hat sich über Jahre hinweg eine Neustrukturierung vollzogen, die allerdings gewichtige Disproportionen aufweist. Von einer „selbst tragenden Ökonomie“ kann auf lange Sicht keine Rede sein.

- In Ostdeutschland wäre im Ganzen ein recht stetiges Wachstum von Wohlstandsparametern aufzuzeigen, wobei beachtliche Unterschiede (z.B. bei Vermögen) gegenüber dem westlichen Bundesgebiet erhalten bleiben. Dieser Wohlstand ist zum Teil deutlich sichtbar (z.B. Bereich Wohnen) und wird bei einer größeren Zahl der Menschen auch durch individuelle Zufriedenheitsausagen reflektiert.

- Die kulturelle Entwicklung verläuft im Spannungsfeld von Abbau und Neuschaffung der kulturellen „Infrastruktur“. Entstanden sind zahlreiche Einrichtungen mit „massenkulturellem“ Charakter. In der geistigen Sphäre mischen sich individualisierte Konsummuster mit überkommener Alltagskultur, in der DDR-Erfahrungen verbleiben.

- Als übergreifende, wenn auch nur teilweise sichtbare Tendenz zeigt sich die „Spaltung der Gesellschaft“, vor allem in Form der „Exklusion“ von der Erwerbstätigkeit für größere Bevölkerungsteile. Diese Tendenz verläuft eher „schleichend“, kündigt aber weitreichende Wirkungen an.

Seit längerem existiert eine Diskussion darüber, ob die Entwicklung Ostdeutschlands in bestimmte charakteristische Phasen unterteilbar ist.³ Aus sozialpsychologischer Sicht wäre zu fragen, welche prägenden Erlebnisse in bestimmten Entwicklungsabschnitten reflektiert wurden. Im Hinblick auf den alltagspraktischen Erfahrungsbereich vieler Menschen lassen sich grob folgende Phasen unterscheiden und mit Stichworten charakterisieren:

- 1987-1989: Reflexion tiefgreifender Krise und der Agonie der DDR; „Gefühls-“ und „Handlungs-Stau“.

- 1989/1990: Dynamik der Wende und des Umbruchs mit hochemotional gefärbten Erfahrungen. Das Grunderlebnis radikaler („unmöglicher“) Veränderungen; starke Hoffnungsschübe.

² Siehe „Sozialreport/e/“ (Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern), Berlin 1990, 1992, 1995, 1997, 1999.

³ Siehe Bertram, Hans u.a.: Sozialer und demographischer Wandel in den neuen Bundesländern. Opladen 1996; Janssen/Heins/Martin: Transformationsprozesse in Ostdeutschland. Wiesbaden 1994; Chrapa, Michael/Wittich, Dietmar: Panta rhei - Veränderungen im Umfeld sozialistischer Politik. In: Utopie kreativ, Nr. 109/110, Berlin 1999.

- 1991/1992: Struktureller Umbruch. Entstehen neuer Wirtschaftseinheiten und Institutionen. Massenhafte Um- und Neuorientierung in wirtschaftlichen Bereichen. Erste Erlebnisse mit neuen Institutionen.

- 1993-1995/1996: Einrichten in den neuen Verhältnissen. Suche nach Sicherungs- und Aufstiegsstrategien. Umfangreichere Erfahrungen mit „neuen“ Widersprüchen.

- 1996-1998: Verflechtung von Aufbau und zunehmender „Entsicherung“ sozialer Verhältnisse. Insgesamt anwachsende Frustration, die auch die Hoffnung auf einen „Kurswechsel“ mit den Bundestagswahlen untermauert.

- 1998/1999-Gegenwart: Mix von Hoffnung und Krisenreflexion. Eher blockierte Gestaltungsmöglichkeiten bei fortlaufenden Spaltungstendenzen in der Gesellschaft.

Im Kontext der hier skizzierten Entwicklungsabschnitte lautet eine weitere These dieses Beitrags: Die Ostdeutschen haben - reflektiert in ihrer Lebensweise und im Lebensgefühl - mehrfache „Umbruchserfahrungen“ gesammelt. Etwa ab Mitte der 90er Jahre kam es zu einem mehrheitlich artikulierten Einstellungswandel, der eine Reaktion auf soziale „Entsicherung“ und „Spaltung“ der Gesellschaft ist. Die Ausformung von Lebensstrategien und Lebensweisen vollziehen sich unter dem Einfluss dieses Einstellungswandels, dessen langfristige Auswirkungen noch nicht völlig absehbar sind.

Im weiteren soll anhand von Schlussfolgerungen aus empirischen Daten, die vor allem den ALLBUS-Erhebungen⁴ und Studien des FOKUS-Instituts Halle entstammen, auf ausgewählte Themenbereiche eingegangen werden, welche die o.g. These untermauern.

Umbruch im Konfliktbewusstsein

Im Übergang von der ersten zur zweiten Hälfte der 90er Jahre kam es zu gravierenden Veränderungen bei der Wahrnehmung wichtiger Konfliktlinien in der Gesellschaft. Mit Macht traten soziale Widersprüche zu Tage. Diese Tendenz wirkte - als Ausdruck einer übergreifenden Konfliktzuspitzung - auch im westlichen Bundesgebiet, dort allerdings in etwas schwächerer Form (s. Tabelle 1).⁵ Die Weiterführung und Vertiefung der Tendenz reicht in die Gegenwart.⁶ Im Kern kommt zum Ausdruck, dass - nahezu unabhängig von soziodemographischen Merkmalen - soziale Konflikte andere Gegensätzlichkeiten „überlagern“ und beeinflussen. Dies betrifft z. B. den sog. „Ost-West-Konflikt“, der mehr als fünf Jahre nach der Einheit immer wieder reproduziert zu werden scheint.

⁴ ALLBUS = „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“: Projekt des ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen)

⁵ Siehe Chrapa, Michael/Wittich, Dietmar: Projekt Gesellschaftskritische Potenziale 1996-1998. Berlin 1998.

⁶ Siehe FOKUS-Studie: „Bilanz '99“. Halle 1999.

Tabelle 1: Subjektive Wahrnehmungen von Konflikten in der ostdeutschen Gesellschaft⁷

(Angaben in Prozent, gerundet; Konfliktwahrnehmung = sehr stark + stark)

Wahrgenommene Konflikte zwischen ...	Zeitpunkt		
	1993	2/1996	11/1996
„Arm“-„Reich“	58	86	88
„Arbeitgebern“-„Arbeitnehmern“	66	80	86
„Ost“-„West“	60	74	79
„Ausländern“-„Deutschen“ („Asylbewerbern“-„Deutschen“)	75	78	77
„Links“-„Rechts“	70	71	67
„Jung“-„Alt“	20	32	31
„Männern“-„Frauen“	10	36	30

Ausformung und Veränderung bei Werthaltungen

Werte und Werthaltungen der Menschen sind auf eine besondere Art Widerspiegelung der gesellschaftlichen Wirklichkeit. In ihnen verknüpft sich die Reflexion sozialer Realität mit individueller Ausprägung von Wünschen und Bestrebungen. Veränderungen von Wertorientierungen markieren deshalb sowohl die Verarbeitung von Erfahrungen als auch die Grundeinstellungen gegenüber dem künftigen Leben.

In Bezug auf wichtige soziale Bereiche zeigen sich in Ostdeutschland folgende Tendenzen (vgl. Tabelle 2):

- Dem Anschein nach ist ein Sinken der „Arbeitsorientiertheit“ zu verzeichnen. Dabei ist jedoch folgende charakteristische Differenzierung zu beachten: Veränderungen bei der Wertsetzung hängen davon ab, in welcher Nähe zur „Wertrealisation“ sich die betreffenden Personen befinden. Zwischen 1992 und 1998 hat sich die Zahl der Erwerbstätigen deutlich vermindert, die der nicht Erwerbstätigen klar erhöht (s. Anhang, Tabelle 1). Da der Anteil der „Berufsausstieger“ und der „Ausgeschlossenen“ größer geworden ist, kam es zum tendenziellen Sinken in der Durchschnittsbewertung. Bei denjenigen, die Arbeit haben und gut verdienen oder bei denen, die eine Erwerbstätigkeit suchen, kann von Geringschätzung des Wertes „Arbeit“ nicht die Rede sein (s. Anhang, Tabelle 2).

- Es existiert eine starke bis mittlere Bindung an soziale Gemeinschaften, die tendenziell erhalten bleibt. In den neuen Bundesländern ist eine klare „Bin-nenorientierung“ sichtbar (Familie, Verwandtschaft), aber auch die Hinwen-

⁷ Quellen: Datensurvey 1993, Projekt Gesellschaftskritische Potenziale, a.a.O.

„kontrollierten sozialen Nahraum (Freunde, Bekannte) behält wichtige Funktionen.

- Ein erkennbarer Rückgang bei der Wertschätzung von „Freizeit/Erholung“. Dieser Einstellungsveränderung zieht sich mehr oder weniger durch alle Altersgruppen und kann als ein interessantes Signal gedeutet werden. Im Osten spricht bislang wenig für einen Übergang zur „Erlebnisgesellschaft“, für eine Lebensweise also, die, auf der Grundlage hoher Wohlstandsniveaus, Selbstverwirklichungsorientierungen vor allem in den Freizeitbereich verlagert.

- Weiterhin geringe Hinwendungen der Bevölkerung auf „Religion und Kirche“ mit leicht abnehmender Tendenz. Die Gestaltung des Lebens scheint eher durch „weltliche“ und pragmatische Orientierungen gekennzeichnet zu sein.

- Die tendenzielle Abwertung des „Politischen-Öffentlichen“ kann unterschiedlich interpretiert werden. Zum einen liegt hier ein Indiz für eine Art „Krisenbewusstsein“, zum anderen tritt dadurch eine Bewertung politischer Institutionen und Handlungsträger zu Tage.

Tabelle 2: Wertorientierungen im Zeitvergleich in der ostdeutschen Gesellschaft⁸

(Angaben in Prozent, gerundet; Ja = Wert 1+2 auf 7er Skala, Nein = Wert 6+7 auf 7er Skala)

Wertorientierung	1991		1992		1998	
	Ja	Nein	Ja	Nein	Ja	Nein
„Beruf und Arbeit“	82	6	83	7	67	17
„Familie/Kinder haben“	91	2	88	3	83	4
„Verwandtschaft“	53	4	49	6	52	4
„Nachbarschaft“	35	12	35	12	32	8
„Freunde und Bekannte“	56	3	55	3	56	2
„Freizeit und Erholung“	62	3	64	3	51	3
„Religion und Kirche“	12	61	13	63	11	65
„Politik und öffentliches Leben“	27	15	25	19	16	22

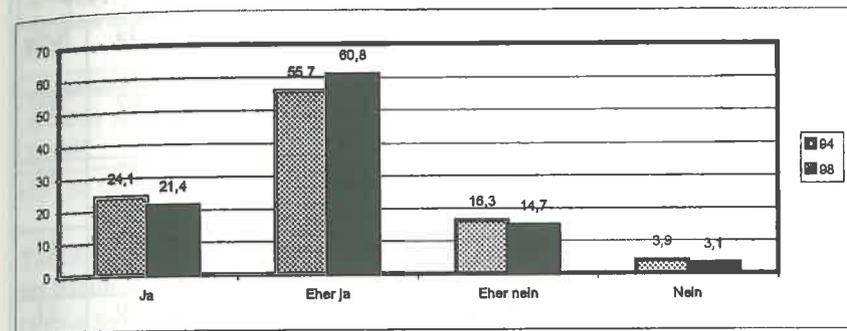
⁸ Quelle: ALLBUS.

Lebensgefühl im Kontext verschiedener Themen

Als grundsätzliche Erfahrung hat sich über die 90er Jahre auch im Osten die Meinung ausgeweitet, in einem Land zu Leben, das auf Grund seiner Reichtumsausstattung ein Leben in Wohlstand ermöglicht (s. Übersicht 1).

Übersicht 1: Bewertung der Aussage „In der heutigen BRD kann man sehr gut leben“ durch die ostdeutsche Bevölkerung⁹

(Angaben in Prozent)



Eine differenziertere Bewertung ergibt sich, wenn Aussagen über Leben und Lebensperspektive „einfacher Leute“ zur Debatte stehen (vgl. Tabelle 3). Die zunehmend kritischere Wertung reflektiert den bereits benannten Umbruch in den Denkweisen Mitte der 90er Jahre. Insgesamt kommt so der Begriff der „Sozialen Gerechtigkeit“ im Alltag stärker zum Tragen. Dies zeigen auch direkte Nachfragen zum Thema „Soziale Ungleichheit“ auf (vgl. Tabelle 4).

Die von der Bevölkerung zum Ausdruck gebrachte Betroffenheit gegenüber sozialen Konfliktlagen könnte den Eindruck erwecken, dass in der Lebensweise vieler Menschen Verängstigung und Ressentiment stark dominieren. Wie Daten aus Sachsen-Anhalt, einem Bundesland mit durchaus „ostcharakteristischen“ Merkmalen, zeigen, ist dem nicht so (vgl. Tabelle 5). Offenheit gegenüber den Möglichkeiten moderner Gesellschaften und kritischer Blick auf die Realitäten gehen dem Anschein nach Hand in Hand.

Hier ist erkennbar, dass auf den Gebieten „Sozialkontakt“, „Wohnen“ und „Beruf“ deutliche Zufriedenheitspotenziale existieren. Von mehr als einem Drittel der Befragten werden positive Urteile auch beim „Finanziellen“ getroffen. „Freizeit“, „Sicherheit“ und „Umwelt“ erfahren ausgewogene Urteile,

⁹ Quelle: ALLBUS.

kritisch betrachtet eine Mehrheit die „Lebensperspektive“ kommender Generationen. Bezieht man jedoch auch die „erlebten Veränderungen“ in die Analyse ein, so ist eine Problemzuspitzung sichtbar: Klar positive Veränderungen werden nur bei „Wohnen“ und Umwelt“ reflektiert; wichtige Felder wie „Beruf“ und „Geld“ scheinen für zahlreiche Menschen mit einer negativ erlebten Tendenz belastet zu sein. Aus subjektiver Sicht markiert mehr als die Hälfte der Befragten eine Verschlechterung der Zukunftsperspektive.

Tabelle 3: Bewertung von Aussagen zur Perspektive „einfacher Leute“ in Ostdeutschland¹⁰

(Angaben in Prozent, gerundet)

Aussage: Das entspricht meiner Meinung ...	1991		1996	
	Ja	Nein	Ja	Nein
„Lageverschlechterung für einfache Leute ist zu erwarten.“	66	34	87	13
„Bei dieser Zukunft sollte man keine Kinder mehr haben.“	45	55	57	43
„Die Politiker sind uninteressiert an einfachen Leuten.“	74	26	89	11
„Die Mehrheit ist uninteressiert an ihren Mitmenschen.“	71	29	79	21

Um genauere Aussagen über die Meinungen verschiedener „Lebenslage-Populationen“ zu erhalten, können in diesem Kontext besondere Variablen-Konstrukte herangezogen werden. Sie bezeichnen in Hinsicht auf die wichtigen Gebiete „Berufliches“ und „Finanzielles“ positive oder negative Zufriedenheiten (Größen „Lage“) und erlebte Veränderungen (Größen „Änd“) sowie in einer Zusammenfassung diejenigen Anteile, denen es - vereinfacht gesagt - aus subjektiver Sicht und im Hinblick auf Kernbereiche des persönlichen Lebens „ziemlich gut“ bzw. „ziemlich schlecht“ geht (Größen „Lebsit“¹¹).

¹⁰ Quelle: ALLBUS.

¹¹ Beim Konstrukt „Lebsit“ wurden erfasst: a) Für die Variable „Lebsit pos“ diejenigen, die mit „Beruflichem“ und „Finanziellem“ zufrieden waren (Wert: „Sehr zufrieden“ + „Zufrieden“) und für die sich das Leben in beiden Bereichen positiv verändert hat (Wert: „Sehr verbessert“ + „Verbessert“), b) Für die Variable „Lebsit neg“, die Personen, die mit „Beruflichem“ und „Finanziellem“ unzufrieden waren (Wert: „Sehr unzufrieden“ + „Unzufrieden“) und für die sich das Leben in beiden Bereichen negativ verändert hat (Wert: „Sehr verschlechtert“ + „Verschlechtert“).

Tabelle 4: Bewertung von Aussagen zur sozialen Gerechtigkeit in Ostdeutschland¹²

(Angaben in Prozent; gerundet)

Aussage/Das entspricht meiner Meinung ...	1994					1998				
	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
„Einkommensdifferenz erhöht Motivation“	10	34	35	21	2,67	7	36	29	28	2,77
„Rangunterschiede sind akzeptabel“	9	26	39	26	2,82	4	23	39	34	3,02
„Soziale Unterschiede sind gerecht“	2	10	42	46	3,33	1	9	36	54	3,43

(1)= ja; (2)= eher ja; (3)= eher nein; (4)= nein; (5)= Mittelwert

Tabelle 5: Subjektive Bewertung von Lebenslagen und Veränderungen im Bundesland Sachsen-Anhalt 1998¹³

(1+2 = Sehr zufrieden/Zufrieden oder Sehr verbessert/Verbessert; 4+5 = Eher unzufrieden/Sehr unzufrieden oder Eher verschlechtert/Sehr verschlechtert; Angaben in Prozent, gerundet)

Lebensbereich	Zufriedenheit mit...		In letzten 3 Jahren erlebte Veränderungen bei ...	
	1+2	4+5	1+2	4+5
Kontakte/n mit Freunden/Bekanntem	69	11	15	19
Wohnsituation	68	7	55	7
Berufstätigkeit	50	30	21	32
Finanzielle Situation	37	27	25	33
Freizeitmöglichkeiten	35	36	29	25
Sicherheit im Wohngebiet	31	30	9	37
Umweltsituation	30	27	32	21
Perspektive/n der Kinder/Enkel	21	54	12	52

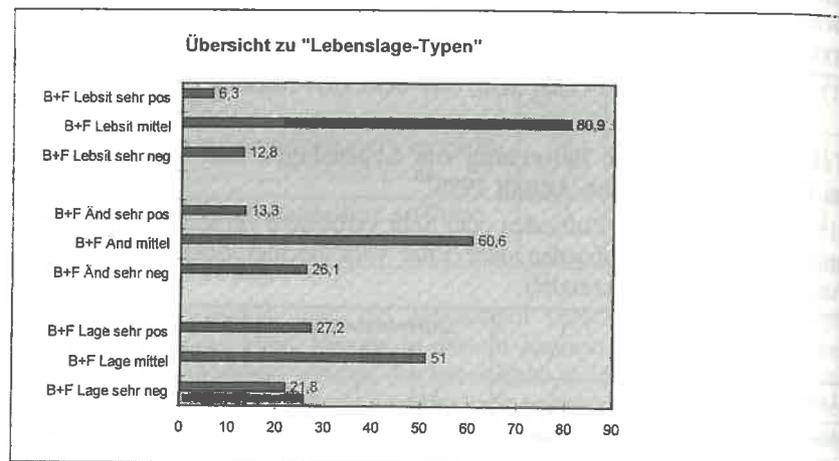
¹² Quelle: ALLBUS.

¹³ Quelle: FOKUS-Studie: „Lebenslagen, Konfliktbewusstsein und Demokratiebewertungen von Bürgerinnen und Bürgern in Sachsen-Anhalt“, Halle 1998.

Die festgestellten Gruppierungen bilden gleichsam die „Pole“ im Kontext bestimmter Lebenslage-Situationen (s. Übersicht 2). Diese Daten belegen bei der Zustands- (Lage-) Bewertung überwiegend positive Sichten, bei den Veränderungen allerdings ein recht negatives Bild. Danach hat in der zweiten Hälfte der 90er Jahre mehr als ein Viertel der Befragten Verschlechterungen erfahren. Dementsprechend bleibt der Anteil derer, denen es „wirklich gut“ geht, etwa nur halb so groß wie der Teil der Menschen, die beruflich und finanziell eine deutlich schlechte Lagen artikulieren. Die letztgenannte Gruppierung entspricht von ihrem Umfang her etwa dem Prozentsatz der „offiziell Armen in Ostdeutschland“.¹⁴

Übersicht 2: Anteile der „Lebenslage-Typen“ an Gesamtbevölkerung (18 bis ca. 80 Jahre, Bundesland Sachsen-Anhalt 1998)

(In Prozent)



Der Blick aus einer schwierigen materiellen Lage heraus lässt eine veränderte Bewertung anderer Lebensbereiche erkennen (vgl. Tabelle 6). Es zeichnet sich ein recht klares Bild ab: Die Auswirkungen des „materiellen Faktors“ spalten die Wahrnehmungen förmlich auf. Nahezu bei jeder Bewertung fallen die Einschätzungen der „Reichen“ und die der „Armen“ weit auseinander. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um eine Art von „doppelter Wirkungskette“. Bestimmte Bereiche, wie z.B. „Wohnen“, stehen unmittelbar mit beruflichen/finanziellen Aspekten in Verbindung und werden dementsprechend bewertet. Aus anderen Gebieten, wie u.a. bei Aussagen zur „Sicherheit“ oder zum „Umweltschutz“, ist eine solche Verknüpfung nicht unbedingt vor-

¹⁴ Datenreport 7. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik 1995/96. Bonn 1997, S. 515-525.

auszusetzen. So kommen negative Grundstimmungen zum Tragen, die dem Anschein nach andere „überlagern“. Dies ist ein alarmierendes Signal, denn es wäre durchaus als ein Indiz für das Vorhandensein möglicher „dumpf-aggressiver“ Einstellungen anzusehen.

Tabelle 6: Subjektive Bewertung von Lebenslagen und Veränderungen und Differenzierung nach „Lebenslage-Typen“ (Bundesland Sachsen-Anhalt 1998)

(1+2 = Sehr zufrieden/Zufrieden oder Sehr verbessert/Verbessert; 4+5 = Eher unzufrieden/Sehr unzufrieden oder Eher verschlechtert/Sehr verschlechtert; Angaben in Prozent, gerundet)

Lebensbereich	Zufriedenheit mit...		In letzten 3 Jahren erlebte Veränderungen bei ...	
	1+2/(+)	4+5/(-)	1+2/(+)	4+5/(-)
Kontakte/n mit Freunden/Bekanntem	69	11	15	19
Lebsit (+)/Lebsit (-)	69/58	2/22	23/8	26/26
Wohnsituation	68	7	55	7
Lebsit (+)/Lebsit (-)	80/57	4/13	74/45	6/14
Freizeitmöglichkeiten	35	36	29	25
Lebsit (+)/Lebsit (-)	59/19	20/63	40/14	15/41
Sicherheit im Wohngebiet	31	30	9	37
Lebsit (+)/Lebsit (-)	39/25	16/43	15/9	27/43
Umweltsituation	30	27	32	21
Lebsit (+)/Lebsit (-)	45/25	18/25	57/26	12/27
Perspektive/n der Kinder/Enkel	21	54	12	52
Lebsit (+)/Lebsit (-)	42/14	21/63	16/7	32/62

Politisches Leben im Rückgang?

In diesem Zusammenhang besitzt die Betrachtung politischer Aktivität im Rahmen der Lebensweise Ostdeutscher besondere Bedeutung. Die Veränderungen der Wertorientierungen hatten hier bereits die Tendenz zur „Abkehr“ bzw. zu einem gewissen „Rückzug ins Private“ angezeigt. Es lohnt sich, die von den Ostdeutschen gewünschten Grundrichtungen politischer Gestaltung näher zu betrachten (vgl. Tabelle 7).

Im Osten stellt die Orientierung auf „Ruhe und Ordnung“ die wichtigste dar. Im wesentlichen konstant ein Drittel der Bevölkerung sieht im „Bürgereinfluss“ ein wichtiges Moment. Der Wert „Freie Meinungsäußerung“ wird über die 90er Jahre hinweg tendenziell stärker betont.

Tabelle 7: Politische Wertorientierungen der ostdeutschen Bevölkerung im Zeitvergleich¹⁵

(Angaben in Prozent, gerundet. Angaben = Platzierung auf 4 möglichen Rängen)

Wertorientierung	1991		1992		1996		1998	
	1.Pl.	2.Pl.	1.Pl.	2.Pl.	1.Pl.	2.Pl.	1.Pl.	2.Pl.
„Ruhe und Ordnung“	52	24	50	28	54	25	47	28
„Bürgereinfluss“	32	25	35	25	33	32	33	25
„Freie Meinungsäußerung“	8	23	5	17	7	20	9	17

Eine völlig widerspruchsfreie Interpretation dieses Phänomens wird nicht möglich sein. Manches spricht jedoch dafür, dass die relative Geringschätzung des „Politischen“ - mitunter auch als „Politikverdrossenheit“ benannt - weniger auf einer generellen „Abwertung“ von Politik, sondern eher auf dem verbreiteten Gefühl von Einflusslosigkeit und Ohnmacht beruht bzw. damit verknüpft ist. Stellen sich für Bürgerinnen und Bürger realistische (und bestimmbare) Einflussmöglichkeiten dar, dann könnten bedeutende Aktivitätspotenziale zutage treten. Diese These ließe sich wiederum an Hand von Daten aus Sachsen-Anhalt (Sommer 1998) genauer betrachten (vgl. Tabelle 8).

Es wäre festzustellen:

- Erkennbar werden überwiegend kritische Sichtweisen zur Gesellschaft, die mit Bestrebungen in Richtung sozialer Veränderungen verknüpft sind. Vorhandene Möglichkeiten zur demokratischen Mitgestaltung, aber auch (erlebte) politische Akteure erfahren zumeist eine negative Bewertung.
- Für die in der Gesellschaft wirkenden Prinzipien wird eher das Bild eines „sozialdarwinistischen Kampfes“ („Recht des Stärkeren“) als das funktionierende der Gerechtigkeit reflektiert. Diese „Grundeinstellung“ hat wahrscheinlich auch für die allgemeine Bewertung gesellschaftlicher Vorgänge eine spürbare Bedeutung.
- Trotz der kritischen Akzente vermitteln die Aussagen der befragten Ostdeutschen keineswegs den Eindruck einer „desinteressierten trägen Masse“.

¹⁵ Quelle: ALLBUS.

Insofern muss das mitunter überzeichnete Bild vom „Rückzug aus der Politik“ unbedingt präzisiert bzw. korrigiert werden. Es zeigt sich zum einen, dass die Zahl der „Aussteiger („Mir ist alles egal!“) relativ klein bleibt; Mehrheiten hingegen betonen, dass es doch Sinn habe, in der Gesellschaft etwas verändern zu wollen. Zum anderen bekunden über 40 Prozent der ostdeutschen Befragten ihre Bereitschaft, sich politisch einzubringen – allerdings unter der Voraussetzung, dass Erfolgsaussichten für ihr Handeln in Sicht seien. Unter diesem Aspekt wäre auch das Engagement ostdeutscher Bürgerinnen und Bürger in Vereinen und Verbänden zu interpretieren (s. Anhang, Tabelle 3).

Tabelle 8: Gesellschafts- und Demokratiebewertungen durch die ostdeutsche Bevölkerung 1998 (Bundesland Sachsen-Anhalt)¹⁶

(Entspricht meiner Meinung: 1= Ganz genau, 1+2= Ganz genau/Überwiegend, 4+5= Eigentlich nicht/Überhaupt nicht; Angaben in Prozent, gerundet)

Aussage/Entspricht meiner Meinung ...	1	1+2	4+5
„Ich glaube, die Gesellschaft muss sich in Zukunft grundlegend ändern.“	46	78	7
„Ich glaube, wenn alles so weitergeht wie bisher, steuern wir auf eine Katastrophe zu.“	34	60	16
„Ich würde mich schon politisch engagieren, aber nur dort, wo ich weiß, dass es sich lohnt.“	25	42	34
„In der Gesellschaft etwas verändern zu wollen, ist sowieso zwecklos.“	11	22	53
„Ich kenne Politikerinnen/Politiker, denen ich vertraue.“	11	22	52
„Es gibt doch eine Menge Möglichkeiten, sich politisch einzubringen und etwas zu verändern.“	10	21	49
„Entsprechend meinen Möglichkeiten bin ich politisch aktiv.“	6	12	61
„In der Gesellschaft regiert das Prinzip der Chancengleichheit, nicht das ‚Recht des Stärkeren‘.“	5	10	75
„Ich lebe mein Leben, alles andere ist mir egal.“	3	7	77

Solidarität und Ausgrenzung im Leben Ostdeutscher

Ein besonderer und wenig erforschter Gegenstand, dessen Analyse etwas über alltägliche Lebensweisen aussagt, ist die Frage, wie die Menschen sogenannte „in der Gesellschaft benachteiligte Gruppen“ wahrnehmen und bewerten.

¹⁶ Quelle: FOKUS-Studie: „Lebenslagen ...“, Halle 1998.

Untersucht wurden hier die Meinungen in Bezug auf ausgewählte Gruppen (1995 = 8, 1999 = 17), für die Attributionen wie „benachteiligt“, „hilfebedürftig“ und/oder „schwierig“ gelten konnten.

Der Vergleich der Bewertungen von 1995 und 1999 zeigt, dass „Benachteiligte“ im wesentlichen konstant in drei Gruppierungen wahrgenommen werden:

- Die „Bedauernswerten“ (Position 1-3): Menschen, denen man in hohem Maße Mitleid und Zuneigung entgegenbringt, wohl verbunden mit der Ansicht, dass die Betroffenen „nichts für ihr Schicksal können“.
- Die „Armen“ (Position 4-12): Personen, bei denen eine schwierige materielle Lage konstatiert (oder angenommen) wird, wobei im Zeitverlauf eine gewisse „Solidaritätsverschiebung“ zu verzeichnen ist: „Alleinerziehende“, Langzeitarbeitslose“ und „Frauen allgemein“ erfahren positivere, „Obdachlose“ und „Sozialhilfeempfänger“ negativere Wertungen.
- Die „Ausgestoßenen“ (Position 14-18): Hier wird ein erschreckendes Bild von Ablehnung und geringer Solidarität deutlich. Scheinbar selbstverständlich sind „Menschen mit subjektiven Verfehlungen“ und „Ausländer“ nebeneinander gestellt.

Die hier benannten Bewertungen zeigen auf, dass es im Denken der ostdeutschen Bevölkerung sowohl beachtliche Solidaritätsbestrebungen als auch die Ausgrenzung Schwächerer gibt. Ersteres ist wohl u.a. darauf zurückzuführen, dass „Verunsicherung“ und „soziale Gefährdung“ (Abstieg, Armut usw.) im Bereich der Alltagserfahrungen präsent sind, wenn nicht durch eigenes Erleben, so doch durch Beobachtungen im Umfeld. Das Moment der Ausgrenzung verweist auf alarmierende Tendenzen, denn es belegt, wie soziale Frustrationen in Ablehnung und Diskriminierung umschlagen können.

Ostdeutsche Perspektiven

Zusammenfassend wäre zur Diskussion zu stellen:

1. Die Veränderungen in Ostdeutschland sind nicht oder nicht in erster Linie nur institutionell und/oder marktwirtschaftlich. Eine eigenständige Rolle spielen Erfahrungen, die durch Lebensweise und Lebensgefühl gesammelt wurden, wobei hier sowohl überkommen-sozialisierte Werthaltungen als auch die Verarbeitung praktischer Erlebnisse (nicht zuletzt beim Streben nach der Verwirklichung eigener Lebensstrategien) zum Tragen kommen. Zur Charakterisierung der „Mentalität“ in Ostdeutschland sollte eine These aufgegriffen werden, die bereits 1995/96 die Entwicklung der neuen Bundesländer im „Spannungsfeld zwischen ‚verdoppeltem Westdeutschland‘ und ‚Mezzo Giorno‘“ beschrieb und den Vergleich mit „Schottland“ anstellte.¹⁷ Ostdeutschland könnte sich - zumindest im Sinne der „Schottland-Metapher“ -

¹⁷ Siehe Chrapa, Michael, Ost-West-Begegnung - ein schwieriger Fall? In: Standpunkt Sozial, Nr. 1/96, Hamburg 1996, S. 30-31.

auf lange Sicht als ein (relativ) selbstständiger, kulturell eigenständiger, knorriger (und natürlich ärmerer) Teil entwickeln.

Tabelle 9: Einstellungen Ostdeutscher zu „benachteiligten Gruppen“ (Bundesland Sachsen-Anhalt)¹⁸
(Angaben in Prozent, gerundet)

Diese Personen sollten Zuwendungen (auch materieller Art) erhalten	1995			1999		
	Ja	Teils	Nein	Ja	Teils	Nein
(1) Menschen mit Behinderungen	63	36	1	73	25	2
(2) Alte Menschen mit wenig Geld	/	/	/	72	26	2
(3) Opfer von Straftaten	/	/	/	64	28	8
(4) Familien mit mehreren Kindern	/	/	/	55	35	10
(5) Alleinerziehende	30	56	14	53	39	8
(6) „Niedriglohnempfänger/innen“	/	/	/	52	38	10
(7) Langzeitarbeitslose	39	56	5	45	47	8
(8) Arbeitslose	/	/	/	39	52	9
(9) Junge Arbeitslose unter 25 Jahren	/	/	/	34	51	15
(10) Obdachlose	41	54	5	32	54	14
(11) Jugendliche allgemein	29	53	18	28	53	19
(12) Sozialhilfeempfänger/innen	30	61	9	27	58	15
(13) Frauen allgemein	13	43	44	24	44	32
(14) Drogenabhängige	/	/	/	6	31	63
(15) Haftentlassene	/	/	/	5	47	48
(16) „Ausländer“ aus Osteuropa	/	/	/	5	39	56
(17) „Ausländer“ aus Asien/Afrika	6	43	51	5	32	69

2. Die skizzierten sozialen Spaltungen wirken gleichsam auf „tektonischem Wege“ bis in die Gestaltung alltäglicher Lebensprozesse hinein. Vieles spricht für das Wirken übergreifender sozioökonomischer und politischer Einflussfaktoren, die ab Mitte der 90er Jahre zur Entfaltung kommen. Dabei wären vor allem zwei Aspekte hervorzuheben:

- Unter den Bedingungen des Hervortretens sozialer Konfliktlagen und einer damit verknüpften „sozialen Entsicherung“ wird eine Art „neuer Wertewan-

¹⁸ Quellen: FOKUS-Studien: „Sozial Schwache“ im Meinungsbild der Bevölkerung“, Halle 1996; „Bilanz '99“, Halle 1999.

del“ in Gang gesetzt, der nicht allein mit dem Raster „Materialismus“ vs. „Postmaterialismus“ zu erfassen ist. Tendenziell kommt es dazu, dass „sicherheitsspendende Ressourcen“ (Arbeit, Familie, Verwandtschaft, berechenbare soziale Beziehungen u.a.) in der Werthierarchie ansteigen. Eng damit verbunden sind wiederum geistige Vorgänge verstärkter Orientierungssuche, gerichtet nicht zuletzt auf neue größere Leitbilder und Ziele. Aller Wahrscheinlichkeit nach stehen wir erst am Beginn dieses Wertewandels, der weitreichende Konsequenzen haben wird.

- Damit verknüpft sind „Zukunftsängste“, die wiederum in unverkennbarer Weise sozial gefärbt erscheinen, wobei diese Ängste auch die Grundlage für irrationale und inhumane Positionen sein können. Als Reflexion von realer und scheinbarer „Ausgrenzung“ werden Beziehungen zu „benachteiligten Gruppen“ gestaltet, die sowohl Solidarität als auch Diskriminierungen (in gefährlichem Ausmaß) einschließen.

3. Durchaus in gewisser Analogie zu dem von H.-J. Maaz geprägten Begriff des „Gefühlsstaus“ lässt sich für Ostdeutschland Ende der 90er Jahre das Phänomen eines „Handlungsstaus“ konstatieren. Darunter wäre zu verstehen, dass Aktivitätsbestrebungen, vor allem auf politischen und sozialen Gebieten, immer wieder mit Grenzen konfrontiert sind (und als frustrierend reflektiert werden). Reale Gefahren wären darin zu sehen, wenn sich so Tendenzen der Entpolitisierung, der Schicksalsergebenheit und von Ohnmachtsempfindungen verstärken. Sie könnten zu vermehrter Passivität, zu Entsolidarisierungen, ebenso aber auch zur Orientierung an inhumanen und/oder autoritären Leitbildern führen. Die aufgezeigten Werthaltungen und Einstellungen in der ostdeutschen Bevölkerung stehen andererseits jedoch für beachtliche Aktivitätspotenziale, die produktiv erschließbar sind. Hier kommt gerade der Sphäre des Alltags, den kommunal-kleinräumigen Zusammenhängen, eine besondere Bedeutung zu.

4. Die Entwicklung in der zweiten Hälfte der 90er Jahre zeigt, dass etliche Phänomene nicht mehr allein als „Nachwirkungen des Umbruchs“ interpretiert werden können. Auch für die sozialwissenschaftliche Analyse sollte über Perspektivenwechsel in der zeitlichen Betrachtung nachgedacht werden. Dies bedeutet, zukünftig absehbare Prozesse gleichsam in ihren „Vorläufern“ der heutigen Entwicklung zu erfassen. Vielleicht demonstriert gerade die Lebensweise in Ostdeutschland diesen besonderen Umbruch, den der Dramatiker H. Müller als guter Kenner des Ostens kurz vor seinem Tode in die Wort fasste: „Wie früher Geister kamen aus Vergangenheit/so jetzt aus Zukunft ebenso“.¹⁹

¹⁹ H. Müller, Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln 1994, S. 361.

Anhang

Tabelle 1: Veränderungen in repräsentativer Befragungspopulation bei ALLBUS-Untersuchungen
(Angaben in Prozent)

	1991	1992	1996	1998
Gesamtpopulation	100	100	100	100
Altersgruppen				
18 bis 29 Jahre	18,0	17,5	15,5	15,1
30 bis 44 Jahre	34,2	32,0	31,3	31,7
45 bis 59 Jahre	26,8	29,3	27,8	24,0
60 Jahre und älter	21,0	21,2	25,4	29,2
Haushaltsnettoeinkommen				
Bis 2.000 DM	32,4	28,0	15,7	22,6
2.000 bis 4.000 DM	47,7	34,3	42,9	41,2
Über 4.000 DM	22,9	37,6	41,4	36,2
Status				
Voll berufstätig	76,5	49,2	49,3	43,4
Nicht erwerbstätig	1,3	43,6	44,9	51,9
Länger (2 Jahre) arbeitslos	0	0,2	3,5	4,3

Tabelle 2: Wertorientierungen „Beruf und Arbeit“ bei Ostdeutschen im Zeitvergleich und differenziert nach soziodemographischen Merkmalen (aus ALLBUS-Untersuchungen)

(Angaben in Prozent, gerundet, () = Geringe Aussagekraft wegen niedriger Fallzahl)

Wertorientierung	Zeitraum			
	1992		1998	
	Ja	Nein	Ja	Nein
„Beruf und Arbeit“				
Gesamtpopulation	83	7	67	17
Altersgruppen				
18 bis 29 Jahre	89	0	76	2
30 bis 44 Jahre	90	1	83	4
45 bis 59 Jahre	87	5	82	7
60 Jahre und älter	64	24	31	47
Haushaltsnettoeinkommen				
Bis 2.000 DM	77	12	53	26
2.000 bis 4.000 DM	87	4	67	20
Über 4.000 DM	85	5	75	8
Status				
Voll berufstätig	91	1	87	1
Nicht erwerbstätig	74	15	48	31
Länger (2 Jahre) arbeitslos	(100)	(0)	82	2

Tabelle 3: Mitgliedschaften ostdeutscher Bürgerinnen und Bürger in verschiedenen Organisationen

(Angaben in Prozent; D ges = Deutschland gesamt, OD = Ostdeutschland)

Organisation/Vereinigung	1992		1998	
	D ges	OD	D ges	OD
Deutscher Gewerkschaftsbund	16,5	23,6	9,7	11,9
Deutsche Angestellten Gewerkschaft	2,4	2,8	3,0	1,2
Christlicher Gewerkschaftsbund	0	0,1	0,1	0,2
Union Leitender Angestellter	0,2	0	0,3	0
Deutscher Beamtenbund	1,2	0,5	1,1	0,2
Bauernverband	0,3	0,1	0,8	0,4
Gewerbeverband	1,8	2,7	1,9	2,1
Unternehmerverband BDI	0,3	0,2	0,5	0,4
Verband Freie Berufe	0,8	0,7	1,3	1,5
Sonstiger Berufsverband	4,4	4,4	4,1	2,8
Gesangverein	4,1	1,8	4,2	1,8
Sportverein	21,8	10,1	20,7	10,9
Sonstiger Hobbyverein	5,9	2,8	7,6	4,1
Heimat-/Bürgerverein	3,1	0,7	4,2	1,2
Sonstiger Geselliger Verein	3,4	0,9	5,2	2,6
Vertriebenenverband	0,6	0,4	1,1	0,6
Wohlfahrtsverband	2,5	1,2	2,9	1,2
Kirchlicher/Religiöser Verein	4,4	1,4	2,3	0,8
Jugend-/Studentischer Verein	0,8	0,7	0,7	0,4
Anderer Verein(e)	9,9	7,8	5,7	5,6
Politische Partei	3,6	3,1	2,0	1,6
Bürgerinitiative	0,8	0,4	1,3	0,8

Harald Werner

Die Bewusstseinsform des Wettbewerbskorporatismus

Ursachen der Plausibilität neoliberaler Strategien für das Massenbewusstsein

Als in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre eine neokonservative Regierung nach der anderen abgewählt wurde, schien der Tod des Neoliberalismus besiegelt. Und trotzdem erfreut er sich weiter bester Gesundheit, in der Gestalt von New Labour oder Schröders Politik der Neuen Mitte. Der Schröder/Blair-Katechismus versammelt alle neoliberalen Glaubenssätze von der einseitigen Angebotsorientierung, der Forderung nach sinkenden Arbeitskosten, dem Bekenntnis zu sinkenden Steuereinnahmen und Niedriglohnssektoren bis hin zur fatalistischen Marktgläubigkeit. Kein Prinzip der neoliberalen Dogmatik, das sich nicht auch bei den sozialdemokratischen Modernisierern fände. Und trotzdem ist diese Feststellung so lange banal oder theoretisch fruchtlos, so lange man nicht beantworten kann, aus welchen Quellen die neue Sozialdemokratie ihre Akzeptanz schöpft, wenn sie angeblich keine andere Politik als ihre Vorgänger betreibt.

Offensichtlich besteht der entscheidende Unterschied zwischen Neoliberalismus und neuer Sozialdemokratie weniger in den bisher beobachtbaren Maßnahmen, als in ihrer Begründung und in ihrem Bezug zum Massenbewusstsein. Wobei es sich bei der neuen Sozialdemokratie offensichtlich nicht nur um eine geschicktere Legitimation eines anscheinend gleichbleibenden Politikmusters handelt, sondern um den Ausgleich neoliberaler Defizite und den Entwurf einer Modernisierungsstrategie, die breitere Teile der Bevölkerung aktiv mitzutragen bereit sind. Und zwar nicht gegen ihren Willen oder durch die Vorspiegelung falscher Absichten, sondern indem an Deutungsmuster des Massenbewusstseins angesetzt wird, die dem Neoliberalismus sehr viel näher sind, als die Wahlentscheidungen vermuten lassen.

Die Flexibilität gesellschaftlicher Deutungsmuster und Wertsysteme

Zunächst lässt sich feststellen, dass die sozialdemokratischen Modernisierer mit deutlicher Kritik an ihren neokonservativen Vorgängern ein Bekenntnis zur gestaltenden Politik ablegen, die nachlassende soziale Bindungskraft der Gesellschaft kritisieren, den hohen Wert eines sozialen Gemeinwesens unterstreichen und sich ausdrücklich auf sozialdemokratische Grundwerte beziehen. Natürlich kann leicht argumentiert werden, dass es sich dabei lediglich um andere Begründungszusammenhänge handelt, während die ökonomische Regulation die gleiche bleibt, aber die Begründung von Politik ist eines ihrer

entscheidenden Momente. Das beste politische Konzept wird scheitern, wenn es sich nicht mit den Deutungs- und Wertmustern der eigenen politischen Klientel verbindet, und umgekehrt passen sich die gesellschaftlichen Deutungsmuster und Wertauffassungen außerordentlich schnell einer veränderten Politik an, wenn diese Politik in andere Begründungszusammenhänge gestellt wird. Wie der Kosovo-Krieg gezeigt hat, ließen sich selbst bekennende Kriegsgegner für einen Angriffskrieg gewinnen, als er mit ihren eigenen Deutungs- und Wertmustern verknüpft und als chirurgischer Eingriff zur Rettung der Menschenrechte inszeniert werden konnte.

Dabei muss allerdings betont werden, dass die Verbindung ursprünglich abgelehnter Politikformen mit positiven Werten oder Sinngebungen, wie etwa die Verknüpfung der Angebotstheorie mit sozialdemokratischen Tugenden, von mindestens drei Voraussetzungen abhängig ist. *Erstens* müssen die handelnden politischen Subjekte als glaubwürdige SachwalterInnen der beschworenen Werte akzeptiert sein, *zweitens* muss ihnen eine gewisse Interpretationsfähigkeit zugestanden werden und *drittens* kommt als wohl entscheidende Voraussetzung hinzu, dass es im Massenbewusstsein selber einen Widerspruch zwischen aktueller Realitätserfahrung und tradiertem Wertesystem gibt. Nur wenn die Realität nicht oder nicht mehr verstanden wird, wenn sie als „reale Mystifikation“ verborgener Zusammenhänge auftreten kann, lässt sie sich frei interpretieren, umdeuten und mit dem tradierten Wertesystem verknüpfen. Die Produktion falschen Bewusstseins setzt voraus, dass das Sein von sich aus bereits falsch, das heißt als Mystifikation erscheint. Meine zentrale These ist deshalb: Wenn sozialdemokratische Werte und neoliberale Glaubenssätze zusammenmontiert werden, werden Widersprüche miteinander versöhnt, die im Massenbewusstsein längst schon tief verankert sind.

Das Massenbewusstsein ist nicht nur von fast zwei Jahrzehnten neoliberaler Propaganda geprägt, es hat diese Ideologie vor allem deshalb verinnerlicht, weil sie sich in vordergründiger Übereinstimmung mit den veränderten Realitäten der Arbeitswelt, den Qualifikationsanforderungen und neuen Erscheinungen der Weltwirtschaft befindet. Vieles, was der Neoliberalismus zu Glaubenssätzen erhob, etwa die Überlegenheit der Marktregulierung, die Unvermeidlichkeit des Staatsversagens oder die Alternativlosigkeit des globalen Wettbewerbs, wird durch die sinnliche Alltagserfahrung dem Augenschein nach bestätigt und verdankt seinen Eingang ins Massenbewusstsein nicht dem Einsatz der Ideologen, sondern einer neuen Produktionsweise, die das betriebswirtschaftliche Denken aus den Kontoren in die industriellen Basisbeziehungen getragen hat.

Von der Sozialpartnerschaft zum Wettbewerbskorporatismus

Wenn man daran festhalten will, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt, dann müssen auch die gegenwärtigen Formen des Massenbewusstseins aus dem gesellschaftlichen Sein, beziehungsweise aus ihrem „gegenständlichen

Schein" abgeleitet werden, wie Marx dies nannte. Zu beginnen wäre daher mit der konkreten Lebenstätigkeit der Individuen, also mit ihrer materiellen Arbeitstätigkeit und ihrer Einbindung in die aktuell vorherrschende Logik der Kapitalverwertung. Wobei sich leicht nachweisen lässt, dass die aktuelle Akkumulationslogik des Kapitals keine abstrakte Angelegenheit ist, sondern längst schon von der Unternehmensebene bis an den einzelnen Arbeitsplatz vorgedrungen ist. Vermittelt über neue Unternehmensphilosophien, Leitungsstile und Arbeitsformen, haben sich Qualifikationsanforderungen und Tugenden herausgebildet, die in einem immer stärkeren Widerspruch zu den überlieferten Erfahrungen der Arbeiterbewegung stehen. Industrielle Tugenden wie Gebrauchswertorientierung, Normierung oder technische Disziplin werden zunehmend durch moderne betriebswirtschaftliche Qualifikationen überlagert oder sogar verdrängt. Unterstützt durch die Einführung flacher Hierarchien, die Bildung von Arbeitsgruppen und nach unten verlagerten Kompetenzen steigen die Anforderungen an die Selbstorganisationsfähigkeit sowie an die Flexibilität und Wettbewerbsbereitschaft der Beschäftigten.

Der soziale Kompromiss zwischen Unternehmensleitung und Beschäftigten gründete sich im Fordismus auf einen Produktivitätspakt, bei dem steigende Produktionsleistung gegen höhere Einkommen und wachsende Sozialleistungen getauscht wurden. Heute werden Wettbewerbspakte ausgehandelt, bei denen den Beschäftigten nicht nur steigende Produktivität abverlangt wird, sondern konkrete Renditeerwartungen und Marktziele formuliert werden. Immer mehr Beschäftigte, insbesondere bei den produktionsnahen Dienstleistungen, werden unmittelbar in die Befriedigung von Kundenerwartungen einbezogen. Die Gegenleistung der Unternehmenseite besteht weniger in steigenden Arbeitseinkommen oder sogar wachsenden Sozialleistungen, sondern im Verzicht auf Betriebsverlagerungen, Stilllegungen oder betriebsbedingte Kündigungen.

Der betriebliche Wettbewerbskorporatismus führt zu einer neuen Qualität von Konkurrenz zwischen den Beschäftigten. Er zwingt die Individuen, Arbeitsgruppen und Betriebsteile innerhalb eines Unternehmens in die Rolle scheinbar selbständiger Wirtschaftssubjekte, die ihr angebliches Versagen mit Ausgliederung, Abbau von Fertigungslinien und letztlich mit dem Verlust ihrer Existenz bezahlen. Sie sollen sich nicht mehr ausschließlich an sachlichen oder technischen Parametern orientieren, sondern an der Fähigkeit die Konkurrenten durch Flexibilität und die Ausnutzung kurzfristiger Marktvorteile aus dem Feld zu schlagen. Der weltweite Standortkrieg beginnt im Kampf zwischen den nationalen Standorten des Unternehmens, zwischen den an der gleichen Aufgabe arbeitenden Abteilungen, zwischen in- und ausländischen Standorten des gleichen Konzerns und findet seine plausible Fortsetzung im Ringen der Regierung um die niedrigsten Lohnnebenkosten und günstigsten Steuersätze.

Es reicht nicht mehr, mit Disziplin und Ausdauer dem Unternehmen seine fachliche Leistungsfähigkeit zur Verfügung zu stellen, weil neben den alten

Arbeitstugenden Haltungen erwartet werden, die früher dem Management vorbehalten waren. Die Identifikation mit dem Gebrauchswert der Arbeit muss durch die Identifikation mit dem Unternehmensziel erweitert werden, Zuverlässigkeit durch Risikobereitschaft und Stetigkeit durch Flexibilität. Dieser Wettbewerbskorporatismus, bei dem Beschäftigte und Management durch die gemeinsame Verteidigung des Standortes zu einer Art Schicksalsgemeinschaft verschweißt werden, hat für die Betroffenen ein durchaus ambivalentes Gesicht, so dass er nicht nur negativ erlebt wird. Zwar überwiegt die Erfahrung wachsender Arbeitsbelastung, zunehmender Unsicherheit sowie der letztendlich nicht aufhebbaren sozialen Benachteiligung gegenüber den Beziehern von Gewinn- und Vermögenseinkommen, aber es scheinen sich auch Erwartungen an mehr Selbständigkeit und Kompetenz zu erfüllen, die sich im Einklang mit der zunehmenden gesellschaftlichen Individualisierung befinden. Insbesondere die jüngeren Jahrgänge, die Alleinstehenden und Modernisierungsgewinner in den neuen Branchen erleben sich als Pioniere einer neuen Arbeitswelt, die sich nicht ohne Zufall in voller Harmonie mit dem Zeitgeist befinden. Es sind gerade diese Gruppen, die Distanz gegenüber Hierarchien entwickeln, mehr auf ihr individuelles Durchsetzungsvermögen als auf kollektive Sicherheiten setzen und gleichzeitig aus eben diesem Grunde am schwersten für solidarische Aktionen oder gewerkschaftliches Engagement zu gewinnen sind.

Der Mensch als Investor

Ursache dieses Wechsels scheint der gesellschaftliche Wertewandel, aber wenn man genauer hinschaut, gehen die oben beschriebenen Umbrüche in der Arbeits- und Lebensweise nicht nur dem Wertewandel zeitlich voraus, sondern wirken auch dort am stärksten, wo sich die neuen Unternehmensphilosophien und Leitungsstrategien am wirksamsten durchsetzen. Aber auch diese Philosophien und Strategien sind nur der organisatorische Ausdruck eines neuen Akkumulationsregimes, mit dem das Kapital seit den 70er Jahren auf stagnierende Märkte, wachsende Überkapazitäten und übermäßig angeschwollene Kapitalmassen reagiert. Die ungeheure Steigerung des Konkurrenzdrucks in den Betrieben, der Wettbewerbskorporatismus und der weltweite Standortkrieg sind durch den Siegeszug der neuen Technologien sicher erleichtert und durch die mit großem politischen Aufwand vorangetriebene Globalisierung beschleunigt worden, aber die eigentliche „Heftigkeit des aktuellen Konkurrenzkampfes erklärt sich (...) aus der Existenz einer chronischen Überakkumulation.“¹ Der Wettbewerb dient unter diesen Bedingungen nicht mehr der Erschließung neuer Märkte, sondern der Zerstörung der Konkurrenz, weil das „ganz oder teilweise“ brachliegende Kapital „das schon fungierende Kapital aus seiner Position verdrängen muss, um sich

¹ Joachim Bischoff, *Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts*, Hamburg 1999, S. 100.

überhaupt zu verwerten"², was der Wirtschaftspolitik wie der Betriebsweise, der Arbeitsorganisation und dem Gegensatz von Kapital und Arbeit einen neuen Stempel aufdrückt.

Die zunehmende Dominanz der Vermögenswirtschaft über die reale Akkumulation und die sinnliche Erfahrung der märchenhaften Spekulationsgewinne vermitteln den Eindruck eines von der materiellen Wertschöpfung abgelösten Kapitalismus, in dem sich die Wirtschaftssubjekte gleichermaßen, seien sie nun fungierende Kapitalisten, lohnabhängige Besitzer von Humankapital oder Spekulanten, wie in einem Spielkasino verhalten und mit mehr oder weniger Glück auf die sich anbietenden Optionen setzen. „Die Interpretation wirtschaftlicher Prozesse als die beständige Umschichtung von Vermögenswerten durch Vermögensbesitzer“ stellt nach Huffschmid „eine neue Stufe in der (realen) Mystifikation kapitalistischer Grundverhältnisse, nämlich der Klassen-, Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse dar. (...) Wirtschaft wird zum Gegenstand ausschließlich individueller Kalküle. Alle Menschen werden zu Wirtschaftssubjekten, alle Wirtschaftssubjekte zu Investoren, jede Tätigkeit wird zum Investment. Der Egalitarismus ist perfekt. Jeder und jede hat, was er oder sie hat, ist damit auf sich selbst gestellt und macht in guter unternehmerischer Manier das Beste daraus.“³

Vom Lohn- zum Wettbewerbsfetischismus

Als Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft und individualisierte Wirtschaftssubjekte erfahren die abhängig Beschäftigten die Widersprüche ihrer Existenz immer weniger als Gegensatz zum Kapital, sondern als allseitige Konkurrenzbeziehung, die alle Sphären bis hin zum globalen Wettbewerb der Standorte durchdringt. Kein Unternehmen überlebt am Markt ohne Einbeziehung der Belegschaften in den Standortkrieg, und keine Belegschaft verteidigt ihre Arbeitsplätze ohne aktives, planerisches Mitwirken an der Verbesserung der Wettbewerbssituation. Und dies betrifft nicht nur die flexiblen Individualisten der High-Tech-Branchen, sondern selbst die Belegschaften ausgesprochen traditioneller und gut organisierter Bereiche. Seit Jahren gibt es einen eigenartigen Widerspruch. Die gleichen Betriebsfunktionäre, die auf den Gewerkschaftstagen kraftvolle Resolutionen über den Interessengegensatz von Kapital und Arbeit beschließen und den Neoliberalismus verdammen, sind in ihrer tagtäglichen Praxis damit beschäftigt, zum Zwecke der Standorterhaltung die Lohnkosten „ihres“ Betriebes zu senken oder zur Vermeidung betriebsbedingter Kündigungen eigene Vorschläge zum Abbau der Arbeitsplätze auszuarbeiten. Doch die Verinnerlichung des Standortwettbewerbs geht weit über den Überlebenskampf der Belegschaftsvertretungen hinaus und verändert auch das Denken der Apparate. Gewerkschaftliche Forderungen nach Senkung der Lohnnebenkosten, Zustimmung

² MEW 25, S. 262.

³ Jörg Huffschmid, Politische Ökonomie der Finanzmärkte, Hamburg 1999, S. 42.

zur steuerlichen Entlastung der Unternehmen und die Bereitschaft zur Einführung von Niedriglohnssektoren sind keine Seltenheit mehr.

Schuld an diesem Wettbewerbskorporatismus und der Akzeptanz neoliberaler Wirtschaftsstrategien ist die reale, durch das betriebswirtschaftliche Denken verengte Alltagspraxis, die leitenden Managern wie Belegschaften gemeinsam die Illusion vorgaukelt, es gäbe keine Alternative zur Strategie der schöpferischen Zerstörung, des gegenseitigen Herunterkonkurrierens und zur Pflege des Shareholder-Value. Die herrschende Deutung des wirtschaftlichen Prozesses wird um so stärker verinnerlicht, je mehr sich der öffentliche Diskurs von gesamtgesellschaftlichen Deutungen entfernt und je erfolgreicher jene scheinen, die sich der zerstörerischen Strategien bedienen.

Das immer hektischere Auf und Ab des Wirtschaftslebens, der schnelle Übergang vom traditionsreichen Unternehmen zum Bankrotteur oder vom hochqualifizierten Facharbeiter zum Langzeitarbeitslosen erweckt bei den vereinzelt Akteuren zunehmend den Eindruck eines Spielkasinos. Einen gewissen Mindesteinsatz von Geld- oder Humankapital vorausgesetzt, scheinen nur noch der Zufall, Risikobereitschaft, Flexibilität und Eigeninitiative darüber zu entscheiden, ob man zu den Gewinnern oder Verlierern gehört. So schreibt der US-amerikanische Ökonom Lester C. Thurow: „Die Schaffung von großem Reichtum ist dem Lottospielen sehr ähnlich. Eine gehörige Portion Glück gehört einfach dazu. (...) Ohne eine gehörige Portion Glück reicht die beste Begabung, die größte Energie und die hartnäckigste Beharrlichkeit nicht aus, um wirklich reich zu werden.“⁴ Von anderen Voraussetzungen, wie dem Besitz von Geld- oder Produktivkapital, ist überhaupt nicht mehr die Rede. Es handelt sich hier wirklich, wie Huffschmid schreibt, um eine neue Mystifizierung der kapitalistischen Akkumulation, weil sie sich nicht mehr hinter dem Mysterium des arbeitenden Kapitals versteckt, was ja immer noch den Besitz von Kapital voraussetzt, sondern als ein für alle offenes Glücksspiel darstellt.

Der traditionelle Lohnfetisch entstand aus dem „realen Schein“, mit dem sich der Lohn als Gegenwert der Arbeit ausgab, obwohl er nicht die Arbeit bezahlte, sondern nur den Marktpreis der Arbeit. Diese traditionelle Mystifizierung der Aneignungs- und Klassenverhältnisse unterstützte zwar jene Ideologie, nach der die Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Kapital auf die gleiche Weise am gesellschaftlichen Gesamtergebnis beteiligt werden, aber sie bestätigte zumindest die Existenz von Klassenverhältnissen und produzierte die spontane Vorstellung, Armut und Reichtum seien eine Folge „ungerechter Löhne“. Die mystifizierte Lohnform wurde zur spontanen Form des Arbeiterbewusstseins, das von sich aus keine andere Forderung als die nach „gerechten Löhnen“ und nach der „Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit“ hervorbrachte. Aber selbst diese falsche Widerspiegelung ließ noch Raum für spontanen Antikapitalismus und Utopien sozialer Gerechtigkeit.

⁴ Lester C. Thurow, Die Reichtumspyramide, Düsseldorf 1999, S. 207.

Der Wettbewerbsfetischismus überlagert diese spontanen Vorstellungen oder löscht sie sogar aus, weil Armut und Reichtum als Folgen individueller Cleverness erscheinen, als Ergebnisse des richtigen Einsatzes zur rechten Zeit und am rechten Ort oder schlichtweg als eine Folge glücklicher oder unglücklicher Zufälle. Natürlich werden Benachteiligung durch soziale Herkunft, Lebensort, Geschlecht oder andere objektive Merkmale immer noch sinnlich wahrgenommen, aber sie scheinen nicht durch die bestehenden ökonomischen Mechanismen bedingt, sondern durch außerökonomische Gegebenheiten. Der Kapitalismus hat sie scheinbar ebenso wenig zu verantworten wie den Ausbruch von Naturkatastrophen oder andere natürliche Wechselfälle des Lebens.

Der entmaterialisierte Kapitalismus

Bisher haben wir uns bei der Suche nach den Ursachen des Bewusstseinswandels überwiegend mit den Veränderungen des wirtschaftlichen Prozesses beschäftigt und die technischen Umwälzungen eher in ihrer unterstützenden Rolle betrachtet. Es gibt aber auch gravierende Veränderungen auf der stofflichen Seite, die den kapitalistischen Prozess in einer neuen Weise mystifizieren. Das drückt sich dann in solchen Metaphern wie der Dienstleistungs-, Informations- oder Wissensgesellschaft aus. Tatsächlich bestehen immer mehr Waren aus immateriellen Leistungen, und selbst Produktionsunternehmen erwirtschaften einen wachsenden Teil ihres Umsatzes durch produktionsnahe Dienstleistungen, wie die Entwicklung kundenspezifischer Lösungen oder den Verkauf von Produktionsinformationen. Informationen zu besitzen und Wissen umsetzen zu können, ist zweifellos zu einem zentralen Moment der Wertschöpfung geworden, das nicht nur das gesellschaftliche Arbeitsvermögen verändert, sondern auch den Anschein einer gewissen Entmaterialisierung des Kapitalismus vorgaukelt. Nach der sprachlichen Verwandlung des Produktionsfaktors Arbeit in Humankapital tritt nun das Wissens- und Informationskapital, beziehungsweise die Informations- und Wissensindustrie auf, womit endgültig alle zu Kapitaleignern und Besitzern von Produktionsmitteln werden, die über Muskel- oder Geisteskraft verfügen.

Der Reichtum von Bill Gates etwa, des reichsten Mannes der Welt, steckt augenscheinlich nicht in handfesten Hochöfen oder Kohlegruben, sondern besteht aus flüchtigen Informationen, so dass jeder Besitzer von Informationen und Wissen berufen scheint, in seine Fußstapfen zu treten. Natürlich ist dies eine Mystifikation, weil Gates wie jeder Stahl- oder Eisenbahnkönig des 19. Jahrhunderts seinen Reichtum nicht in erster Linie seinem Verstand, sondern der Aneignung unentgeltlicher Arbeitskraft oder der Erzielung eines monopolistischen Extraprofits verdankt. Aber das in Stahlwerken fungierende Kapital ist sichtbarer als das im Imperium Microsoft, so dass die sogenannte Wissensindustrie aus Produktivkräften zu bestehen scheint, die jedem eigen sind, nämlich aus Produkten des menschlichen Kopfes. Noch nie lieben sich die Quellen des Reichtums so perfekt mystifizieren wie unter den

Bedingungen einer Produktion, in der sich bedeutende Teile des Kapitals scheinbar entmaterialisieren und die Illusion vertiefen, als wäre jedes Individuum mit den wichtigsten Voraussetzungen zur kapitalistischen Selbstschöpfung geboren.

Niemand wäre im 19. Jahrhundert auf die Idee gekommen, eine wirkliche Gleichheit zwischen dem Stahlbaron und seinen Stahlarbeitern zu behaupten, aber dem heutigen Massenbewusstsein lässt sich ohne weiteres vorgaukeln, dass in jedem von uns ein Bill Gates steckt. Dazu noch einmal Thurow: „Andererseits wissen wir aber auch, dass Bill Gates seinen Reichtum nicht ausschließlich dem glücklichen Zufall verdankt. Es genügt heutzutage nicht mehr, zur rechten Zeit am richtigen Ort zu sein. Man muss auch in der Lage sein, aus seinem Glück Kapital zu schlagen.“⁵ Und weil die gesamte Kulturproduktion von dieser Metaerzählung des modernen Kapitalismus durchdrungen ist, nach der man nur zu rechten Zeit am richtigen Ort sein muss, um aus dem dann vorbeihuschenden Glück Kapital zu schlagen, lassen sich aus diesem Märchen auch sehr realitätsnahe Tugenden ableiten: Flexibilität und Mobilität, also Verzicht auf bindende Sicherheiten und beengende Regulierung sowie eine gewisse Rücksichtslosigkeit beim Ausnutzen von Glücksfällen. Nicht Kapital produziert Kapital, sondern die Gelegenheit, und die kann sich – so scheint es – jedem bieten.

Rolle der Ideologie in der Mediengesellschaft

Die augenscheinliche Plausibilität der neoliberalen Ideologie und ihre Interpretation des Wirtschaftslebens wurzelt zwar im „objektiven Schein“ der ökonomischen Verhältnisse, aber ihre tatsächliche Wirksamkeit hängt darüber hinaus natürlich von vielen außerökonomischen Faktoren und sich relativ selbständig entwickelnden ideologischen Prozessen ab. Zusammengekommen handelt es sich bei diesen Wirkungsfaktoren um Momente der gesellschaftlichen Selbstreflexion, also um die auf verschiedenen Ebenen ablaufenden Kommunikationsprozesse, in denen bestimmte gesellschaftliche Erscheinungen verallgemeinert und gedeutet werden. Gleichgültig ob es sich dabei um Kneipengespräche, Zeitungsnachrichten, Filme oder Werbespots handelt. In diesen gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozessen entscheiden Machtfaktoren, Traditionen, aber auch die Art der Kommunikation, welche Erscheinungen hervorgehoben und verallgemeinert, wie sie interpretiert werden und welche Alternativentwürfe mehrheitsfähig werden.

Offensichtlich hat sich nicht nur ein grundlegender Wandel im „realen Schein“ der kapitalistischen Ökonomie vollzogen, sondern auch in den ideologischen Prozessen selber. Zum einen verliert die Alltagskommunikation mit den veränderten Sozialstrukturen an Bedeutung, und zum anderen hat die eindimensionale Medienkommunikation einen menscheitsgeschichtlichen Quantensprung eingeleitet, der bestenfalls mit der Einführung der

⁵ Ebenda.

Schriftsprache oder Gutenbergs Erfindung der beweglichen Lettern verglichen werden kann.

Die hervorstechendsten Merkmale der gegenwärtigen Medienkommunikation sind *erstens* das inzwischen bestehende Übergewicht gegenüber der Alltagskommunikation und *zweitens* die zunehmende Grenzüberschreitung zwischen Realität und Fiktion. Wobei beide Erscheinungen eng miteinander verbunden sind, denn die Fähigkeit der neuen Medien, ihre Produkte als die eigentliche Realität auszugeben, sind weniger eine Folge der perfekten Technik als der abnehmenden Möglichkeiten zur Selbsterfahrung. Während die Selbsterfahrung im engen sozialen Umfeld abnimmt und das Naheliegende immer fremder wird, gaukelt das Fernsehen eine permanente, in Echtzeit stattfindende Teilnahme an allen relevanten Welterscheinungen vor. Wobei das Bild nicht nur Authentizität vorspielt, sondern das Denken gleichzeitig auf den Augenschein reduziert, während wirkliches gedankliches Begreifen auf Begriffe, auf Sprache und zweiseitige Kommunikation angewiesen ist.

Insbesondere alternative gesellschaftliche Deutungsmuster, wie sie die Arbeiterbewegung über Generationen im Massenbewusstsein verankert hat, sind in erster Linie an soziale Kommunikation und gemeinsame Praxis geknüpft. Verflüchtigen sich diese Möglichkeiten am Arbeitsplatz oder im Wohnbereich und lässt auch die Bindungswirkung linker Parteien und Gewerkschaften nach, wirken nicht nur die Mystifikationen des Kapitals stärker, sondern auch die herrschenden ideologischen Instanzen. Wobei sich die herrschende Ideologie stets auf die Verstärkung der realen Mystifikationen beschränken kann, weshalb sich auch die Wirkung der neuen Medien mehr auf die Bestätigung vorhandener als auf die Entwicklung neuer Deutungsmuster konzentriert.

Allerdings hat sich die Medienrezeption, das Verhältnis von Eigen- und Fremderfahrung und die Wirkungstiefe der Medien so stark verändert, dass sehr leicht der Eindruck entsteht, als wäre zum Beispiel das Fernsehen die letztlich maßgebliche ideologische Instanz. Aber es ist nicht die technische Möglichkeit des Fernsehens, sondern seine Stellung im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang, die es so wirksam macht.

Kritische Geister der politischen Klasse wie Oskar Lafontaine und sogar Wolfgang Schäuble beklagen häufig den negativen Einfluss des Fernsehens auf die Politik,⁶ vergessen dabei aber regelmäßig, dass sie nicht nur Opfer, sondern auch Täter dieser Entwicklung sind. Lafontaine zum Beispiel kann nicht von der Schuld freigesprochen werden, in der Sozialdemokratie die Ersetzung von Politik durch Inszenierungen so sehr forciert zu haben, dass sie ihm letztlich selbst zum Verhängnis wurde. Die Konzentration der politischen Akteure auf die Inszenierung von Stimmungen und die Verbreitung vereinfachter Metaphern wird nicht durch das Fernsehen diktiert, sondern

⁶ Vgl. die entsprechenden Ausführungen von Schäuble und Lafontaine, in: Oskar Lafontaine, Das Herz schlägt links, München 1999, S. 256f.

dadurch, dass sich die Kommunikation der politischen Klasse mit ihren WählerInnen und Parteimitgliedern auf die eindimensionale Medieninszenierung reduziert und sie selber zur fernsehgerechten Politikproduktion übergegangen ist.

Lassen die Widersprüche hoffen?

Insgesamt mangelt es nicht an Hinweisen, wie stark die Versatzstücke der neoliberalen Ideologie die Deutungsmuster des gesellschaftlichen Bewusstseins durchsetzt haben, weil sie sich im Einklang mit dem alltäglichen Erleben, der gängigen Interpretation der wirtschaftlichen Prozesse und mit Strategien befinden, die augenscheinlich erfolgreich dazu beitragen, die Siegerseite der kapitalistischen Modernisierung zu erreichen. Damit mag sich auch der bislang durchaus geglückte Versuch der neuen Sozialdemokratie erklären, eine Versöhnung der neoliberalen Wirtschaftsauffassung mit der Ablehnung ihrer bisherigen Ergebnisse zu verknüpfen. Er gelingt, weil die Menschen zwar soziale Spaltung und Massenarbeitslosigkeit ablehnen, aber trotzdem daran glauben, dass die Belebung der Konkurrenz, die flexible Gestaltung der Arbeitsverhältnisse und deregulierte Märkte neue Reichtumsquellen erschließen.

Wie lange aber werden die Menschen den Widerspruch aushalten, dass die Fortsetzung der von ihnen akzeptierten Prinzipien selbst dann keine anderen Ergebnisse hervorbringt, wenn sie sich scheinbar harmonisch mit dem sozialdemokratischen Wertesystem verbinden lässt? Sind die Widersprüche zwischen Realität und Wertesystem wirklich die Hoffnung, wie Brecht meinte, oder lassen sie sich dauerhaft versöhnen, weil die aktuell herrschenden Verhältnisse den tradierten Wert- und Sinngewebungen einen neuen Inhalt geben? Zunächst hat es den Anschein, als wären wir Zeugen eines sich vertiefenden Widerspruchs, da einerseits die Sehnsüchte nach Geborgenheit und sozialer Gerechtigkeit zunehmen und die Entwicklung der kapitalistischen Modernisierung kritisiert wird, andererseits aber gleichzeitig eine Politik akzeptiert wird, die zu mehr Eigenvorsorge aufruft, höhere Lohnspreizung fordert, über den Unternehmern Steuergeschenke ausschüttet oder vollmundig verkündet, dass jeder Job besser als keiner ist.

Nach einer langfristigen Allensbach-Studie hat sich in den 90er Jahren im Massenbewusstsein geradezu ein Paradigmenwechsel im Wertesystem vollzogen, den man als einen Sieg der klassischen sozialdemokratischen Werte interpretieren könnte. Noch 1990 hatten 46 Prozent aller Deutschen dem Wert Freiheit oberste Priorität eingeräumt, und nur 24 Prozent nahmen Gleichheit und soziale Sicherheit wichtiger. Bis zum vergangenen Jahr verschoben sich die Prioritäten diametral. Nur noch 29 Prozent sprachen sich zuerst für die Erstrangigkeit der Freiheit aus, aber 40 Prozent für Gleichheit und soziale Sicherheit.⁷ Nach einer anderen Allensbach-Untersuchung von

⁷ DGB- Informationsdienst einblick, 18/99, S. 1.

1997 meinten 78 Prozent aller Deutschen, für die kommenden zehn Jahre prognostizieren zu können, dass „Die Reichen ... immer reicher, die Armen immer ärmer werden“, und nur vier Prozent glaubten an mehr Wohlstand. 71 Prozent nahmen an, die Gesellschaft werde „kälter, egoistischer“ und lediglich 11 Prozent prognostizierten: „Die Hilfsbereitschaft unter den Menschen wird wachsen.“⁸

Offensichtlich verbergen sich hinter diesen Ergebnissen auch die Motive für die Abwahl der Kohl-Regierung, so dass mit Recht zu fragen ist, wie sich die negative, vor dem Regierungswechsel ausgesprochene Prognose und das wachsende Bekenntnis zu Gleichheit und Solidarität mit der Fortsetzung neoliberaler Strategien vertragen werden. Es gibt allerdings zwei Gründe, die wenig Hoffnung auf ein produktives Austragen der augenscheinlichen Widersprüche machen. *Erstens* ist die verbale Zustimmung zu Werten wie Freiheit oder Gleichheit grundsätzlich eine äußerst flüchtige Angelegenheit, weil die Befragten damit ganz unterschiedliche Vorstellungen verbinden. Ein entscheidender Grund, weshalb bereits die marxistischen Klassiker eine vernichtende Kritik an allen Wertesozialisten formulierten. Und *zweitens* zeichnet sich das Projekt der sozialdemokratischen Modernisierung just durch eben diese Eigenart aus, dem sozialdemokratischen Wertesystem neue Inhalte zu geben.⁹ In einer vom DGB in Auftrag gegebenen Studie über den Inhalt sozialer Gerechtigkeit heißt es schlicht: „Es gibt derzeit keine Norm von sozialer Gerechtigkeit, die von allen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern geteilt würde, im Gegenteil, die Meinungen und Erwartungen von Arbeitnehmern in den 'klassischen' industriegesellschaftlichen Bereichen und denjenigen in 'modernen' informations- und dienstleistungsgesellschaftlichen Bereichen liegen oft weit auseinander.“¹⁰

In Anbetracht der Entwicklungsrichtung des Wirtschafts- und Beschäftigungssystems dürfte der sozialdemokratische Wertewandel sowohl die wichtiger werdenden Akteure als auch den „materiellen Schein“ des ökonomischen Prozesses auf seiner Seite haben. Trotzdem bleiben die Widersprüche zwischen dem tradierten Wertesystem und der Realität hoffnungsvoll, so vieldeutig Werte wie Solidarität oder soziale Gerechtigkeit auch sein mögen. Man sollte aber nicht bei ihrer Beschwörung oder dem empirischen Beweis stehenbleiben, dass ihnen die aktuelle Politik nicht gerecht wird. Das Wichtigste ist, dass die Linke ihre Fähigkeit zurückgewinnt, die Mystifizierungen des Kapitals auch für das Alltagsbewußtsein durchschaubar zu machen, einen gesellschaftlichen Erkenntnisprozess zu organisieren und den spontanen Sehnsüchten nach Solidarität und sozialer Gerechtigkeit neue Ziele zu geben.

⁸ zeitbild, 24.6.99.

⁹ Vgl. Harald Werner, Solidarität im Angebot - Anmerkungen zum Wertewandel in der neuen Sozialdemokratie, in: Z. Nr. 40 (Dezember 1999), S. 61f.

¹⁰ DGB Bundesvorstand, Vorstandsbereich Vorsitzender, Grundsatzabteilung, November 1999, S. 17.

Pierre Bourdieu

Fragen an die wahren Herren der Welt*

Die Zukunft kultureller Güter im Zeitalter grenzenloser Marktlogik

Ich werde hier nicht die Peinlichkeit begehen, den Zustand einer Medienlandschaft vor Leuten beschreiben zu wollen, die sie besser kennen als ich, vor Leuten, die zu den mächtigsten der Welt gehören, die über eine Macht nicht allein des Geldes verfügen, sondern jene Macht besitzen, welche das Geld über den Geist verleihen kann. Diese symbolische Macht, die bisher in den meisten unserer Gesellschaften von politischer oder ökonomischer Macht getrennt war, ist heute in den Händen von Leuten vereint, die eben jene großen Unternehmen der Kommunikationsindustrie kontrollieren, in denen immer mehr die *Gesamtheit der Instrumente der Produktion und Distribution kultureller Güter zusammenfließt*.

Gerne würde ich diese Mächtigen einer Befragung der Art unterziehen, wie sie Sokrates den Großen seiner Zeit aufzwang (in einem seiner Dialoge fragte er, mit viel Geduld und Nachdruck, einen für seine Tapferkeit gefeierten General, was denn nun Tapferkeit sei; in einem anderen einen für seine Frömmigkeit bekannten Mann, was Frömmigkeit bedeute, und so fort; in jedem der Fälle machte er deutlich, dass sie selbst nicht wußten, wovon die Rede ging, was sie also selbst „waren“). Weil mir nun aber die Möglichkeit fehlt, so zu verfahren, möchte ich hier einige Fragen stellen, die sich diese Leute wohl kaum stellen (vor allem auch deshalb, weil sie gar nicht die Zeit dazu haben), und die alle auf eine einzige hinauslaufen: Herren der Welt, beherrscht Ihr wirklich Eure Herrschaft? Oder, einfacher: Wissen Sie wirklich, was Sie tun, was Sie im Begriffe sind zu tun, sind Sie sich der ganzen Folgen dessen bewußt, was Sie zu tun auf dem Wege sind? Es sind dies höchst unangenehme Fragen, auf die Platon damals mit einer berühmten Wendung antwortete, die sicher auch hier zutrifft: „Nichts ist willentlich böse.“

Man sagt uns, dass die technologische und ökonomische Konvergenz der Medien, der Telekommunikation und der Informatik, und die Ausbreitung

* Pierre Bourdieu hielt diesen Vortrag am 11. Oktober 1999 in Paris vor der Jahrestagung des „Conseil International du Musée de la télévision et de la radio“ (MTR), einer in New York ansässigen Organisation der großen multinationalen Medien-Konzerne. Bei diesem Treffen waren rd. siebenzig Konzernchefs der internationalen Medienwelt anwesend, darunter Repräsentanten von Bertelsmann, Fox, BBC, CLT-UFA, Hollinger, yahoo, ferner Vertreter amerikanischer Pensionsfonds und der internationalen Politprominenz wie die europäische Kulturkommissarin Viviane Reding, Jacques Delors oder Henry Kissinger. Der vollständige Text erschien zuerst in „Le Monde“ und „l'Humanité“ vom 25. bzw. 26. Oktober 1999. Wir danken Franz Schulthais (Konstanz/Kreuzlingen) für die Vermittlung. (Anm. der Red.)

und Wirrnis der Informationsnetze, die sich daraus ergeben, jeden rechtlichen Schutz audiovisueller Werke völlig unmöglich und nutzlos werden lasse (etwa Quotenregelungen für die Ausstrahlung europäischer Filme); man sagt uns, dass die technologischen Möglichkeiten und die damit einher gehende Vielfalt der Spartenkanäle der potentiellen Nachfrage verschiedenster Konsumentengruppen gerecht werden, dass jede mögliche Nachfrage die ihr angemessenen Angebote finde, kurz, dass nunmehr jeder Geschmack befriedigt werden könne. Man sagt uns, dass die Konkurrenz, vor allem, wenn sie mit technologischem Fortschritt im Zusammenhang steht, gleichbedeutend sei mit „Kreativität“ (ich könnte jede dieser Behauptungen mit Dutzenden von Beispielen und massenhaften, ziemlich gleichlautenden Zitaten belegen).

Und man sagt uns auch, dass dieser Wettbewerb neuer, immer mächtigerer Gruppen aus dem Bereich der Telekommunikation und Informationsindustrie den alten Medien den Rang ablaufen werde; dass vor allem die Übertragungsrechte, insbesondere im Sport, notwendig immer weiter ansteigen; dass alles, was die neuen, technologisch und ökonomisch integrierten Kommunikationsunternehmen herstellen und verbreiten, Fernsehnachrichten ebenso wie Bücher, Filme oder Telespiele, alles, was man heute unter dem Namen „Vollsortiment“ (*catch all*) von „Information“ zusammenfaßt, *als eine Ware wie jede andere* behandelt werden müsse, auf die dieselben Regeln angewandt werden sollten wie auf jedes andere, gleich welches Produkt; und dass also dieses industrielle Standardprodukt dem gemeinsamen Gesetz gehorchen müsse, dem Gesetz des Profits, ohne jede Ausnahme, die von gesetzlichen Beschränkungen sanktioniert würde (wie der Buchpreisbindung oder Ausstrahlungsquoten). Man sagt uns schließlich, dass das Gesetz des Profits, also das Gesetz des Marktes, höchst demokratisch sei, weil es den Sieg desjenigen Produktes sichere, auf welches die Wahl der Mehrheit falle.

Jeder dieser „Ideen“ könnte man statt *Ideen* (um nicht als Ideologe zu erscheinen), vielmehr *Fakten* entgegenhalten: der Idee einer größtmöglichen Differenzierung und Diversifizierung des Angebots die beängstigende Uniformisierung der Fernsehprogramme, die Tatsache, dass diese vielen Kanäle immer mehr dieselbe Art von Produkten vertreiben, Spielshows, *soap operas*, kommerzielle Musik, rührselige Geschichten wie die *telenovelas*, Krimiserien, die dadurch nicht besser werden, dass sie, wie „Navarro“ aus Frankreich, oder wie „Derrick“ aus Deutschland kommen, sondern die ebenso Produkte sind, bei denen das Streben nach größtmöglichem Gewinn zu den geringsten Kosten im Vordergrund steht; oder, in einem anderen Bereich, die wachsende Vereinheitlichung der Tageszeitungen und vor allem der Zeitschriftenlandschaft.

Oder ein anderes Beispiel: Den „Ideen“ von Konkurrenz und Diversifikation ließe sich die Tatsache einer beispiellosen Konzentration der Unternehmen der Kommunikationsindustrie entgegenhalten – eine Konzentration überdies, die, wie es die jüngste Fusion von Viacom und CBS zeigt, also einer Gruppe, die Inhalte produziert und einer anderen, die für ihre Verbreitung sorgt, zu-

letzt in eine vertikale Integration mündet, bei der die Verbreitung der Produkte die Produktion zu beherrschen beginnt. Aber das Wesentliche ist, dass sich der Vorrang des Kommerziellen und insbesondere das Streben nach größtmöglichem *kurzfristigem* Gewinn immer stärker und immer weitreichender der Gesamtheit der Kulturgüter bemächtigen. So sind etwa die Strategien im Bereich des Verlagswesens, das ich kürzlich untersucht habe, und insbesondere der Verantwortlichen der großen Unternehmensgruppen in bisher nie gekanntem Ausmaß auf den kommerziellen Erfolg ausgerichtet.

Hier lassen sich nun einige grundsätzliche Fragen stellen. Ich habe eben von kulturellen Gütern gesprochen. Ist es heute noch möglich, und wie lange wird es noch möglich sein, von *kulturellen Gütern* und von Kultur überhaupt zu reden? Jene, welche die neue Welt der Kommunikation prägen und durch sie geprägt sind, beschwören gerne die Frage der Geschwindigkeit, die Tatsache, dass die Informationsflüsse immer schneller werden, und sie haben sicher zum Teil recht, wenn sie an die Verbreitung von Informationen und den Umschlag kultureller Produkte denken. Mir scheint diese vereinte, gegenseitig sich steigernde Logik der Geschwindigkeit und des Gewinns, die im Streben nach *größtmöglichem kurzfristigem Profit* zum Ausdruck kommt (die Einschaltquoten beim Fernsehen, die Verkaufszahlen im Buchhandel – und vor allem im Zeitungswesen – und die Besucherzahlen bei neuen Filmen) unvereinbar mit der Idee der Kultur. Wenn, wie Ernst Gombrich sagte, die „ökologischen Rahmenbedingungen der Kunst“ zerstört werden, folgen ihnen Kunst und Kultur auf dem Fuße.

Ich könnte mich damit begnügen, darauf hinzuweisen, was mit dem italienischen Kino geschehen ist, das ehemals eines der besten der Welt war und heute nur noch dank einer Handvoll Filmemacher überlebt, könnte an das deutsche Kino erinnern oder den osteuropäischen Film. Oder auch an die Dauerkrise des Autorenfilms, dem die Vertriebswege abhanden gekommen sind. Ohne von der Zensur zu sprechen, welche die Verleiher über gewisse Filme verhängen können, am bekanntesten vielleicht jene von Pierre Carles. Oder auch an das Schicksal des Kulturradios, das heute vor der Liquidation steht, im Namen der Modernität, der Einschaltquoten und eines heimlichen Einverständnisses der neuen Medienwelt.

Aber man versteht nicht wirklich, was die Herabsetzung der Kultur zu einer Handelsware bedeutet, solange man sich nicht daran erinnert, wie die Universen der Kulturproduktion, der Produktion eben jener Werke entstanden sind, die wir auf dem Gebiet der bildenden Künste, der Literatur oder des Films als verbindlich ansehen. All diese Werke, wie sie heute in den Museen ausgestellt werden, all die literarischen Schöpfungen, die für uns zu Klassikern geworden sind, all die Filme, die in den Filmarchiven aufbewahrt werden, sind das Ergebnis der kollektiven Arbeit sozialer Universen, die sich erst allmählich und dadurch entwickelt haben, dass sie sich von den Gesetzen der alltäglichen Welt zu lösen wußten, und insbesondere von der Logik

des Profits. Um dies verständlich zu machen, möchte ich ein Beispiel anführen: der Maler des *Quattrocento* mußte sich – man weiß das aufgrund erhalten gebliebener Verträge – gegen seine Auftraggeber durchsetzen, um sein Werk nicht als schlichte Ware behandelt zu wissen, bewertet nach ihrer Größe und dem Preis der verwendeten Farben; er mußte um das Recht kämpfen, das Werk signieren zu dürfen, das Recht also, wie ein Autor behandelt zu werden, Rechte, die man erst seit kurzem als Autorenrechte bezeichnet (und für die schon Beethoven gestritten hatte); er mußte für die Einzigartigkeit, den Wert dieses Werkes fechten, zusammen mit Kritikern, Biographen, der späteren Kunstgeschichte, um sich als Künstler, als „Schöpfer“ durchzusetzen.

Dies alles ist heute bedroht, in einer Zeit, die das Kunstwerk zur Ware erniedrigt. Die gegenwärtigen Kämpfe der Filmemacher um ihr Recht auf den *final cut* und gegen den Anspruch des Produzenten, sich die letzte Entscheidung über das Werk vorzubehalten, sind das genaue Gegenstück jener Kämpfe der Maler des *Quattrocento*. Es waren fast fünfhundert Jahre nötig, ihnen das Recht auf freie Auswahl der Farben zu erobern, die Art ihrer Verwendung, schließlich, ganz zu Ende, das Recht, ihren Gegenstand frei wählen zu können – indem man ihn, wie in der abstrakten Kunst, verschwinden ließ, sehr zum Ärger der bürgerlichen Auftraggeber; ebenso bedurfte es für die Entwicklung des Autorenkinos eines ganzen sozialen Universums, kleiner Vorführungssäle und Cinematheken, die „klassische“ Filme zeigten und vor allem von Studenten aufgesucht wurden, Filmclubs, die von begeisterten Philosophielehrern ins Leben gerufen wurden, sachkundiger Kritiker wie in den *Cahiers du cinéma*, schließlich Filmemacher, die ihren Beruf dadurch erlernten, dass sie Filme und immer wieder Filme sahen, die sie dann in den *Cahiers* besprachen, kurz, ein ganzes soziales Milieu, in dem ein bestimmtes Kino seinen Wert und seine Anerkennung fand.

Es sind eben diese sozialen Universen, die heute durch das Vordringen des kommerziellen Kinos und die Vorherrschaft der großen Verleiher bedroht sind, Verleiher, mit denen jeder Produzent, außer wenn er selbst zu ihnen gehört, immer rechnen muß: Am Ende einer langen Evolution sind sie heute in einer Involution, einer *Rückbildung* begriffen, einer Rückkehr zu früheren Zuständen, einer Herabsetzung des Werkes zur Ware, des Autors zum Ingenieur, der alle technischen Möglichkeiten ausschöpft, spektakuläre Spezialeffekte aneinanderreicht, dann die einschlägigen Stars verpflichtet, alles äußerst kostspielig, um unmittelbare Erwartungen des Zuschauers zu züchten oder zu befriedigen (die man oft mithilfe anderer Techniker, den Spezialisten des *marketing*, vorwegzunehmen versucht).

Die Wiedereinführung der Herrschaft des „Geschäfts“ in Universen, die erst allmählich und gegen sie entstanden sind, heißt, die großartigsten Schöpfungen der Menschheit, Kunst, Literatur, selbst die Wissenschaft in Gefahr zu bringen. Ich denke nicht, dass dies tatsächlich irgend jemand wollen kann.

Deshalb habe ich an die berühmte Formel Platons erinnert, dass „nichts willentlich böse“ sei. Wenn es wahr ist, dass die Mächte der Technologie, im Verbund mit den Mächten der Ökonomie, dem Gesetz des Profits und der Konkurrenz die Kultur bedrohen, was kann man tun, um dieser Bewegung entgegenzuwirken? Was kann man tun, um diejenigen zu stärken, die nur auf lange Sicht bestehen können, jene, die, wie die Impressionisten, für einen zukünftigen Markt arbeiten?

Ich würde Sie gerne davon überzeugen (was zweifellos viel Zeit in Anspruch nähme), dass das Streben nach größtmöglichem und kurzfristigem Gewinn, wenn es sich um Bilder, Bücher oder Filme handelt, nicht notwendig heißen muß, einer *Logik des wohlverstandenen Interesses* zu folgen: das Streben nach maximalem Profit mit dem Versuch gleichzusetzen, ein maximales Publikum zu erreichen, heißt Gefahr zu laufen, das gegenwärtige Publikum zu verlieren, ohne ein anderes gewinnen zu können – ein verhältnismäßig begrenztes Publikum von Leuten zu verlieren, die viel lesen, häufig Museen besuchen, Theater und Kinos, ohne dauerhaft neue Leser oder Zuschauer zu gewinnen. Wenn man weiß, dass, zumindest in allen entwickelten Ländern, das Ausmaß der Schulbildung und das Bildungsniveau insgesamt immer noch ansteigen, und damit auch all die Praktiken (Besuch von Museen, Theatern, usw.) in Kraft bleiben, die eng damit in Zusammenhang stehen, könnte man auch daran denken, dass sich eine Politik der ökonomischen Investitionen in Kulturproduzenten und in Kulturprodukte, die alle nötigen „Qualitätsmerkmale“ aufweisen, zumindest mittelfristig, und selbst in ökonomischer Hinsicht, auszahlen müßte (unter der Bedingung freilich, weiter auf die Dienste eines wirksamen Bildungswesens zurückgreifen zu können).

Und deshalb geht es auch nicht um die Wahl zwischen „Globalisierung“, das heißt Unterwerfung unter die Gesetze des „Geschäfts“, die Herrschaft des „Kommerziellen“, die immer Widersacherin dessen ist, was man fast überall unter Kultur versteht, und einer Verteidigung der nationalen Kulturen oder dieser oder jener Erscheinung eines kulturellen Nationalismus oder Regionalismus. Der Kitsch der kommerziellen „Globalisierung“, Jeans, Coca-Cola oder *soap opera*, oder der kommerzielle Großfilm mit seinen Spezialeffekten, oder auch die „world fiction“ stehen überall den Schöpfungen der literarischen, künstlerischen oder filmischen Internationale entgegen, deren Hauptstadt in keiner Hinsicht – selbst wenn Paris es lange Zeit war und vielleicht immer noch ist – den Hort einer nationalen Tradition des künstlerischen Internationalismus meint, ebensowenig wie London oder New York. Denn wie Joyce, Faulkner, Kafka, Beckett oder Gombrowicz – Iren, Amerikaner, Tschechen oder Polen – in Paris geprägt wurden, ebenso würde es eine Vielzahl von zeitgenössischen Filmemachern wie Kaurismäki, Manuel de Oliveira, Satyajit-Ray, Kieslowski, Woody Allen, Kiarostami und viele andere nicht so geben, wie es sie gibt, ohne eben jene literarische, künstlerische und filmische Internationale, deren sozialer Sitz sich in Paris findet. Zweifelloos, weil sich dort, aus rein historischen Gründen und im Verlaufe einer langen

Entwicklung, ein Mikrokosmos der Produzenten und Rezipienten ausgebildet hat, der ihr Überleben sicherte.

Es waren, ich wiederhole es, mehrere Jahrhunderte erforderlich, um jene Produzenten hervorzubringen, die für spätere Märkte produzieren. Es heißt, die Frage falsch zu stellen, wenn man, wie es heute oft geschieht, der „Globalisierung“, die man auf der Seite der kommerziellen und ökonomischen Macht verortet, oder auch auf der des Fortschritts und der Modernität, einen Nationalismus gegenübersehe, der an den archaischen Formen der Bewahrung von kultureller Souveränität hinge. Denn tatsächlich geht es hier um einen Kampf zwischen einer kommerziellen Macht, die darauf gerichtet ist, auf die ganze Welt jene partikulären Interessen des „Geschäfts“ und derer, die es beherrschen, auszudehnen, und einem Widerstand der Kultur, der auf der Verteidigung jener Allgemeingültigkeit der kulturellen Werke beruht, die von der staatenlosen Internationalen ihrer Schöpfer hervorgebracht werden.

Ich möchte zum Schluß eine historische Anekdote bemühen, die in gewisser Weise auch von Geschwindigkeit handelt, und sehr schön verdeutlicht, wie meiner Auffassung nach die Beziehungen geartet sein sollten, in der eine von den Einflüssen des Kommerziellen befreite Kunst zu den weltlichen Mächten stehen könnte. Man erzählt, dass Michelangelo im Umgang mit seinem großen Auftraggeber, Papst Julius dem Zweiten, so wenig auf protokollarische Formen Rücksicht nahm, dass dieser immer darauf bedacht war, sich so schnell als möglich zu setzen, um Michelangelo zuvorzukommen. In diesem Sinne könnte man sagen, dass ich hier versucht habe, in aller Bescheidenheit, aber getreu dem Gedanken, die von Michelangelo begonnene Tradition fortzusetzen, eine Tradition der Distanz gegenüber weltlicher Macht und vor allem jenen neuen Mächten, die sich heute in der engen Verschwisterung von Geld und Medien verkörpern.

Übersetzung: Stephan Egger

Ulrich Briefs

Mythos „Informationsgesellschaft“

Kaum eine Technologie hat wohl im Zuge ihrer Entwicklung zu so vielen Mythen und Mystifizierungen, aber auch Moden und Maschen Anlaß gegeben wie die EDV bzw. die modernen Informations- und Kommunikationstechniken. Elektronengehirn, Management-Informationen-System, verteilte Intelligenz, künstliche Intelligenz, Telearbeit, intelligente Bildschirmarbeitsplätze, die fraktale Fabrik, Cyberspace, Cybersex, Multimedia sind nur einige der unwälzenden Begriffe aus der Welt dieser Technologie. Früher wie heute geben solche Begriffe zu Vorstellungen Anlaß, die weit über die konkreten technischen Systeme oder Konzepte, die damit jeweils bezeichnet oder angerissen wurden, hinausweisen. Gemeinsam war ihnen und anderen vergleichbaren Begriffen, dass sie aus ihrem Bezugs- und Bedeutungsrahmen herausgenommen und auf komplexe Gebilde - z.B. Betriebe, Schulen, die Arbeit überhaupt und ganze Gesellschaften - übertragen wurden, in einem allerdings sehr locker assoziativen Übertragungsprozeß. Heraus kamen dabei technisch-organisatorische Veränderungen, die in der Zukunft strukturprägend und deshalb grundlegend verändernd sein würden.

Die Informatik bringt Momente mit sich, die zu „Theorie“-bildungen führen, welche offensichtlich in besonders starker Weise faszinieren, die aber reduktionistisch und zugleich übertragungs- und verallgemeinerungsmächtig sind. Sie führen offensichtlich insbesondere dazu, dass die Vielfalt der Elemente, Beziehungen und Eigenschaften, die Dynamik und Eigendynamik der jeweiligen organisationellen und auch sozialen Realität ausgeblendet werden. An ihre Stelle tritt die unreflektierte, gesetzte Dominanz eines Strukturmerkmals, und dieses wird mit seinen Implikationen auf das gesamte Gebilde übertragen. Das Ergebnis muß ein Zerrbild der Realität sein, das von dieser, wie so oft in der Vergangenheit, früher oder später ins Reich der überholten, falschen Mythen verwiesen wird. Aber diese Mythen verschwinden nicht, wenn sie als solche erkannt worden sind. Vielmehr wirken sie im Untergrund der Informatik offensichtlich weiter. Der himmelsstürmende Optimismus der CAI-Debatte feiert heute in der Schulen-ans-Internet-Bewegung fröhliche Urstände. Die vor zwei Jahrzehnten geäußerte Hoffnung auf mehr Demokratie durch die Nutzung des Bildschirmtextsystems lebt wieder auf in der Debatte über mehr Demokratie über das Internet.

Selbst wenn es um Fragen der betrieblichen Anwendungen geht, dort also, wo absolute Nüchternheit geboten ist, wird häufig die selbst in kleineren Unternehmen komplexe betriebliche Bedingungskonstellation, die übrigens weit über betriebswirtschaftliche Faktoren hinausgeht, z.T. sträflich vernachlässigt. Am Rande angemerkt: auch gegenwärtig findet wieder eine solche Debatte um die „Teleheimarbeit“ statt. Unter dem Druck der Beschäftigungskatastrophe werden in dieser Arbeitsform erhebliche zusätzliche Beschäftigungsvo-

lumina vermutet. Die EU-Kommission - das oberste politische Organ der EU - hat auf ihrem Gipfel in Korfu ihre Absicht erklärt, bis zum Jahre 2000 zehn Millionen derartiger Arbeitsplätze zu schaffen. Die Bundesregierung wollte noch vor zwei Jahren bis zum selben Jahre 800.000 Teleheimarbeitsplätze schaffen (wohlgemerkt: von keiner anderen einzelnen Entwicklung wurde ein derartiger Zuwachs an Beschäftigung erwartet!).

Diese Zahlen sind inzwischen aus der Debatte verschwunden, vor allem wohl, weil die bisherige Entwicklung belegt hat, wie illusorisch die damit beziffernten Hoffnungen waren. Die Debatte zeigt aber auch, wie schnell angesichts der politischen Hilflosigkeit gegenüber der Beschäftigungsentwicklung auf solche unfundierte Theoriebildungen zurückgegriffen wird und wie groß die Verantwortung der zu diesen Fragen forschenden Wissenschaftler ist.

1. Die Informationsgesellschaft - die alles überlagernde Konzeption der zukünftigen Gesellschaft?

Der Begriff „Informationsgesellschaft“ hat gegenwärtig wie kaum ein anderer Begriff eine Ausstrahlung in alle Bereiche der Gesellschaft hinein. Er ist dabei, die Köpfe gebührend zu verwüsten. Technische Artefakte und Infrastrukturen werden zum gesellschaftsbestimmenden Faktor hochdiskutiert. Die Begriffsbildung suggeriert, dass jetzt dank der vielen informations- und kommunikations (iuk)-technischen Systeme das goldene Informationszeitalter ausbrechen wird. Es wird uns eine von allseitiger Rationalität - dank der vielen Informationen - durchdrungene und geprägte Gesellschaft verheißen. Das Wissen wird herrschen in der wissensbasierten Gesellschaft. Interessen- und Machtkämpfe werden der Vergangenheit angehören: Probleme finden dank der im Überfluß zur Verfügung stehenden computer-produzierten Informationen eine sachliche und, so wird umstandslos verheißen, die optimale Lösung. Wie kommt aber nun eine solche zugleich einseitige, einfache und dennoch offensichtlich faszinierende Theoriebildung zustande?

Der *erste Schritt* besteht darin, dass die Probleme der Gesellschaft als durch fehlende Information verursacht angesehen werden. Interessen, Leidenschaften, Kulturen, Traditionen, Religionen, politische Überzeugungen, Lebensverständnis und vieles andere mehr spielen keine Rolle mehr. Es wird also im Grunde als erstes eine extrem reduzierte gesellschaftliche Problemstruktur zugrunde gelegt.

Im *zweiten Schritt* wird entsprechend „konstruktiv“ angesetzt: der Computer stellt die fehlenden Informationen zur Verfügung, denn das ist ja bekanntlich seine Aufgabe. Über Inhalt, Bedeutung, Sinn, Zweck, Kontext, Motivations- und Entstehungszusammenhang der Informationen wird nichts gesagt. Auf eine extrem reduzierte Problemstruktur wird eine mindestens ebenso reduzierte Lösungsstruktur aufgesetzt.

Geradezu umwerfend ist aber der *dritte Schritt*, der nun aber auch nicht mehr verwundert: Aus der Tatsache, dass eines Tages wohl unbestreitbar informati-

onsverarbeitende und -weiterleitende Systeme in allen Lebensbereichen mehr oder weniger überall präsent sein werden, weil Informationen schlicht ein untrennbares Element eines jeden Lebens- und Arbeitsprozesses sind, wird messerscharf geschlossen, dass diese Techniken dann auch die Gesellschaft in ihrer Substanz bestimmen und grundlegend verändern werden.

Das Ergebnis ist die dünnste und lebensfernste „Vision“, die je für die Gesellschaft entwickelt worden ist. Das Ergebnis ist entsprechend armselig: Im Grunde setzt sich damit eine extrem formale, inhaltsferne Betrachtungsweise - naiv-unreflektiert - durch.

Schon die Erfahrung mit der Telefonie, die heute zumindest in unseren Breiten fast omnipräsent ist, wie es übermorgen iuk-technische Systeme sein werden, wird dabei elegant übergangen.

Immerhin haben sich mit dem gleichen Telefon, um einen Augenblick bei dieser Parallele zu bleiben, sehr unterschiedliche gesellschaftliche und politische Realitäten entwickeln können, die sich gegenseitig bis aufs Messer bekämpft haben, wie das mit der liberalen amerikanischen Gesellschaft einerseits und dem brutalen deutschen Faschismus andererseits in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts der Fall war. Infrastrukturen bestimmen eben nicht über die wesentlichen Aspekte der Gesellschaft, ihre Triebkräfte und ihre zukünftige Entwicklung. Die Gesellschaft - und gerade die moderne Gesellschaft - ist zu komplex, die Freiheitsgerade im menschlichen Verhalten - individuell wie kollektiv - sind zu zahlreich und zu groß, als dass sie sich von einer solchen simplen Infrastrukturentwicklung einfangen ließen.

Ein anderes Erfahrungsbeispiel sind die modernen Verkehrstechniken - Eisenbahn, Automobil, Flugzeug. Sie und ihre Infrastrukturen haben sicherlich größere zivilisatorische Auswirkungen gehabt, als sie je die Iuk-Techniken haben werden. Die USA, Hitlerdeutschland und auch die implodierte Sowjetunion haben sie - oder Teile von ihnen - gefördert, genutzt, ausgebaut.

Die die gesellschaftliche Entwicklung, ihre Qualitäten, Widersprüche, Bewegungen, Rückfälle, Spaltungen, Grausamkeiten bestimmenden Faktoren sind jedoch nicht in diesen und anderen Infrastrukturen verkörpert - trotz Wittfogels früher interessanter Studie über die hydraulische Gesellschaft des imperialen China. Die Gesellschaften, insbesondere die „zivilen Gesellschaften“, haben sich der Techniken und Infrastrukturen bemächtigt, haben sie integriert, haben ihnen ihren Stempel aufgedrückt und nicht umgekehrt. Infrastrukturen - seien sie noch so leistungsfähig - prägen nicht die Gesellschaft, allen Annahmen der Theoriebildung um die „Informationsgesellschaft“ und allen „virtuellen“ Entdeckungen zum Trotz. Informationen sind ein untrennbarer Aspekt jeder Produktivkraft und jeden Lebensaktes und nicht eine eigenständige Produktivkraft oder Lebenskraft, deren beliebige Vermehrung an sich bereits Fortschritt verkörpert.

Mit anderen Worten: Informationen haben den gleichen Charakter und Stellenwert wie Materie und Energie. Die Theoriebildung um die „Informationsgesellschaft“ vernachlässigt zudem, dass Informationen und deren Erfas-

sung, Verarbeitung, Speicherung und Weiterleitung notwendig aber nicht hinreichend sind. Um z.B. umweltrelevante Verbesserungen zu erreichen, benötigt man zunächst entsprechende Informationen. Es ändert sich aber wenig, wenn man nicht zumindest zugleich bessere Filter oder Verbrennungsanlagen entwickelt, und dazu braucht man mehr als Informationen. Und selbst wenn man mittels eines Tourenplanungsprogramms z.B. den Brennstoffverbrauch eines betrieblichen Fahrzeugparks minimieren kann, so braucht man doch über die Informationen, die einem die Informationstechnik liefert, hinaus noch entsprechende Modelle und Verfahren etwa des Operations Research und vor allem auch entsprechende Veränderungen im entsprechenden Fahrzeugpark, seinem Management, seinen Betriebsanlagen usw. Zu deren Veränderung ist aber weitaus mehr notwendig, als im besten Tourenplanungsprogramm enthalten sein kann.

Die Informatik ist also auf die Zulieferungen aus anderen Wissenschaften angewiesen. Sie ist eher eine Hilfswissenschaft - zugegebenermaßen eine mächtige und herausfordernde - aber eben doch eine Hilfswissenschaft (so wie für Einstein im übrigen die Mathematik Hilfswissenschaft der Physik war). Die Musik, an die sich dann auch die Leidenschaften im Kampf um richtige und falsche wissenschaftliche Positionen - in der Ökonomie z. B. die Auseinandersetzung, ob zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit angebots- oder nachfrageorientiert (oder mit beiden Ansätzen) verfahren werden sollte - knüpfen können, wird in den verschiedenen „materiellen“ Wissenschaften, und mehr noch in der lebendigen politischen Auseinandersetzung gemacht.

Die bunte Vielfalt der iuk-technischen Gerätewelt liefert die Infrastrukturen, Verarbeitungs-, Weiterleitungs- und Darstellungssysteme wie Multimedia, Intranets und das Internet, aber nicht die Inhalte. Entsprechend der formalen Denkweise der Informatik wird allerdings vom Gehalt, von Inhalt, Wert, Nutzen usw. - also von jeder inhaltlichen Betrachtung der Kategorie „Information“ - abgesehen: in der formalen Betrachtung - z.B. bei der Frage der Gestaltung der graphischen Benutzungsoberfläche, d.h. der Art der Darstellung auf dem Bildschirm - können triviale, gelegentlich geradezu lästige Werbe- und Vermarktungsinformationen kurzerhand mit demselben Wert gehandelt werden wie z.B. die Informationen über eine bevorstehende Unternehmensschließung oder die Entwicklung eines neuen ressourcenschonenden und im emissionsmindernden Verbrennungsverfahrens.

Ergänzend dazu wird die Kontextabhängigkeit der Informationen fast vollständig ausgeblendet. Der Kontext kann aber nicht nur für den Wert und die Bedeutung einer Information entscheidend sein, sondern er ist insbesondere auch ausschlaggebend für das, was sich daran an Praxis anschließt. Und die bisherige Kontexterfahrung belegt eigentlich etwas, was der naiven These von der heraufdämmernden „Informationsgesellschaft“ diametral entgegensteht: Informationen, sofern sie wirklich Wissen verkörpern, waren an und für sich noch nie Macht, wie es eine der Lebenszweckklügen eines Teils der Arbeiterbewegung („Wissen ist Macht“) besagt: Wir haben z.B. heute in Deutschland

vergleichsweise „wissende“ Mitbestimmungsträger in den großen Unternehmen - an der Entstehung, Verstetigung und Eskalation von Überkapazitäten und Massenarbeitslosigkeit in den letzten zwanzig Jahren hat sich dadurch nichts geändert. Im Gegenteil: es hat stets sehr wissende und informierte Menschen gegeben, die machtlos waren. Gerade die Geschichte der real existierenden Wissenschaft und Forschung kennt dafür zahlreiche Beispiele. Und vielleicht ist es geradezu ein Vorzug wirklicher Macht, sich gelegentlich auch einmal des Wissens und der Information oder ihrer Zurkenntnisnahme bedienen zu können.

Warum soll das in der „Informationsgesellschaft“ plötzlich anders sein? Warum sollte ausgerechnet die Iuk-Technik die jahrtausendealten Machtspiele, die mit oder ohne Informationen oder gelegentlich auch um Informationen stattfanden, überflüssig machen? Die Theoriebildung um die „Informationsgesellschaft“ übersieht die vielfältigen Bedingungen und Beschränkungen, die im Umfeld der Erzeugung und Verwendung von Informationen stets eine Rolle, gelegentlich sogar, wie das Beispiel der Betriebs- und Geschäftsgeheimnisse bei der Telearbeit andeutet, eine dominierende Rolle gespielt haben und auch weiterhin spielen werden. Der mit dem Internet gelegentlich geträumte Traum vom Wissen der ganzen Menschheit, das überall und jederzeit per Knopfdruck verfügbar gemacht wird, wird wohl ein Traum bleiben. Aber selbst wenn der Traum Realität würde, er würde einfach nicht die umwälzenden Auswirkungen haben, die ihm im Lichte der Theoriebildung um die „Informationsgesellschaft“ zugeschrieben werden.

Infrastrukturen - des Verkehrs, der Telefonie, der Datenkommunikation - bestimmen überhaupt nicht darüber, welche Inhalte übertragen werden. Sie bestimmen nicht, mit welchen Zielen und Absichten und zur Bewegung welcher politischer, militärischer, industrieller usw. Mittel, Informationen über diese Infrastrukturen transportiert werden. Ebenso wenig wie die Autobahnen darüber bestimmt haben, ob über sie Panzer oder Ausflugsbusse fahren, werden die Datenautobahnen darüber bestimmen, welche Informationen für welche Zwecke, in welchen Zusammenhängen, mit welchen Ergebnissen übertragen werden. Das Medium ist eben doch nicht die Botschaft. Daran krankt die „Theorie“bildung in und um die „Informationsgesellschaft“. Sie erliegt so einer Art von Informations-Illusion, vergleichbar der Geld-Illusion in der Ökonomie: Information wird vom begleitenden, omnipräsenten vermittelnden Element zum bestimmenden, prägenden, dominierenden Element gemacht.

2. Die Verheißungen der „Informationsgesellschaft“

Die Attraktivität der „Informationsgesellschaft“ erklärt sich sicherlich auch aus dieser etwas naiven Art von „Theorie“bildung. Darin erschöpft sich jedoch nicht das Anziehende in der „Theorie“ vom Aufbruch in das „Informationszeitalter“ und in die „Informationsgesellschaft“. Die heraufdämmernde iuk-technisch durchdrungene Gesellschaft wird vielmehr mit ganz unterschiedlichen Verheißungen propagiert.

Verheißung allseitige Rationalität

Da ist die allseitige Rationalität, die Berechenbarkeit und Vorhersagbarkeit als ein grundlegendes Motiv. Die bisherige Erfahrung zeigt allerdings, dass die Prognostizierbarkeit im Zeitalter der Informatisierung insgesamt eher abgenommen hat. In der westdeutschen Stahlindustrie z.B. konnte man in den sechziger Jahren noch einen Zeitraum von etwa vier Jahren überblicken und für Planungen zugrunde legen - heute ist es kaum mehr ein Jahr. Der entscheidende Faktor für die Verringerung des Planungshorizonts ist hierbei wohl die Existenz riesiger weltweiter Überkapazitäten seit Anfang der siebziger Jahre. Das ist allerdings ein Beispiel für die wirklich entscheidenden Faktoren bezüglich grundlegender wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen. Sie haben nichts oder nur am Rande mit den IuK-Techniken zu tun.

Verheißung Arbeitsplätze

Eine andere Verheißung bezieht sich auf die neuen Arbeitsplätze. Unbestritten sind nun in IuK-technischen Entwicklungs-, Produktions- und Anwendungsbetrieben viele Arbeitsplätze entstanden. Das ist kein Wunder: schließlich handelt es sich um eine neue technische Entwicklung. Ihre Erzeugnisse haben zum Teil bereits bestehende Aufgaben der Informationsverarbeitung übernommen, zum Teil haben sie aber auch neue Informationen und andere Prozesse ihrer Verarbeitung ermöglicht.

Und dennoch: Die Jahre der unaufhaltsamen Expansion der IuK-Märkte im Zeichen immer neuer modischer Vermarktungsbegriffe und -konzepte, die oft auch mit Arbeitsplatzverheißungen verbunden waren, sind zugleich Jahre der Entwicklung in eine offensichtlich immer perspektivlosere Beschäftigungskatastrophe gewesen.

„Es ist die Aufgabe der Informatik schlechthin, Arbeitsplätze zu zerstören“. Dieser Schlüsselsatz des französischen Telematik-Spezialisten Simon Nora aus dem Jahre 1978 (so zitiert in „Le Monde“) wird durch die Erfahrungen in den Betrieben und in der Folge am Arbeitsmarkt untermauert.

Die „Maschinerisierung der Kopfarbeit“ (F. Nake) durch Entwicklung und Anwendung der IuK-Technik ist das vielleicht mächtigste Mittel, das je entwickelt wurde, um das Volumen an gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die von menschlicher Arbeitskraft ausgeführt wird, zu verringern. Hierin liegt mit großer Wahrscheinlichkeit die am weitesten ausgreifende Veränderung eines wesentlichen Grundelements moderner Gesellschaften durch die Informatisierung, nämlich der Beitrag zur Erschütterung des Beschäftigungssystems.

Diese Auswirkungen sind konkret, und das heißt vor allem betrieblich, abzuschätzen und in ihrer Gesamtwirkung politisch-konzeptionell zu beantworten. Sie sind aber weder einzigartige noch isolierte Entwicklungen. Vielmehr sind sie eingebettet in andere, weitaus bedeutsamere Vorgänge wie die Globalisierung, die Ausbreitung marktwirtschaftlicher Verhältnisse, die Schaffung riesi-

ger, moderner Überkapazitäten, das Versagen und den Autoritätsverlust der Sozialparteien und des Staates in der Arbeitsmarktpolitik u.a.

Verheißung qualifizierte Arbeit

Eine weitere große Klasse von Verheißungen bezieht sich auf die Veränderung der Arbeitsbedingungen und -abläufe. Dabei ist unbestreitbar, dass im Zuge der IuK-technischen Entwicklung die Gestaltungs- und Manipulationsmöglichkeiten am „Objekt“ und die damit verbundenen Kommunikationsmöglichkeiten in der Arbeit zugenommen haben - insgesamt, jedoch nicht durchweg an allen betroffenen Arbeitsplätzen. Zug um Zug sind damit neue Qualifikationsanforderungen entstanden. Aber kann man angesichts der gerade gegenwärtig zutage tretenden Ausbildungsdefizite und Verfallssymptome - in Schulen, Hochschulen und Berufsausbildung - wirklich behaupten, die moderne Entwicklung habe generell zur Vermittlung höherer Qualifikationen geführt? Und sind IuK-technisch relevante Qualifikationen wirklich die Antwort auf diese Defizite und den Verfall des Bildungssystems, oder tragen sie nicht vielmehr zu noch größeren Verwerfungen, z.B. Einseitigkeiten und in der Folge Abhängigkeiten, im Bildungssystem und in der Arbeit bei? Kann die „virtuelle Universität“ eine Antwort auf die Dekomposition der Institution, auf den sich ausbreitenden Egoismus der „Gruppen“, auf die immer wieder erneut auferlegten Sparmaßnahmen an den Hochschulen sein?

Auch hier muß man wieder feststellen, dass die systemischen Veränderungen, die Zug um Zug mit der Informatisierung weiter gegangen sind, also z.B. der laufende wirtschaftliche Strukturwandel, der Abbau von Beschäftigung und der sich daraus ergebende Schwund bei den Staatsfinanzen u.a.m. für die Ausbildungsmisere weitaus bedeutsamer sind als eine unterlassene Informatisierung. Die Unsicherheit, die Angst um den Arbeitsplatz, der Druck, auch sich zu qualifizieren, bestimmen heute stärker als je zuvor die Situation in den Betrieben. Die Informatisierung ist dabei ein, aber auch nur ein Faktor.

Und die mit der Informatisierung unbestreitbar verbundenen Anstöße zur Heranbildung neuer, anderer als traditioneller Qualifikationen werden womöglich durch die qualifikationszerstörenden Auswirkungen der Massenarbeitslosigkeit, die mehrere komplex miteinander verbundene Ursachen hat, gesellschaftlich konterkariert. Dem mit Mitteln der IuK-technisch bedingten Qualifizierung entgegenwirken zu wollen, ist illusorisch, denn es setzt nicht an den wirklichen Ursachen an, die das gesellschaftliche Qualifikationspotential prägen.

„Bildungsarbeit ist streng akzessorisch“, so der frühere Gewerkschaftsvorsitzende Lorenz Schwegler. Gemeint ist: Wenn sich in der Gesellschaft etwas bewegt, haben Bildungsarbeit und Qualifizierung einen bedeutenden Stellenwert. Selbst können sie aber nicht die notwendigen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse herbeibringen.

Die idyllischen Vorstellungen, wie sie heute in der Vorstellung von der Informationsgesellschaft mitschwingen, nach denen es nur darauf ankommt,

sich entsprechend zu qualifizieren, sind jedenfalls bislang nicht Wirklichkeit geworden.

Verheißung gesunde Umwelt

Ähnliches gilt für die Umweltauswirkungen der IuK-Techniken. Verheißungen sind saubere Fabriken, glänzende, umweltfreundliche Bürogebäude, der Ersatz von umweltverschmutzendem Verkehr durch Datenkommunikation, „intelligente“ Häuser, die den Energieverbrauch minimieren, Telearbeit mit weniger Pendlerverkehr u.a.m.

Entstanden ist ein Produktions- und Verwaltungskomplex, der alles andere als ökologisch günstig ist. Die Produktionsbereiche der IuK-Techniken sind ökologisch hochriskant: zur Manipulation der Eigenschaften der toten Materie, müssen in deren feinsten Strukturen im sogenannten „Nano-Bereich“ giftige und hochgiftige Substanzen eingesetzt werden. Die Fabrikationsgebäude müssen entsprechend aufwendig gebaut und ausgestattet werden. Klimatisierte Werkshallen und Fabrikgebäude sind vielfach wegen der iuk-technischen Systeme notwendig (sie werden nicht wegen der Arbeitskräfte klimatisiert, sondern wegen der computergesteuerten Hochpräzisionsmaschinerie, die dabei zum Einsatz kommt). Der sich mit der IuK-Technik entwickelnde Typ von Finanz- und Verwaltungsmetropolen - vom Typ La Defense in Paris, Manhattan oder Hong Kong - belegt augenscheinlich, welche Umweltprobleme mit der modernen, und das heißt eben auch: informatisierten Finanz- und Verwaltungswelt verbunden sind.

Und dennoch: Eine nüchterne, unglamouröse Entwicklung und Anwendung von IuK-Techniken zur Verbesserung des Umweltschutzes in den Betrieben - zur Gewährleistung eines möglichst hohen Grades an „produktionsintegriertem Umweltschutz“ (und auch „verwaltungsintegriertem Umweltschutz“) - ist eine der wirklichen großen Perspektiven der iuk-technischen Entwicklung überhaupt, die durch die Folklore um die „Informationsgesellschaft“ etwas verdeckt wird. Dieser Stellenwert wächst ihr allerdings deshalb zu, weil die diversen Ausstiegs- und Wendeszenarien, die in der Umweltbewegung immer noch verbal gepflegt werden, in einer sich immer weiter globalisierenden und dynamisierenden Marktwirtschaft Wunschträume bleiben werden.

Verheißung mehr bürgerliche Freiheit

Dafür taucht mit den iuk-technischen Infrastrukturen eine andere gesellschaftlich möglicherweise relevante Gefahr auf: Wer sich in den Netzen der IuK-Techniken bewegt, der hinterläßt Spuren. Diese Spuren entstehen, weil sie für das Betreiben der Netze unerlässlich sind. Wenn ich wie beim ISDN völlig unterschiedliche Informationen - Wort, Fest- und Bewegtbild, Ton, Daten - übertrage, muß ich identifizierbar machen (für die Rechner, die die Netze steuern und die Kommunikation organisieren), um welche Art von Informationen es sich handelt, welche Information von wem an wen und über

welchen Weg geht usw. usf. Das Ergebnis: Verhalten, Benutzungsweise und -im Betrieb besonders wichtig - Leistung können dank dieser unerlässlichen Metadaten erfaßt, mit Mengen- und Zeitgrößen verbunden und transparent gemacht werden.

Hinzu kommt die Datenflut, die gezielt oder weniger planmäßig über Menschen, ihre Eigenschaften, ihre Bewegung im Raum oder in der Gesellschaft erfaßt und verfügbar gemacht wird, also die Grundlage für Verbraucherprofile, den gläsernen Patienten, Studenten, Bürger usw.

Es ist wichtig, sich klar zu machen, dass hinter dieser Gefahr nicht böse Köpfe stecken, sondern dass ihre Grundlagen die technischen Organisationszwänge der modernen, netzwerkförmig organisierten Informationsverarbeitung und -weiterleitung mit iuk-technischen Mitteln sind. Die Einsicht in die vielfältigen damit verbundenen Probleme muß dazu führen, dem Persönlichkeitsschutz sowohl im Arbeitsverhältnis wie auch allgemein in den Zusammenhängen der bürgerlichen Gesellschaft und des Verhältnisses des Einzelnen zum Staat einen sehr hohen Stellenwert zu geben. Verschwörungstheorien z.B. vom Überwachungsstaat helfen dagegen nicht weiter. Die moderne, hochentwickelte individualisierte zivile Gesellschaft, das bürgerlich-parlamentarische Gemeinwesen, eine kritische Wissenschaft, eine wache Öffentlichkeit können ausreichende Schutzvorkehrungen zur Verfügung stellen.

Verheißung mehr Demokratie

Ganz anders gefährlich werden könnte aber u.U. die Zerstörung des Politischen, die sich mit „Internet & Politik“ abzeichnen kann: An die Stelle der lebendigen politischen Diskussion tritt die anonyme Bemächtigung des politischen Prozesses durch kleine Experten- und/oder Machtgruppen. Die durch das Parteiensystem vermittelten Mehrheitsentscheidungen entfallen. Der Traum, übers „Internet“ eine neue Art von Basisdemokratie zu ermöglichen, bleibt ein Traum. Basisdemokratische Experimente in der Grünen-Bewegung haben zu geradezu oligarchischen Verhältnissen geführt.

Was allerdings die politischen Grundverhältnisse in der modernen Staatswelt grundlegend beeinflussen kann, ist die „anarchische Dimension“ des Internet. Darin liegt vielleicht ein ganz großer Wert der ganz modernen IuK-Techniken. Sie erlauben es, die eingefahrenen, in der Regel bürokratisierten Herrschaftsverhältnisse in der Aktion, wenn es diese gibt, womöglich zu unterlaufen und zu konterkarieren. Darin, und nicht in der Ermöglichung eines ordentlichen, ruhigen Wahlverhaltens und der „Entparlamentarisierung“, liegt ihr Wert. Das gleiche gilt, wie die Auseinandersetzung um die freie Software vom Typ Linux zeigt, auch für die Monopolverhältnisse in der Software-Produktion.

Verheißung Medienvielfalt

Die am ehesten die moderne hochentwickelte Gesellschaft materiell mitbestimmenden Einflüsse im Rahmen der iuk-technischen Entwicklung kommen

wohl, außer über die Umwälzung des Beschäftigungssystems, über die Veränderungen der Medienlandschaft zustande. Hier werden Inhalte, an denen sich Bewußtsein und Verhalten orientieren, nachhaltig verändert.

Aber auch hierbei muß man sich vor vereinseitigenden Deutungen hüten.

Viele inhaltliche Veränderungen gehen zwar auf die Digitalisierung und ihre Folgeprozesse zurück. Sie sind insofern abhängig von der „Computerisierung“ der Medien. Ebenso bedeutsam sind aber andere Prozesse, wie die Privatisierung und die mögliche Infragestellung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks sowie die Konzentration bei den Medien und natürlich der Wandel der Bedürfnisse in der „zivilen“ Gesellschaft. Entscheidend sind auch hierbei die Inhalte, die Programme, die sozialen Strukturen und Prozesse, die damit gefördert oder beeinträchtigt werden.

Die Digitalisierung ist eher Anlaß, nicht so sehr Bestimmungsfaktor für die Medienlandschaft von morgen und übermorgen. Diese allerdings wird - über die Programme und Inhalte, die ausgestrahlt werden - nachhaltig auf die Gesellschaft der Zukunft einwirken.

Wenn man die Bedeutung der Inhalte und der Programme richtig einschätzt, dann muß vor der völligen Privatisierung des Rundfunkwesens gewarnt werden: sie öffnet, das belegt die Erfahrung, dem wettbewerbsgesteuerten Flachsinn und dem sensationslüsternen Voyeurstum Tür und Tor. Die Multimediaentwicklung ändert an dieser Problematik wenig: Ob man brutale Videos, deren Einfluß auf die zunehmende Gewaltbereitschaft an den Schulen und allgemein in der Gesellschaft noch genauer abzuschätzen ist, am Computer ansieht oder auf einem separaten Fernsehgerät, ist eher zweitrangig. Insofern führt die derzeitige Multimediadebatte in die falsche Richtung.

Sie wird allerdings vor allem Auswirkungen in der Arbeitswelt haben, doch dazu ist zuvor einiges gesagt worden.

3. Die Gewerkschaften - Verlierer der Informatisierung

Die „Informationsgesellschaft“ im behaupteten Sinne ist ein Mythos, eine wenig wirklichkeitsstüchtige Phantasie darüber, wie die Gesellschaft einmal beschaffen sein wird.

Das heißt jedoch nicht, dass der Prozeß der „Informatisierung“ folgenlos ist und bleibt. Im Gegenteil: Er hat nachhaltige Auswirkungen auf etliche Subsysteme der Gesellschaft: die Betriebe, die Beschäftigung und den Arbeitsmarkt, das Bildungssystem, einige andere - bei diesen allerdings schon weitaus weniger ausgreifend. Im System der Justiz z.B. macht die organisierte Kriminalität sicherlich umfangreichere Anpassungs- und Veränderungsleistungen notwendig als die Ausbreitung der IuK-Techniken. Im politischen System sind die Auswirkungen der Informatisierung um einen Faktor Zehn weniger bedeutsam als die des Rechtsradikalismus.

Am nachhaltigsten betroffen scheint wohl das Beschäftigungssystem zu sein. Aber auch hier ist vor einer Verabsolutierung zu warnen: die „Informatisie-

rung“ ist hauptsächlich Bestandteil von anderen umfassenden Prozessen wie dem der Rationalisierung, der Konzentration, des wirtschaftlichen Strukturwandels allgemein. Diese wiederum werden wesentlich von anderen Kräften und Bedingungen geprägt als denen der Informatisierung, und vor allem: Sie sind konkret, Fall für Fall, auf betrieblicher Ebene aufzugreifen.

Mit den Veränderungen im Beschäftigungssystem sind die Gewerkschaften gefordert und herausgefordert worden. Die gewerkschaftliche Politik war noch in den achtziger Jahren in wesentlichen Fragen - Arbeitsmarktentwicklung, Qualifikationspolitik, Abwehr von grundrechtseinschränkenden Praktiken - ein eher gegensteuernder Faktor. Heute ist daraus eine fast ausnahmslos blanke Mitgestaltungs- und Förderungspolitik geworden. Diese Mitgestaltungspolitik ist allerdings fast ausnahmslos Politik über den Diskurs geblieben. Die wirklichen Hebel, über die die Gewerkschaften zur Entwicklung konstruktiver Alternativen hätten aktiv werden können, ihre Präsenz in den Betrieben, ihre Nähe zu den unternehmerischen Entscheidungen, sind weitgehend ungenutzt geblieben.

Die Gewerkschaften haben nicht gesehen oder nicht sehen wollen, dass der Prozeß der Informatisierung eine anderen Prozessen - wirtschaftlicher Strukturwandel, Konzentration und Internationalisierung, allseitige Rationalisierung u.a. - untergeordnete Entwicklung ist. Sie haben sich diesen Prozessen und ihren Triebkräften im betrieblichen Rahmen nicht aktiv und Druck machend zugewandt. Sie haben vielmehr ihre Positionen bezüglich der IuK-Techniken einfach so z.T. diametral geändert, vor allem wohl, weil der Modernisierungsdiskurs besser in die politische Landschaft paßte.

In keinem Land Europas, vielleicht der Welt, sind die Gewerkschaften so nahe an den Entscheidungen der Unternehmensspitzen wie in Deutschland - über die Mitbestimmung in den Aufsichtsräten, das Gewicht der Betriebsräte, die Informationsrechte der Wirtschaftsausschüsse, die Benennung von Arbeitsdirektoren u.a.m. Die Beschäftigungskatastrophe hat sich dennoch quer durch eine funktionierende Mitbestimmungslandschaft hindurch entwickelt: Alle wesentlichen, die Beschäftigung auf verschiedenen Wegen beeinträchtigenden Maßnahmen und die zugrunde liegenden wirtschaftlichen Entscheidungen sind (fast) widerstandslos, und schlimmer noch: alternativenlos, vor allem von den „Arbeitnehmerbänken“ in den Aufsichtsräten, auf denen die Gewerkschaften zumeist in der Mehrheit sind, mitgetragen worden. Und die Informatisierung hat am Ausdünnen der Arbeitsplätze erheblichen Anteil gehabt, wie jeder Betriebskundige weiß.

Insofern ist der gewerkschaftliche Paradigmenwechsel auf dem Gebiet der IuK-Techniken, mit seiner Kombination von Diskurslastigkeit und Inkonsequenz in der betrieblichen Praxis der Gewerkschaften, nicht Symptom der Einsicht, sondern wohl eher der Schwäche. Und diese Schwäche hat ihren Preis: Seit Anfang der neunziger Jahre verlieren die deutschen Gewerkschaften in großem Umfang Mitglieder. Insbesondere die Jungen und die in den modernen Produktions- und Dienstleistungsbranchen Beschäftigten sehen we-

nig Sinn darin, sich gewerkschaftlich zu organisieren -ein bemerkenswertes Ergebnis, wenn man sieht, wie sehr die Gewerkschaften sich auf den Modernisierungskurs und -diskurs umorientiert haben. Sind die Gewerkschaften nicht mehr glaubhaft? Oder sind sie in diesem neuen modernen Gewand schlicht überflüssig?

Vor allem sind es aber arbeitslose Mitglieder, die austreten. Dahinter steht wohl die Auffassung, dass die Gewerkschaften entweder nicht willens oder nicht fähig sind, an der verhängnisvollen Arbeitsmarktentwicklung etwas zu ändern. Es gelingt ihnen offensichtlich immer weniger, den Beschäftigten und Arbeitslosen, deren soziale Schutzbedürftigkeit eindeutig zugenommen hat, klarzumachen, dass sie Kräfte zur Gegenwehr wirksam bündeln und freimachen können. Hier hat sich die Vernachlässigung der konkreten betrieblichen Entwicklungen - und in diesem Rahmen auch der Informatisierung - verhängnisvoll ausgewirkt und wird das auch in der Zukunft tun.

Gewerkschaften, die ständig nur den Anpassungsdiskurs führen und bei denen die Kluft zwischen dem, was sie tun könnten, und dem was sie tun, größer wird, sind eben nicht hinreichend anziehend. Hinzu kommen die uralten Verkrustungsprobleme. Die Verkrustung scheint unter dem Druck des notwendigen apparativen Rückzugs sogar eher noch zuzunehmen, ebenso die Neigung, strukturkonservative Politikpraktiken zu pflegen. Im Zusammenhang mit der Informatisierung (bzw. der „Informationsgesellschaft“, auf die sich auch sehr viele in den Gewerkschaften positiv beziehen) muß man daher sagen, dass vermittelt über die Veränderungen des Beschäftigungssystems die Gewerkschaften zu den hauptsächlichen „Verlierern“ der Informatisierung und der Moderne zählen – und das sicherlich nicht ganz ohne eigene Schuld.

4. Ausblick

Die Informatisierung als die Gesellschaft breit erfassender Prozeß ist Tatsache, ist unbestreitbar. Was bestritten wird, sind die unwälzenden Auswirkungen, die ihr mit der Theoriebildung um die „Informationsgesellschaft“ zugeschrieben werden. Die Gesellschaft wird diese Entwicklung „weg stecken“, wie sie das Telefon und die modernen Verkehrstechniken weggesteckt hat.

Die Folgen der Informatisierung sind analysierbar, abschätzbar. Was entwickelt werden muß, sind vor allem die Schutzvorkehrungen wie z. B. die Datenschutzregelungen bei personenbezogenen oder -bezieharen Daten oder die entsprechende Regulierung der Medien zur Erhaltung einer ausreichend vielfältigen, qualitativ hochwertigen, nicht allein von der zahlungsfähigen Marktnachfrage bestimmten Informationsgrundversorgung. Die sonstigen Auswirkungen - insbesondere die auf das Beschäftigungssystem - bedürfen umfassenderer Antworten z.B. auf den Gebieten der Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik, der Bildungspolitik und ihrer Voraussetzungen, also vor allem der staatlichen Finanz- und Haushaltspolitik. Sie sind durchaus innerhalb einer liberal-bürgerlichen, aufgeklärten Gesellschaft realisierbar.

Das Gleichsetzen von „Informationen“, die übers Internet kommen, mit den Informationen, die die Menschen und die Gesellschaft in der Zukunft brauchen, ist willkürlich, unbegründet, unberechtigt. Die Anmutung, die mit der Begrifflichkeit der „Informationsgesellschaft“ verbunden ist, ist es ebenso. Was an komplexen Schutzvorkehrungen notwendig ist, kommt aber nicht als Selbstläuferprozeß, sondern muß erkämpft werden.

Das kann eine Herausforderung zu umfassenden Veränderungen sein. Sie haben allerdings kaum etwas mit der „elektronischen Revolution“ zu tun. Und ob Entwicklungen wie die verschiedenen Cyberwelten, das Internet und die allseitige und allgegenwärtige Verdattung den notwendigen Geist der Kritik und des Wiederstandes in der Gesellschaft fördern, ist eher fraglich. Internet ist keine Revolution, es macht auch keine. Es wird, sollte es einmal eine wirkliche Revolution geben, nach ihr wohl so weiterfunktionieren wie vor ihr.

Was wäre aber 1789 gewesen, hätte es bereits die IuK-Techniken gegeben? Wären die Einwohner der Pariser Faubourgs auch dann herabgestiegen ins Zentrum, um das Gefängnis in der Bastille zu stürmen, oder hätten sie sich das Ganze eher als Multimediaspektakel angesehen? Niemand weiß die Antwort.

Literatur

- BdWi (Hrsg.) (1999): Informationsgesellschaft – Medien – Demokratie: Machtfragen der Informationsgesellschaft; Marburg
- Briefs, U. (1997): High-Tech und sozialer Verfall? - Das moderne Deutschland nach dem Ende der „sozialen Marktwirtschaft“; Bonn
- Briefs, U. (1996): Le système syndical allemand en transition, in: Revue Internationale de psychosociologie, Heft 4, Paris, S. 103-111
- Bulmahn, E./van Haaren, K./Hensche, D./Kiper, M./Kubicek, H./Rilling, R./Schmiede, R. (Hrsg.) (1996): Informationsgesellschaft - Medien- Demokratie - Kritik, Positionen, Visionen; Marburg
- IBM Deutschland, Autorenteam des Erzeugnisvertriebs Großsysteme (1972): Der virtuelle Speicher - das moderne Konzept der Datenverarbeitung; Stuttgart
- Krämer, J./Richter, J./Wendel, J./Zinssmeister, G. (Hrsg.) (1997): Schöne neue Arbeit - Die Zukunft der Arbeit vor dem Hintergrund neuer Informationstechnologien; Mössingen-Talheim
- Noble, D. (1984): Forces of production; New York
- Steinmüller, W. (1993): Informatik und Gesellschaft; Darmstadt
- Weizenbaum, J. (1978): Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft; Frankfurt/M.
- Wittfogel, K. (1965): Le Despotisme oriental; Paris

Joachim Bischoff/Hasko Hüning

Kapitalismuskritik und moderner Sozialismus

Thesen zur Programmdebatte

In nahezu allen Linksparteien Europas ist eine intensiviertere Debatte über die weitere Gestaltung der kapitalistischen Gesellschaften festzustellen. Der britische Sozialwissenschaftler und Berater von Tony Blair (Labour), Anthony Giddens hat in seinem programmatischen Vorschlag zur Erneuerung der sozialen Demokratie den Grund für diese Konjunktur in Programmfragen benannt: „Da ihrem Selbstverständnis nach linke Regierungen ihrer alten Gewissheiten beraubt sind, betreiben sie eine Politik aus dem Stegreif. Ihre politischen Initiativen müssen aber theoretisch unterfüttert werden - nicht bloß um sie nachträglich zu rechtfertigen, sondern um der Politik mehr Sinn für Richtung und Ziel zu verleihen. Denn die Linke stand bislang immer mit dem Sozialismus in Verbindung, und zumindest als System der Wirtschaftssteuerung ist der Sozialismus dahin.“¹ Man muß die politische Bewertung von Giddens nicht übernehmen, aber richtig benannt ist zweifellos, dass linke Regierungen und Parteien sich nicht auf bloße Anpassung an gesellschaftliche Entwicklungstrends und möglichst gute Verwaltung des Bestehenden beschränken können. Dazu kommt das Problem, dass die Neoliberalen mit ihrer Politik der Deregulierung eine offene Konstellation hinterlassen haben. „Im Sog der südostasiatischen Wirtschaftskrise ist der Neoliberalismus quasi über Nacht zu einer toten Philosophie geworden.“² Die krisenhafte Entwicklung des hochentwickelten Kapitalismus ist offenkundig geworden: Entgegen der Grundüberzeugung des Neoliberalismus kommen die Märkte nicht wieder von selbst in ein Gleichgewicht, Krisen können ganze Volkswirtschaften zum Kentern bringen und müssen demzufolge kontrolliert, reguliert und gesteuert werden. Weitاً unstrittener ist die politische Schlussfolgerung, dass das Ende der neoliberalen Ära angebrochen ist.

Die SPD hat als Reaktion auf die heftige Auseinandersetzung um das Blair-Schröder-Papier 'Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten' auf dem Parteitag im Dezember 1999 eine Kommission zur Überarbeitung des Berliner Grundsatzprogramms von 1989 eingesetzt. Bei 'Bündnis 90/Die Grünen' soll auf dem nächsten Parteitag nicht nur die Professionalisierung der Partei organisatorisch umgesetzt werden, sondern es geht auch um eine Weiterentwicklung des Grundsatzprogramms nach Regierungsbeteiligung und Anerkennung von NATO samt entsprechenden Kriegeinsätzen.

Auch die Programmdiskussion in der PDS ist im Zusammenhang mit entsprechenden Klärungsprozessen des programmatisch-politischen Selbstverständ-

nisses zu sehen. Diese Debatte wird durch zwei Entwicklungslinien definiert: zum einen durch das historische Scheitern des sozialistischen Projektes und zum andern durch die Globalisierung des Kapitalismus. Beide Entwicklungslinien haben für die Ost- und Westlinke ihre je spezifischen Erfahrungshintergründe, und es ist abzuwarten, mit welcher Gewichtung sie in der programmatischen Neuorientierung der PDS umgesetzt werden.

Die Programmkommission der PDS hat im November ein umfangreiches Thesepapier und ein Minderheitenvotum von M. Benjamin, U.J. Heuer und W. Wolf vorgelegt.³ Der Positionsbestimmung der Mehrheitsströmung unterliegt die Konzeption eines „modernen Sozialismus“. Rainer Land, einer der zentralen Protagonisten dieser politischen Philosophie in der Endzeit der DDR, relativiert diese Bedeutung: Zwar gäbe es einige Modernisten wie Brie, Klein u.a. „Trotzdem war und ist die PDS nicht die Partei des modernen Sozialismus; dieser passte auch kaum in die komplizierte Balance der verschiedenen in der PDS agierenden Gruppierungen.“⁴ Doch reicht der Einfluss der „modernen Sozialisten“ in der PDS aus, um in der Mehrheitsposition der Programmkommission folgende Kernthese zu verankern: „Die PDS wirkt in einer Gesellschaft, die allein mit dem Begriff Kapitalismus nicht wirklichkeitsgerecht erfasst werden kann. Die meisten Bürgerinnen und Bürger messen ihr Vorzüge zu, die nicht ungestraft negiert werden dürfen und die sozialwissenschaftlich in der Regel zusammenfassend als Moderne beschrieben werden. Wer nicht an diesem alltäglichen und wissenschaftlichen Selbstverständnis vorbeireden will, muss sein eigenes Verständnis der Moderne deutlich machen“⁵, was im nachfolgenden Entwurf des Programmtextes auch ausführlich geschieht.

Bekanntlich sind programmatische Debatten mit der politischen Praxis nicht deckungsgleich. Die Vertreter einer Minderheitsposition in der PDS (Benjamin, Heuer, Wolf) polemisieren gegen die Moderne-Konzeption, so dass am Ende der Debatte sich deren Einschätzung mit der These von Rainer Land in Überstimmung befinden mag: „Im Parteiprogramm ist von der Konzeption der Moderne nichts zu finden. Es gab in der Programmdebatte damals solche Vorstellungen, aber man einigte sich dann darauf, diese Konzeption nicht aufzunehmen, da ein Konsens nicht zu erzielen war.“⁶ Wie auch immer die Erneuerung des Grundsatzprogramms der PDS letztlich ausfallen wird, es ist unverzichtbar, sich mit den Argumenten der modernen Sozialisten auseinanderzusetzen, soll das Zentrum des Streits um das Projekt PDS offengelegt werden.

¹ A. Giddens, *Der dritte Weg*, Frankfurt/M. 1999, S. 12.

² A. Giddens, in: *Der Spiegel* 44/1999, S. 169.

³ Veröffentlicht im Pressedienst der PDS, Nr. 47/99.

⁴ Rainer Land, *Moderner Sozialismus versus Neoliberalismus*, in: *Das Argument* 233, 1999, S. 811.

⁵ Pressedienst, S. 4; entsprechende Passagen gibt es auch in den Thesen von Gregor Gysi: *Gerechtigkeit ist modern, 12 Thesen für eine Politik des modernen Sozialismus*.

⁶ Ebda., S. 35.

2.

Die strategische Konzeption einer modernen sozialistischen Politik war in einer staatssozialistisch verfassten Gesellschaft entstanden. In Auswertung der Entwicklungsdefizite und der gescheiterten Reformversuche hatte sich die zentrale These aufgedrängt: „Den staatssozialistischen Gesellschaften und ihren Wirtschaftssystemen fehlten genau die Glieder, welche die Evolutionsfähigkeit moderner Gesellschaften ausmachen, die Stagnation war systembedingt.“⁷ Wollte man nicht zum Kapitalismus zurück, mußten die staatssozialistisch verfassten Gesellschaften in Richtung einer Reform von Ökonomie und politischen System verändert werden. Ihr Credo lautete daher: „Moderner Sozialismus war gedacht als Strategie der Überwindung eines staatssozialistischen Fordismus und uns schien logisch, dass es Synergien mit denjenigen Kräften in Westdeutschland, in Italien und anderswo geben könnte, die ebenfalls Strategien der 'Aufhebung' des fordistischen Kapitalismus vertraten.“⁸ Dieser Traum von der raschen Vereinigung gesellschaftskritischer Potentiale gegen die Krise des Fordismus in Ost- und Westdeutschland sowie in Europa erwies sich als Illusion.

Was sind die Gründe auf seiten der Westlinken? Zunächst gab es innerhalb des Spektrums von Reformkommunisten und Sozialisten keine Übereinstimmung in der Kritik des sogenannten Realsozialismus und damit der Reformstrategien. Der größte Teil dieses Reformpotentials war zudem keineswegs auf einen raschen Zusammenbruch des Blocks staatssozialistischer Gesellschaften und eine Auflösung der Systemkonfrontation mit seinen existenzbedrohenden Militärpotentials eingestellt. Mehr noch: Das abrupte Ende der bipolaren Weltordnung ordnet sich in eine seit Ende der siebziger Jahre einsetzende neoliberale Restrukturierungsoffensive des Kapitals ein. Es ist bis heute umstritten, ob die Deregulierung und Liberalisierung des internationalen Währungs- und Finanzsystems zugleich eine ernsthafte Erschütterung der US-Hegemonie einschloss und im Ergebnis nicht nur die Systemkonfrontation beendete, sondern mit der „New Economy“ auch eine neue gesellschaftliche Grundlage für die Wiederherstellung der US-Vorherrschaft geschaffen wurde.⁹

Jedenfalls haben die Vordenker des modernen Sozialismus für die strategischen Antworten der Westlinken auf die Krise des Fordismus und die Hegemonie des Neoliberalismus nicht viel mehr als Spott übrig. Richtig ist, dass die keineswegs nur für Westdeutschland charakteristische Zersplitterung sich in einem breiten Bogen politischer Auffassungen zusammenfasst, die von Anhängern des Staatssozialismus, Reformkommunismus bis hin zu Ökologie-, Friedens- und Frauenbewegung reichen. Kein ernstzunehmender Beobachter

⁷ Land, a.a.O., S. 819.

⁸ Ebd., S. 812.

⁹ Vgl.: Joachim Bischoff, *Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts*, Hamburg 1999.

wird die negativen Rückwirkungen des hierzulande vorhandenen Fundamentalismus und Sektierertums leugnen. Aber für die Diskreditierung der Konzeption einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft sind diese kleinen Strömungen nicht verantwortlich.¹⁰

Gleichermaßen problematisch ist die andere Bewertung: „In Westdeutschland dominierte die Auseinandersetzung mit dem aufkommenden Neoliberalismus, dem fast ausschließlich Strategien zur Verteidigung des fordistischen Partizipationsmodells entgegengesetzt wurden - oder Langzeitstrategien zur Gewinnung kultureller Hegemonie.“¹¹ Diese These von einer tief sitzenden Verstrickung der westdeutschen und westeuropäischen Linken in das fordistische Produktions- und Regulationsmodell ist nicht ansatzweise begründet und in dieser Pauschalität mit Sicherheit unhaltbar. Richtig ist allerdings: Die Vorstellung der modernen Sozialisten, durch institutionelle Reformen zu einem neuen Entwicklungsmodell ‚nach dem Fordismus‘ zu kommen und dafür einen veränderten Grundkonsens und neue Regeln zum Ausfechten der Interessenkonflikte zu suchen, diese Vorstellung trifft auf eine breite Skepsis. Die modernen Sozialisten beanspruchen gegenüber dem Großteil der Kritik des westlichen Marxismus auf der Höhe der Zeit zu sein und über ein solides programmatisch-politisches Fundament zur Überwindung des Neoliberalismus zu verfügen. Zusammenfassend erklärt Rainer Land, es gäbe nicht nur Missverständnisse und Ressentiments zwischen modernen und fordistischen Sozialisten, sondern gesellschaftstheoretische Differenzen. „Der moderne Sozialismus wurzelt zwar im Marxismus, verlässt aber marxistische Vorstellungen in wichtigen Positionen. Er ist nicht ‚anti-kapitalistisch‘ im Sinne der Ablehnung einer Kapitalverwertungsökonomie, er will Kapitalverwertung durch gesellschaftliche Institutionen gestalten. Er lehnt Etatismus ab, ohne anti-etatistisch zu sein, denn er sieht in der Dominanz der Partei und des Parteienstaates über die Gesellschaft eine zentrale Ursache für das Scheitern des leninistischen Sozialismus und die Entstehung eines (post)stalinischen ‚Staatssozialismus‘. Und er ist liberal - in einem libertären Sinn. Seine politische Strategie zielt

¹⁰ Der Fraktionsvorsitzende Gregor Gysi schließt einen offenen Brief an das Mitglied der PDS-Bundestagsfraktion, Ulla Jelpke, mit folgender Bemerkung ab: „Letztlich möchte ich noch darauf hinweisen, dass das Zusammengehen mit der dogmatischen Linken für die undogmatische, demokratische Linke katastrophale Folgen hat. Dies kann ich gerne im einzelnen erläutern. Tatsache ist aber, dass neben den Rechten die dogmatische Linke den größten Anteil daran hat, dass der Sozialismus im Bewusstsein so vieler so stark diskreditiert ist.“ Zumindest ist diese Formulierung ungenau. Verantwortlich für die Diskreditierung sind die Deformationen in der gesellschaftlichen Praxis der staatssozialistischen Länder und den korrespondierenden Fehlentwicklungen in den kommunistischen Parteien in den kapitalistischen Ländern. Leider hat es auf der politischen Linken nach dem Zusammenbruch des osteuropäischen Staatssozialismus und den Veränderungsprozessen in den westlichen kommunistischen Parteien keine umfassende Aufarbeitung mit entsprechenden Schlussfolgerungen gegeben. Die Zersplitterung der politischen Linken und das Festhalten an unakzeptablen und darüber hinaus gescheiterten Strategien macht die Aufgabe der Entwicklung und Verbreiterung einer modernen sozialistischen Kapitalismuskritik nicht leichter.

¹¹ Land, a.a.O., S. 812.

nicht auf Verteidigung oder Ausbau der fordistischen Regulation, des Wohlfahrtsstaates, der etatistischen Sozialsysteme - er will diese überwinden oder libertär neu verfassen. Auf den ersten Blick sieht daher vieles nach einer modifizierten Variante von Neoliberalismus aus. In Wirklichkeit ist er der eigentliche Antipode des Neoliberalismus.¹²

Hier besteht der Hebel offenkundig darin, die verschiedenen Traditionslinien einer linken Mitte zu einem eigenen Ideenkörper zu synthetisieren und sich so politisch tragfähig zu machen. Der Anspruch, der eigentliche Antipode des Neoliberalismus zu sein, markiert ein solides Selbstbewusstsein, dem allerdings der organisatorische und programmatisch-strategische Unterbau fehlt. Immerhin wird an dieser Stelle deutlich, dass wir in der sozialistischen Programmdebatte eine Überlagerung unterschiedlicher Ebenen konstatieren müssen: Zentral geht es um das Spannungsverhältnis zwischen Neoliberalismus und der politischen Philosophie der modernisierten Sozialdemokratie. Bislang ungeklärt ist aber auch noch die strategische Option der sozialistischen und reformkommunistischen Parteien links von der Sozialdemokratie. Und schließlich wird beides zumindest in Deutschland auch noch durch Differenzen zwischen Ost- und Westlinken überlagert. Die offenkundig auch nach über zehnjähriger gemeinsamer gesellschaftlich-kultureller Entwicklung fortbestehenden ost-westlichen Ressentiments dürften sich nicht rasch auflösen. Vielleicht läßt sich die Koexistenz der Auffassungen dadurch befördern, dass das eigentliche Problem in das Zentrum gerückt wird: Wie kann und muss eine neue Qualität der Regulierung aussehen?

3.

Die modernen Sozialisten sehen die neoliberale Restrukturierung der Ökonomie, des Wohlfahrtsstaates und vieler Alltagsverhältnisse als unvermeidlich an, weil die Hindernisse für eine nicht-fordistische Moderne beseitigt werden. Betrachten wir diese These genauer.

Die Trennung von Kapitalakkumulation (Kapitalverwertungsökonomie) und sonstigen gesellschaftlichen Verhältnissen ist nicht nur für die fordistische Entwicklungsstufe problematisch. Grundsätzlich gilt: „In allen Gesellschaftsformen ist es eine bestimmte Produktion, die allen übrigen Rang und Einfluss anweist.“ (Marx) Dies gilt aber in besonderer Weise für die Krise des Fordismus ab Mitte/Ende der siebziger Jahre: Die kapitalistische Formation, die sich im Gefolge der großen Weltwirtschaftskrise und der Auseinandersetzung mit der zivilisationsfeindlichen Politik des Faschismus herausgebildet hatte und die in Massenproduktion, beschleunigter Kapitalakkumulation und dem keynesianischen Sozialstaat mit seinen korporativen Strukturen und Klassenkompromissen seinen Ausdruck gefunden hatte, wurde durch einen neuen historischen Block sozialer Kräfte mit einer Politik der Deregulierung,

¹² Ebd., S. 811f.

Privatisierung und Flexibilisierung in der Substanz verändert. Die Aufhebung der Kapitalverkehrskontrollen, die Herausbildung eines neuen internationalen Finanzregimes hat eine Mobilität des internationalen Kapitals erzeugt, die eine neue Qualität der Konzentration des Kapitals und des Umbaus der Unternehmensnetze hervorruft und eine immer stärkere Orientierung am Shareholder Value erzwingt.

Die Widersprüche der fordistischen Massenproduktion und die Aufkündigung der Regulation - also Ausbau der sozialen Sicherheit, Umverteilung, Entwicklung von Dienstleistungen - bringen eine Intensivierung des Wettbewerbs und eine Verschärfung der Überakkumulation hervor, keine neue Regulation:

- Expansion der Finanzmärkte, Währungs-, Wechselkurs und Finanzkrisen, Wettlauf um höhere Exportanteile, Absenkung der Steuern und der Sozialstandards.

- Über die Herrschaft der Finanzmärkte verschieben sich einerseits die Verwertungsbedingungen zwischen multinationalen Konzernen und kleineren und mittleren Unternehmen, aber auch die Machtstrukturen und die Verteilungsverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit (corporate governance). Wir sind heute mit einer massiven Veränderung der Arbeitspolitiken in den Unternehmen konfrontiert. Es vertieft sich die Kluft in der primären Einkommensverteilung zwischen Arbeits- und Kapitaleinkommen, und die offenkundige Krise der Gewerkschaften erklärt auch die Aufspreizung der Arbeitseinkommen, den Abbau der Rechte der Lohnabhängigen und die Verschlechterung der sozial-kulturellen Transfers und Dienstleistungen.

Das Zugeständnis - „die fordistische Moderne war kein Sozialismus, aber ihre Differenzierungsmuster haben eine bestimmte Art der Partizipation und der sozialen Sicherheit gewährleistet“¹³ - ist entlarvend. Die Durchsetzung einer Mitgestaltung der Lohnabhängigen und ihrer Organisationen bei der Arbeitspolitik und der sozialen Sicherheit ist das Ergebnis von harten sozialen Auseinandersetzungen gewesen. Es ging und geht nicht um die Verteidigung der Massenproduktion mit all ihren Schattenseiten oder um eine patriarchalisch geprägte soziale Sicherheit, sondern es geht um die Würde des einzelnen in der Produktion, in der Gesellschaft, wie um Partizipation am erarbeiteten Wohlstand wie soziale Sicherheit für alle.

Auch im Thesenentwurf der Mehrheit der PDS-Programmkommission findet sich die Hochachtung vor dem goldenen Zeitalter der Kapitalakkumulation: „Auf der Grundlage vorwiegend kapitalistischer Eigentumsverhältnisse setzte sich das Prinzip einer sozial relativierten, jedoch kapitalistisch bestimmten Marktwirtschaft durch. Damit war - ungeachtet fortbestehender und sich vertiefender Gegensätze - ein hohes Niveau des Volkswohls verbunden. Für breite Schichten der Bevölkerung eröffneten sich Chancen für Bildung und sozialen Aufstieg.“¹⁴ Die Herausbildung des Zivilisations-

¹³ Ebd., S. 823.

¹⁴ Pressedienst, a.a.O., S. 7.

niveaus unter Bedingungen beschleunigter Kapitalakkumulation darf zwar nicht gering geschätzt werden; aber es gab selbst in der Schlussphase des „golden age“ (1947-73) breite Kritik an Chancenungleichheit im Bereich von Bildung, Gesundheit, Altersrenten etc. Seither wird die Existenz von sozialer Ungleichheit wieder mehr und mehr als Stimulus von gesellschaftlichem Wohlstand gefeiert.

Auch die modernen Sozialisten lehnen die Konzeption der neoliberalen Deregulierung ab; nicht Abbau der Bindungen der Wirtschaft an kulturelle, soziale, ethische und lebensweltliche Normen sei das Gebot der Stunde, sondern die Veränderung dieser Bindungen. Es ging und geht aber nicht um Bindungen an Normen, sondern um Einschränkung der Verfügungsgewalt und der Eigentümerrrechte. Wir sind hier beim Kern der Debatte: Kann man durch Veränderung des politischen und kulturellen Umfeldes der Eigendynamik der Kapitalakkumulation eine „soziale Relativierung“ des Profit-Prinzips schaffen, oder müssen wir entgegen dem Zeitgeist auf einer sozialen Kontrolle und Steuerung der Kapitalakkumulation beharren, um dem Terror der modernen Ökonomie und der Unterwerfung aller Lebensbereiche unter die Kapitallogik zu entgehen. Stellt sich einerseits die Frage nach den Inhalten einer Veränderung der Umfeldes der Kapitalakkumulation, muss andererseits die Frage nach dem demokratischen oder zivilgesellschaftlichen Charakter der Wirtschaftssteuerung beantwortet werden.

Nicht nur von gewichtigen politisch-ideologischen Strömungen in anderen linken Parteien wird bestritten, dass es unter den Bedingungen eines globalisierten Kapitalismus noch eine erfolgreiche Politik der Wirtschaftssteuerung und des sozialen Ausgleichs durch Expansion der gesellschaftlichen Nachfrage (privatem und öffentlichem Verbrauch) geben kann. Die Argumentation von einer Entfesselung der Kapitalmächte lässt jedoch unbestimmt, durch welche Faktoren eine begrenzte, aber für die Arbeits- und Lebensverhältnisse großer Bevölkerungsteile wesentliche Zivilisierung oder Zähmung der Kapitalakkumulation in den ersten Nachkriegsjahrzehnten erreicht werden konnte. Einerseits ist der Einschätzung zuzustimmen: „Seit Mitte der siebziger Jahre und verstärkt in den neunziger Jahren hat sich die Situation in der modernen kapitalistischen Gesellschaft einschneidend verändert.“ Andererseits bleibt offen, was zum Ende des starken Wirtschaftswachstums, der Vollbeschäftigung, des sozialen Ausgleichs und zur Zerstörung des Wohlfahrtsstaates in Westeuropa geführt hat. Die Konzeption der „sozialen Marktwirtschaft“ war einst das stolze Markenzeichen der christdemokratischen, bürgerlichen Parteien in der Bundesrepublik, neuerdings wollen sie Sozialdemokraten zum zentralen Programmpunkt erheben. Eine linkssozialistische Partei muß in der Frage der Wirtschaftssteuerung und der gesellschaftlichen Regulierung von Kapitalakkumulation, Einkommensverteilung, ökologischer Nachhaltigkeit und Arbeits- und Lebensbedingungen realisierbare Konzeptionen vorlegen.

4.

Die Vertreter der Minderheitenposition in der PDS plädieren für ein anderes Herangehen: „Die gegenwärtige weltweite Offensive des Kapitals unter neoliberalem Vorzeichen verstärkt die Gefahr des Rückfalls in die Barbarei, bevor eine sozialistische Alternative in greifbare Nähe rückt. Wenn wir also auch nicht wissen, ob die sich zuspitzenden Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft rechtzeitig Kräfte hervorbringen, die eine neue sozialistische Gesellschaft schaffen, wann und auf welchem Wege dies geschieht, so bleibt das Wachhalten der Vorstellung einer möglichen und notwendigen Alternative Voraussetzung jeglichen konsequenten antikapitalistischen Kampfes und der Ausarbeitung von Reformalternativen, die diesen Weg vorbereiten.“

Diese These von der Propagierung der Grundcharakteristika einer neuen Gesellschaft ist in mehrfacher Weise problematisch:

- Bis zur Dogmatisierung und Verflachung der marxistischen Kapitalismusanalyse galt: „Reform des Bewusstseins nicht durch Dogmen, sondern Analysierung des mystischen, sich selbst unklaren Bewusstseins, trete es nun religiös oder politisch auf. Es wird sich dann zeigen, dass die Welt längst den Traum von einer Sache besitzt, von der sie nur das Bewusstsein besitzen muß, um sie wirklich zu besitzen.“ Walter Benjamin präziserte angesichts der Deformation der Alternative zu einer Diktatur über die Menschen und ihrer literarisch-ideologischen Verklärung: die Förderung der Erkennbarkeit im Augenblick des Erwachens. Die These vom Wachhalten des Sozialismus in einer Zeit der Bedrohung ist eine nicht zeit- und problemadäquate Vorstellung.

- Wer die Bewertung mit Verweis auf aktuelle Meinungsumfragen zurückweist, dass die Idee des Sozialismus nachhaltig diskreditiert sei, nimmt weder die historischen Erfahrungen noch die gegenwärtigen Formen des Alltagsbewusstseins ernst. Die Grundcharakteristika der antikapitalistischen Gesellschaftsformation werden in Absetzung von Profit und Kapitalverwertung als Verwirklichung von gemeinschaftlichen (nicht gesellschaftlichen) Interessen bestimmt, bei der freilich alle Aussagen über Arbeit und Verteilung, Wirtschaftssteuerung, Lebens- und Geschlechterverhältnisse fehlen.

- Wenn man davon ausgeht, „dass sich bisher alle Regulierungs- und Kontroll-Versuche ... von Weltmarkt, Konzern ... als unwirksam erweisen haben“, dann ist dies zum einen historisch falsch und zum andern könnte es angesichts dieser Prämisse auch kein Eintreten für eine Reformpolitik oder eine Reformalternative zum 'globalisierten' Kapitalismus geben.

- Die These von der gegenwärtigen Offensive des Kapitals unter neoliberalem Vorzeichen wird nicht erläutert. In den Thesen der Mehrheit wird dagegen registriert, dass mehrheitlich Stimmungen gegen den neoliberalen Kurs in seiner krassen Form in vielen Ländern Westeuropas zu veränderten politisch-ideologischen Verhältnissen geführt haben. Die Auseinandersetzung mit der politischen Philosophie der neuen Sozialdemokratie wird ausschließlich auf die Schaffung eines Niedriglohnssektors konzentriert. Ohne kritische Verar-

beitung der Grundpositionen anderer linker Parteien bleibt eine linkssozialistische Programmatik profillos.

5.

Eine linkssozialistische Partei fühlt sich der Aufgabe verpflichtet, „für die Benachteiligten der kapitalistischen Entwicklung besonders einzustehen. Eines der wesentlichen Motive ihres politischen Denkens und Handelns ist es, die Lage und die Interessen jener sozialen Gruppen und Klassen zur Geltung zu bringen, die von der kapitalistischen Wirtschaftsweise hervorgebracht, benutzt und zugleich aus der Gesellschaft sozial wie politisch ausgestoßen wurden.“

Gerade weil die politische Philosophie der „neuen Sozialdemokratie“ auch darauf ausgerichtet ist, in die wachsende soziale Spaltung sozialverträglich zu intervenieren, müsste dieser Zusammenhang weiter präzisiert werden. Soziale Gerechtigkeit zielt darauf, den von der wirtschaftlichen Entwicklung Ausgegrenzten eine sinnvolle Integrationsperspektive zu geben; aber auch jene, die von Arbeitsplatz und Realeinkommensverlusten bedroht sind, sollen vor sozialem Abstieg und Verunsicherung bewahrt werden; schließlich haben selbst jene Lohnabhängigen der expandierenden Zukunftssektoren ein Interesse an regulierten Arbeits- und Sozialverhältnissen sowie einer Aufhebung der sozialen Spaltung.

Nach dem Wohlfahrtssurvey von 1998 verfügen 22 Prozent der Familien über weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Monatseinkommens. Knapp 13 Prozent der privaten Haushalte gelten als relativ arm. Vor allem ein Drittel der alleinerziehenden Frauen ist von dieser Situation betroffen. Mehr als ein Drittel der Bundesdeutschen kann sich keine zusätzliche private Kranken- oder Altersversicherung leisten. Mit einer Politik der Rückführung der Staatsquote, des Umbaus des Sozialstaates, der Verschlinkung des öffentlichen Sektors, der Entwicklung eines Niedriglohnsektors und des Übergangs zur stärkeren Eigenbeteiligung bei der sozialen Sicherheit wird die soziale Spaltung und Ausgrenzung vertieft und verfestigt.

Wie kann man eine Trendwende dieser Entwicklung erreichen? Entgegen der populären Behauptung erreicht man durch Lohnzurückhaltung, Kürzungen bei Sozialtransfers und öffentlichen Investitionen nur weitere Exportsteigerungen, aber keine Verminderung der Arbeitslosigkeit und der sozialen Spaltung. In den neunziger Jahren blieben sowohl die Arbeitseinkommen hinter der Produktivitätsentwicklung als auch die Altersrenten hinter der Preissteigerungsrate zurück. Diese Sparpolitik beschädigt die gesamtgesellschaftliche Nachfrage und vergrößert die ökonomische Labilität. In der BRD ist allein in den neunziger Jahren die Exportquote, d.h. der Anteil des Exports am Bruttoinlandsprodukt, von 22,8 auf 29,1 Prozent gesteigert worden. Die Unternehmen sind also durchaus in der Lage, ihre Marktanteile auszuweiten; aber auch eine solch starke Exportleistung reicht nicht aus, für alle BürgerInnen Erwerbsarbeitsplätze anzubieten. Während der private Verbrauch in den USA im Ver-

lauf der neunziger Jahre um mehr als 30 Prozent und in Großbritannien um 25 Prozent gestiegen ist, konstatieren wir in Deutschland lediglich 13 Prozent.

Jede Reformalternative muss bei dieser Diskrepanz zwischen Produktionswachstum und Expansion der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage ansetzen. Unter einer Regelung der Priorität für nachhaltige Produktion kann und muss die gesellschaftliche Produktion angekurbelt werden. Schrittweise Umschichtungen in der Einkommensverteilung, verstärkt durch entsprechende Eingriffe bei den Steuern und Sozialabgaben, können eine expansive Wachstumskonstellation herbeiführen. Durch Arbeitsmarktpolitik, eine abgestimmte Entwicklung von öffentlichem Sektor und dem Ausbau eines Beschäftigungssektors zwischen Markt und Staat kann ein zukunftsorientierter Strukturwandel zu einer sozialkulturellen Dienstleistungsgesellschaft programmiert werden, mit der die Folgen der Produktivitätsentwicklung in der Industrie aufgefangen werden. Mit einer Reform der Steuer- und Förderungskonzeptionen können kleinere und mittlere Unternehmen eine Entwicklungsperspektive erhalten, wobei zugleich die Orientierung am Shareholder Value und der Expansion der Finanzanlagen begrenzt wird. Ohne die Modernisierung des Umlagesystems der gesetzlichen Kranken- und Altersversicherung ist aber die Ausweitung der Kapitalfonds nicht zu bremsen. Selbstverständlich ist innerhalb der EU und der internationalen Organisationen auf eine entsprechende Regulierung der Kapitalverwertung zu drängen, allerdings sind nationalstaatliche Ansätze der gesellschaftlichen Steuerung schwach, aber durchaus praktikabel und unverzichtbar.

6.

„Der ökonomische Kern des Übergangs zu einer neuen Regulationsweise ist die Überwindung der Profitdominanz.“¹⁵ Die modernen Sozialisten drängen vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen darauf, dass die Kapitalverwertungsökonomie in ein neues kulturelles Umfeld eingebettet wird, aber in ihrer Autonomie erhalten bleibt. Für die Konzeption eines modernen Sozialismus proklamiert Land als essentiell: „Moderne Gesellschaften haben Gestaltungsmacht über ihre verselbständigten Ökonomien, nicht weil und wenn sie deren Autonomie aufzuheben versuchen, sondern indem sie die politischen und kulturellen Umgebungen dieser Ökonomien verändern, die sich auf die internen Selektionsprozesse wirtschaftlicher Entwicklung auswirken.“¹⁶ In die nicht sonderlich konkretere Sprache eines Parteiprogramms umgesetzt, heißt dies: „Die Dominanz des auf den Märkten bestimmenden Entscheidungsmaßstabs des Profits vor allem der großen Kapitale muss gebrochen und durch die Einordnung des unternehmerischen Gewinninteresses in soziale und ökologische Entwicklungskriterien abgelöst werden.“¹⁷

¹⁵ Ebd., S. 20.

¹⁶ Land, a.a.O., S. 818.

¹⁷ Pressedienst, a.a.O., S. 20.

Hier bekommt der moderne Sozialist ein Problem, und zwar durch das weit verbreitete Empfinden sozialer Ausgrenzung, aus dem heutzutage Kultur - im weitesten Sinne - entspringt. Die Empfindung sozialer Ausgrenzung ist zwar ideologisch, hat aber einen materiellen Kern, nämlich den ökonomisch und sozial fragmentierten Charakter unserer Gesellschaft. Dies greift bis in unsere alltägliche Lebensführung aus. Der tiefstgreifende Kulturwandel war und ist die Veränderung in den Beziehungen der Geschlechter, die durch den Eintritt vieler (West-) Frauen in das Arbeitskräftepotential und durch die Widerständigkeit vieler (Ost-) Frauen gegen ihre Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt zustande kommt. Soll diese fundamentale Verschiebung emanzipativ verstetigt werden, erfordert dies eine weiterreichende Reorganisation der gesellschaftlichen Reichtumsproduktion, die ohne eine Neuverteilung von Kapital- und Investitionsströmen zwischen den Sektoren und Branchen der Wirtschaft nicht abgehen wird.

Kritiker der oben genannten nicht sonderlich konkreten Konzeption vom Bruch der Profitdominanz und von der Durchsetzung neuer Entwicklungskriterien werden in die große Schublade „Enteignung oder Expropriation“ gesperrt. Zunächst wird hier die bekannte, daher nicht minder erfolgreiche Stigmatisierung einer sozialistischen Linken mit dem Etikett des „Unmodernen“, des „Traditionalisten“, des „Enteigners“ wiederholt, was wir aus der Debatte zwischen New und Old Labour kennen. Die Programmdebatte der PDS und das Blair-Schröder-Papier haben also eine Gemeinsamkeit: „In diesem Sinne wirkt die Bezeichnung ... 'modern' auch als innerparteilicher Kampfbegriff, der eine faire Debatte erschwert. Sicher ist es legitim, in der auf größtmögliche Außenwirkung bedachten politischen Auseinandersetzung die eigene Position mit einem Etikett zu kennzeichnen, das positiv ausstrahlt. Das Wörtchen ‚modern‘ erfüllt diese Funktion um so besser, als es die Kritiker des so Bezeichneten auch noch in negatives Licht rückt. Wer die Moderne ablehnt, der muss doch wohl unmodern sein, gestrig, von der Zeit überholt - ein ‚Betonkopf‘.“¹⁸ Im gewerkschaftlichen Kontext ist damit ein Dinosaurier ausgemacht, im sozialistischen Zusammenhang sind die Enteigner letztlich als „potentielle Stalinisten“ zu klassifizieren.

Zum anderen ist die Gegenüberstellung von kultureller Einbettung des Profits oder Enteignung falsch. Durch die Kapitalmobilität und die neuen Größenordnungen der Zentralisation von bestehenden Kapitalen wird nicht die Profitdominanz zum Hebel der Verschiebung aller Macht- und Verhältnisse, sondern der Übergang zur Herrschaft der Vermögensbesitzer (Shareholder) über die Realakkumulation und die Verteilungsfrage. Wir konstatieren

- einen Umbau der Unternehmensnetze, die Steigerung der Eigenkapitalrendite auf 15-20 Prozent, die Unterhöhung der ‚Mitbestimmung‘, eine Verschiebung in der primären Einkommensverteilung von Arbeits- und Kapitaleinkommen.

¹⁸ R. Klimmt, Zur Debatte um das Blair-Schröder-Papier, in: Junge Welt Nr. 175, 1999.

- Wenn ein Teil der Unternehmen - die AGs -, die rund die Hälfte des Bruttoinlandsprodukts erzeugen, ihre Eigenkapitalrendite massiv erhöhen und gleichzeitig die Massenkaufkraft zurückgeht, dann ist die Pleitewelle von knapp 30.000 Unternehmen nur ein anderer Ausdruck für die Verschiebung der Macht- und Verhältnisse. Mit der plakativen Forderung der Enteignung oder Verstaatlichung wäre in der Tat keine praktikable Struktur der Regulation außer der Kommandowirtschaft benannt. Gefordert ist vielmehr ein Bündel von Steuerungselementen:

- Fusionskontrolle; Rückbindung der Herrschaft der Finanzmärkte durch Kapitalverkehrskontrollen, Ausbau der internationalen Finanzorganisationen in Richtung einer Zentralbank, Wechselkurszielzonen, Beendigung des Steuersenkungs- und Lohnsenkungswettlaufes, nachhaltige Entwicklungspolitik;
- stärkere Besteuerung von Großunternehmen und von allen Formen der Vermögensanlage; Verbreiterung der Basis der Sozialversicherung, Ausbau von deren Leistungen, keine Förderung von kapitalgedeckten Versicherungsfonds;
- Stärkung der Massenkaufkraft und Binnenkonjunktur;
- Ausbau der Arbeitsförderung, Entwicklung des Dritten Sektors durch öffentliche Beschäftigung, Reform des Unternehmensrechts, Stärkung der Mitbestimmung und Förderung von nichtkapitalistischen Unternehmensformen; Fördermittel für kleinere und mittlere Unternehmen.

Das Erfolgsgeheimnis des fordistischen Akkumulationsmodells war ein sich wechselseitig verstärkender Zusammenhang von Produktivitätsentwicklung, Massenproduktion, Massenkonsumtion, Ausbau der sozialen Sicherheit und öffentlichen Dienstleistungen (Bildung, Gesundheit, Infrastruktur). Nur durch die neue Qualität von Verhältnissen kann der krisenhafte Deregulierungs- und Privatisierungszirkel aufgebrochen werden.

7.

Die Deregulierungspolitik und der Übergang zu einem Laissez-faire-Kapitalismus zeigt in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern mehr und mehr Auswirkungen in der politischen Kultur und der demokratischen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Es ist seit langem bekannt, dass die Wahlbeteiligung und damit der politische Einfluß im Wettbewerb um WählerInnenstimmen mit steigendem Bildungsgrad, beruflichem Status und Qualifikation sowie wachsendem Einkommensniveau zunimmt. Mehr und mehr geht in das strategische Kalkül der Parteien ein, dass das untere soziale Drittel der Gesellschaft als Nichtwählerpotential zu behandeln ist. Dies bedeutet, dass Umverteilungsmaßnahmen zugunsten gebildeter und ökonomisch gutsituierter BürgerInnen im politischen Wettbewerb weitaus größere Realisierungschancen haben. Wegen dieses Konstruktionsmangels der politischen Gesellschaft werden den Parteien, die den Wettbewerb organisieren und die Selbstverwaltung der Gesellschaft bewerkstelligen, erhebliche Mittel zuge-

standen, um ihre für die Demokratie lebenswichtigen Aufgaben erfüllen zu können. Diese gewollte Unabhängigkeit gegenüber dem eigentlichen Souverän, den gesellschaftlichen Mittelklassen, wird durch das Monopol der Besetzung der politischen Ämter und der damit vielfach eröffneten Möglichkeit, einer überdurchschnittlichen Partizipation am gesellschaftlichen Reichtum, verstärkt.

Eine neue Qualität von Zivilgesellschaft, die auf der Sicherung einer eigenständigen ökonomischen Existenz der BürgerInnen basiert, muss Maßnahmen gegen diese Verselbständigung der politischen Klasse treffen. Dies betrifft sowohl die Bereitstellung von Informationen (Mindestangebot durch öffentlich-rechtliche Medien), die Orientierung bei der Bezahlung von öffentlichen Funktionen an den durchschnittlichen Arbeitseinkommen und die zeitliche Beschränkung bei der Ausübung von öffentlichen Funktionen und politischen Mandaten. Die selbstkritische Einstellung zur Tendenz des Abhebens der politischen Klasse ist eine wesentliche Voraussetzung für eine Demokratisierung der Demokratie.

8.

Die ökonomische und soziale Zerrüttung in vielen Teilen der Welt ist die Kehrseite der Stabilität der hochentwickelten kapitalistischen Länder. Gegen religiös oder ethnisch motivierte Bürgerkriege, terroristische Aktionen und Raubzüge werden dann 'humanitäre' Interventionen in Gang gesetzt, wenn sie für die Interessen der reichen Staaten bedrohlich erscheinen. Mehr als je zuvor ist die Bekämpfung der Unterentwicklung eine wesentliche Bedingung für eine 'neue Weltordnung' und eine Zivilisierung des kapitalistischen Weltsystems. Unter den gegenwärtigen Bedingungen ist es eine vorrangige Aufgabe, gegen das sogenannte Gewaltmonopol der militärischen Organisationen der hochentwickelten kapitalistischen Metropolen und für eine Stärkung der internationalen Organisationen einzutreten. Die sogenannten „humanitären Interventionen“ zur Sicherung der Menschenrechte sind in der Regel völlige Fehlschläge, weil sie bestenfalls bei der Pazifizierung mit militärischen Mitteln stehen bleiben, aber keine Grundlage für eine neue Qualität der ökonomisch-zivilgesellschaftlichen Entwicklung schaffen.

9.

Neoliberalismus und moderne Sozialdemokratie sind „zwei Wege der Regierbarkeit des Existierenden“ (Trentin). Wer eine wirkliche Transformation der gegenwärtigen Gesellschaft will, muß dazu nicht nur in Konkurrenz treten, sondern zugleich auch schon dem Streben nach Regierung Legitimation verleihen. Dies wird nur gelingen, wenn das Projekt der Veränderung transparent und glaubwürdig gemacht werden kann.

Lothar Peter

Korporativismus des Universellen?

Das Thema der Intellektuellen in der soziologischen Theorie von Pierre Bourdieu*

1. Repolitisierung der Intellektuellen

Was ein Intellektueller ist oder was er sein sollte, ist in Frankreich noch immer ein umkämpftes Thema. Daran hat auch die Prophezeiung des Endes des Intellektuellen, das die Verfechter der „Nouvelle Philosophie“ und des postmodernen Denkens verkündeten, nichts geändert. Im Gegenteil: der gesellschaftlichen Entwicklung Frankreichs korrespondierte während der letzten Jahre ein Prozeß der Repolitisierung der Intellektuellen. Er wurde vor allem durch die Massenproteste, durch die „grande colère“ (große Wut) um die Jahreswende 1995/96 vorangetrieben, als Millionen von Franzosen und Französinen der rigorosen Demontage des Sozialstaats durch die Regierung Juppé Widerstand entgegensetzten. Diese Protestbewegung war mehr als einer der in Frankreich üblichen, teilweise ritualisierten Arbeits- und Sozialkonflikte. Sie war der Ausdruck einer seit langem unter der Oberfläche des politischen Alltags schwelenden allgemeinen Krise, einer „Entstrukturierung“ (destructuration) der gesellschaftlichen Beziehungen. Das spiegelt sich nicht nur in hoher Arbeitslosigkeit und dem Verfall materieller Standards wider, sondern entläßt sich auch in weit ausgreifenden Erscheinungen sozialer Anomie, wie die fast schon periodischen Ausbrüche gewalttätiger Rebellionen in Großstädten wie Lyon und Strassbourg zeigen. Diese und andere Krisensymptome (so etwa das dramatische Ungleichgewicht zwischen urbanen Ballungsräumen und verödeten ländlicher Regionen) verweisen auf Verwerfungen, die die gesamte gesellschaftliche Struktur zu erfassen beginnen. Sie machen vor der kulturellen Sphäre und ihren ausgeprägten nationalen Traditionen nicht halt. Frankreich sieht sich einer gewaltigen Flut kultureller MacDonaldisierung ausgesetzt. Die wechselseitige Verstärkung sozialökonomischer und kultureller Krisentendenzen kennzeichnen einen Problemhintergrund, ohne den die Repolitisierung der französischen Intellektuellen und namentlich die öffentlichen Interventionen von Pierre Bourdieu kaum hinlänglich erklärbar wären. Bekanntlich hat sich Bourdieu direkt in die Sozialbewegung des Winters 1995/96 eingemischt. Besonders seit diesem Zeitpunkt ist er mit scharfen Angriffen gegen den Neoliberalismus, die mediale Bewußtseinsindustrie und die Ausgrenzung sozialer Minderheiten in

* Dem Text liegt ein Gastvortrag am Fachbereich 03: Gesellschaftswissenschaften der Universität Marburg vom 26.1.2000 zugrunde.

Erscheinung getreten. Damit hat er sich, allerdings erst nach jahrelangem Zögern, in die Genealogie des politisch engagierten, herrschaftskritischen Intellektuellen eingeschrieben, die sich von Emile Zola (1840 - 1902) über die Surrealisten, die Sympathisanten der Volksfront (Henri Barbusse, Romain Rolland u.a.) und die Teilnehmer an der *résistance* bis zu der überragenden Rolle Jean-Paul Sartres nach 1945 erstreckt (vgl. Ory/Sirinelli 1992).

Die Woge der Kritik, die Bourdieu in der letzten Zeit entgegengeschlagen ist, auf die er jedoch keineswegs verängstigt reagiert, läßt sich nicht allein mit dem teilweise spektakulären Charakter seines öffentlichen Auftretens erklären. Der tieferliegende Grund für die massive Ablehnung, die zahlreiche Intellektuelle gegenüber Bourdieu zum Ausdruck bringen, besteht in der Tatsache, daß Bourdieu hartnäckig und unbeirrt den Herrschaftscharakter der modernen kapitalistischen und patriarchalischen Gesellschaft zur Sprache bringt und daß er die Verantwortung der Intellektuellen an der Aufrechterhaltung symbolischer Herrschaft zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen macht

2. Korporativismus des Universellen

2.1 Das intellektuelle Feld

Seine normative Auffassung des gesellschaftlichen Auftrags der Intellektuellen beschreibt Bourdieu mit der widersprüchlich, ja paradox erscheinenden Formel des „Korporativismus des Universellen“ (Bourdieu 1991, S. 41 - 45).

Der Begriff des Korporativismus ruft für sich genommen spontan Assoziationen eines nach außen abgeschotteten, strikt reglementierten Gruppeninteresses hervor. Dagegen verweist der Begriff des Universellen auf Entgrenzung, Aufhebung des Partikularen, auf allgemeine Gültigkeit und Wahrheit. Natürlich ist diese scheinbare Paradoxie von Bourdieu gewollt. Sie löst sich auf, wenn man sie als Ergebnis seiner Analyse kultureller und intellektueller Praxis begreift. Worin besteht nun diese Analyse?

Bourdieu geht davon aus, daß sich mit der Entwicklung der modernen kapitalistischen Gesellschaft spezifische Felder kultureller Produktion ausdifferenziert haben, deren relative Autonomie zu einer notwendigen Bedingung weiterer Modernisierung wurde. Exemplarisch dafür ist die Ausdifferenzierung des wissenschaftlichen und des literarischen Feldes. Die Wissenschaft folgt ihrem Code der Wahrheitsproduktion, der intersubjektiven Überprüfbarkeit der Ergebnisse und des methodischen Zweifels, während Literatur und Kunst sich ausschließlich an den immanenten Gesetzen des Ästhetischen, den Anforderungen des Stils und der Gestaltung des Stoffes orientieren, unabhängig von wirtschaftlichen Kalkülen, politischen Opportunitäten oder dem Publikumsgeschmack. Den Prozeß der Autonomisierung kultureller Produktion hat Bourdieu in die „Regeln der Kunst“ ausführlich am Beispiel der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts beschrieben. Bourdieu rekonstruiert die Verselbständigung einer nur sich selbst verpflichteten Litera-

tur- und Kunstauffassung, der er Stilrichtungen wie „l'art pour l'art“, den Parnasse und den Symbolismus und Schriftsteller wie Gustave Flaubert, Charles Baudelaire und Émile Zola oder den Maler Édouard Manet zuordnet. In diesem Prozeß intellektueller Autonomisierung verband sich das Postulat radikaler ästhetischer Unabhängigkeit mit einer rigorosen Lebens- und Arbeitsdisziplin (vgl. Bourdieu 1999, S. 184).

Aus der historischen Konstellation der „Erfindung der reinen Ästhetik“ (ebd.) ging nach Bourdieu die Entstehung des „großen berufsmäßigen Künstlers“ hervor. Er wurde zum Protagonisten einer Entwicklung, die mit Émile Zola im Typus des modernen, politisch engagierten Intellektuellen gipfelte. Die Eigenständigkeit der literarischen Produktion korrespondierte mit einer normativen Entkoppelung von Literatur und Politik. Sie steigerte sich nach 1848 bis zum feindlichen Gegensatz. Dazu schreibt Bourdieu: „Unter den Faktoren, die die Schriftsteller wieder auf eine verstärkte Autonomie gegenüber den Anforderungen und Ansprüchen von außen drängen lassen, hat die Feindseligkeit gegenüber der Politik und gegenüber denjenigen, die wieder politische Einsätze ins Feld einführen wollen, wie die Verfechter der gesellschaftlich engagierten Kunst, sicher eine entscheidende Rolle gespielt. Kraft einer sonderbaren Umkehrung, indem sie sich auf die spezifische Autorität stützen, die von den reinen Schriftstellern und Künstlern gegen die Politik erobert worden war, wird es mithin Zola und den aus der Entwicklung des Hochschulwesens hervorgegangenen Wissenschaftlern gelingen, mit der politischen Gleichgültigkeit ihrer Vorgänger zu brechen und anläßlich der Dreyfus-Affäre in das politische Feld selbst einzugreifen, mit Waffen freilich, die keine politischen sind.“ (ebd., S. 213). Nach Auffassung Bourdieus sind Zolas Kampf um literarische Autonomie zum einen und seine politische Intervention mit dem „J'accuse“ in der Dreyfus-Affäre zum anderen nur scheinbar ein Widerspruch; denn erst die literarische Autonomie und damit die Etablierung der Literatur als eigenständiges Feld innerhalb der Gesellschaft schuf die Voraussetzung für jene intellektuelle Autorität, die die Unabhängigkeit des politischen Urteils gewährleistete. Indem Zola als Schriftsteller Prestige erwarb, konnte er sein professionelles Ethos, das weder durch wirtschaftliche noch politische Machtinteressen deformiert war, in die politische Öffentlichkeit einbringen: „Ist diese Autonomie erreicht, und zwar für alle gemeinsam, so kann jemand, der in der Gelehrtenrepublik über Autorität verfügt, im Bereich der Politik intervenieren, ... mit einer intellektuellen Autorität, die der Intellektuelle zum Teil gerade der Tatsache verdankt, daß er nicht Politik treibt, sondern 'interessenlos' ist, 'rein' Gegensatz ist, daß er transzendente Werte hat etc. Er wird zum Anwalt des Allgemeinen.“ (Bourdieu, 1989, S. 22)

2.2 Korporativismus

Wenn Bourdieu von der Autonomie der Felder kultureller Produktion spricht, dann meint er sowohl die das jeweilige Feld prägenden Standards, professio-

nellen Normen und symbolischen Codes als auch jene spezifische „Interessenlosigkeit“ der kulturellen Produzenten gegenüber den ihnen fremden äußeren Steuerungsmedien wie Macht, Geld oder Prestige. Diese Interessenlosigkeit unterscheidet die Akteure in Wissenschaft, Literatur, den bildenden Künsten und in der Musik idealtypisch von den utilitaristischen, zweckrationalen und vorteilsfixierten Handlungsmotiven anderer sozialer Akteure. Sie konstituiert die Grundlage eines intellektuellen Habitus, den Bourdieu als „Korporativismus“ bezeichnet. Zu Intellektuellen im politischen Sinne des Wortes werden Kulturproduzenten nämlich erst, wenn sie, gestützt auf das professionelle Ethos ihres Feldes, Wahrheit, Vorurteilslosigkeit, Kritikfähigkeit und Souveränität des ästhetischen Urteils auch außerhalb der Sphäre kultureller Produktion geltend machen und als Maßstab des Politischen zu verankern suchen. Damit wird für Bourdieu der Begriff des Universellen an den des Korporativismus angeschlossen; denn „universell“ bedeutet in diesem Zusammenhang, daß die in die kulturelle Produktion eingelassenen Werte für alle gesellschaftlichen Bereiche verallgemeinerbar sind. Ihre Relevanz nimmt in dem Maße zu, wie der Druck partikulärer Interessen und die Imperative der politischen Macht und des Marktes die Möglichkeiten einer deontologischen, demokratischen und solidarischen Gestaltung der „*cité*“, des Gemeinwesens, zu zerstören drohen. In diesem Sinne bilden Korporativismus und Universalismus nicht nur nicht eine Antinomie, sondern sie sind vielmehr identisch. Man fühlt sich bei Bourdieus Korporativismus-Verständnis an Durkheim erinnert, der dem beruflichen Korporatismus in seiner Analyse der modernen Gesellschaft eine Schlüsselbedeutung sozialer Integration zugewiesen hatte (Durkheim 1988). Im Unterschied zu Durkheim, der vom beruflichen Korporatismus als Element der „organischen Solidarität“ (nämlich der Einheit von individueller Spezialisierung und gesamtgesellschaftlicher Rationalität) ausging, sieht Bourdieu jedoch im „Korporativismus des Universellen“ eine Kampfposition der Intellektuellen. Sie entsteht aus den antagonistischen Logiken des kulturellen Feldes einerseits und der politischen, ökonomischen, bürokratischen und technologischen Felder andererseits. Aus dem Spannungsverhältnis zwischen diesen Feldern leitet Bourdieu eine Doppelfunktion der Intellektuellen als Kulturproduzenten und als politisch handelnde Akteure ab: „Der Intellektuelle ist ein bidimensionales Wesen. Um den Namen Intellektueller zu verdienen, muß ein Kulturproduzent zwei Voraussetzungen erfüllen: zum einen muß er einer intellektuell autonomen, d.h. von religiösen, politischen, ökonomischen usw. Mchten unabhängigen Welt (einem Feld) angehören und deren besondere Gesetze respektieren; zum anderen muß er in eine politische Aktion, die in jedem Fall außerhalb des intellektuellen Feldes in engerem Sinn stattfindet, seine spezifische Kompetenz und Autorität einbringen, die er innerhalb des intellektuellen Feldes erworben hat.“ (Bourdieu 1991, S. 42)

2.3 Universalismus

Verweist der Begriff des Korporativismus, wenn auch unausgesprochen, auf Durkheim, so läuft in Bourdieus Verständnis des Universellen ein Gedanke mit, der Assoziationen an einen anderen prominenten Autor auslöst. Bourdieu erwähnt ihn nicht, obwohl dieser Autor genau so radikal wie Bourdieu die Intellektuellen mit der Forderung des bedingungslosen Bruchs mit den Interessen, Leidenschaften und Ambitionen der profanen Welt der Gesellschaft konfrontierte. Ich denke an Julien Benda (1867-1956) und seine berühmte Schrift *ber den „Verrat der Intellektuellen“* 1927 (Benda 1983). Benda entwickelte hier die Idee eines normativen Dualismus von ideologischen Interessen und geistigem Universalismus. Vor allem gegen die reaktionären Ideen rechter Intellektueller wie Maurice Barrs, Charles Maurras, Robert Brassillach und Louis-Ferdinand Céline, aber auch gegen Georges Sorel, Edouard Le Roy, Paul Claudel und Henri Bergson gerichtet, postulierte Benda eine Ethik, die auf der totalen Absage an die „Passionen der Laienwelt“ und auf den ewig gültigen interessenfreien und rationalen Werten „abstrakter“ Wahrheit, Gerechtigkeit und Vernunft beruhte (vgl. Benda 1983, S. 75). Während Benda auf einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der Interessengebundenheit des Politischen und der Interessenlosigkeit der Intellektuellen beharrte, versucht Bourdieu diesen Dualismus zu überwinden, indem er das Universelle zum Maßstab des politischen Handelns erhebt. Das scheint ihm umso dringender zu sein, je weiter der Prozeß der Monetarisierung und politischen Instrumentalisierung des intellektuellen Feldes voranschreitet und damit eine gegenüber der Periode vor dem Zweiten Weltkrieg vollständig veränderte Situation schafft. Dieser Prozeß beschränkt sich aber nicht darauf, daß ökonomische Macht und politische Ziele die Felder kultureller Produktion von außen bedrohen. Er besteht auch darin, daß die Kulturproduzenten zunehmend selbst beginnen, die heteronomen Prinzipien des Marktes und der politischen Macht zu verinnerlichen, um so eine Strategie des „trojanischen Pferdes“ zu betreiben und die Unabhängigkeit des kulturellen Feldes von innen her zu untergraben. „Fast reading“ und „fast writing“ (Pierre Bourdieu) sind typische aktuelle Verhaltensmuster jener MacDonaldisierung der Kultur, die in den symbolischen Techniken der Massenmedien ihre extremsten Formen angenommen hat.

Am Beispiel der Berufsmentalitt und Handlungsrou­tinen von Fernsehjournalisten analysiert Bourdieu, wie unter dem Diktat von Einschaltquoten das Fernsehen zu einem Feld symbolischer Herrschaft umfunktioniert wird, das die manipulativen Auswirkungen aller anderen Medien in den Schatten stellt. Mit dem Fernsehen steht ein „Monopol über die Instrumente zur Verbreitung und Herstellung von Informationen auf nationaler Ebene“ (Bourdieu 1998a, S. 65) zur Verfügung, um dem Publikum zeitlich und räumlich unbeschränkt die Totalität der „legitimen Weltsicht“, also der herrschenden moralischen und kulturellen Stereotype aufntigen zu können. Damit aber unterwerfen sich die Fernsehjournalisten denselben Machtspielen und Konkur-

renzstrategien, die im Bereich des Marktes, der formellen Lohnarbeit, der Politik, des Sports usw. dominieren: „Das Feld des Journalismus hat seine Besonderheit: Es ist viel stärker von externen Kräften abhängig als alle anderen Felder der Kulturproduktion, das Feld der Mathematik, das der Literatur, der Rechtssprechung, der Naturwissenschaften usw. Es hängt ganz unmittelbar von der Nachfrage ab, es unterliegt der Sanktion durch den Markt, durch das Plebiszit vielleicht mehr noch als das politische Feld.“ (Ebd., S. 75)

Mit seiner Kritik am Fernsehjournalismus antizipiert Bourdieu Risiken, denen die kulturelle Produktion zukünftig in ihrer Gesamtheit ausgesetzt sein wird. Deshalb muß der Kampf der Kulturproduzenten, durch den sie mit den Worten von Bourdieu zu „militants de la raison“, zu „Aktivisten der Vernunft“ (Bourdieu 1992, S.48), also zu Intellektuellen im eigentlichen, normativen Sinn werden, mit dem Kampf um die eigenen Produktionsbedingungen beginnen; denn nur wer auf seinem Feld den dort gültigen Kriterien stand hält und über professionelle Autorität verfügt, besitzt auch die Legitimation, in die Arena der politischen Kämpfe und Gegensätze einzutreten, um dort die der kulturellen Produktion eingeschriebenen universalistischen Werte zu vertreten. Das politische Engagement der Intellektuellen rechtfertigt sich nicht durch ideologische Optionen, sondern dadurch, daß „die Verteidigung des Universellen über die Verteidigung des Korporativismus läuft“ (Bourdieu 1991, S. 50). Nur auf diesem Wege können die Intellektuellen, wie Bourdieu unter Anspielung auf die berühmte Formulierung Edmund Husserls in „Krisis der europäischen Wissenschaften“ sagt, zu „Funktionären der Menschheit“ werden (ebd., S.64).

3. Das Intellektuellenkonzept Bourdieus im Vergleich mit Jean-Paul Sartre und Michel Foucault

3.1 Jean-Paul Sartre

Obwohl sich Bourdieu zum Typus des politisch engagierten Intellektuellen bekennt, grenzt er sich von Sartre, der seinerseits ja als die reinste Verkörperung dieses Typus gilt, ausdrücklich ab. Nichtsdestoweniger gibt es einige auffällige Parallelen zwischen ihnen. Wie Sartre als Schriftsteller, Philosoph und Essayist genießt Bourdieu international eine glänzende Reputation als Sozialwissenschaftler und Professor am Collège de France, dem Olymp akademischer Würden in Frankreich. Wie Sartre besuchte Bourdieu die Elite-Hochschule „École Normale Supérieure“ (ENS) und wie jener wahrte er stets Distanz zu einflußreichen Ideologien, politischen Lagern und Bewegungen. In einem wissenssoziologisch orientierten Beitrag hat sich Bourdieu Anfang der achtziger Jahre ausführlicher mit Sartres Ausnahmestellung auseinandergesetzt (Bourdieu 1981). Dort beschrieb er Sartre als eine Persönlichkeit, deren Attraktivität sich einer ungewöhnlichen Koinzidenz historischer Umstände und individueller Lebensgeschichte verdanke. Es sei Sartre wie keinem anderen zeitgenössischen Intellektuellen gelungen, in seiner Person un-

terschiedliche Varianten intellektuellen Kapitals, nämlich das des Philosophen, Essayisten, Romanciers und Dramatikers, mit den Privilegien seiner Biographie zu verschmelzen. Das habe ihn von früher Kindheit für den Status einer „Aristokratie der Intelligenz“ geradezu prädestiniert. Die exklusive persönliche Ausgangssituation habe es Sartre ermöglicht, sich mit dem Mythos der Einzigart zu umgeben und als autonomer, von den kollektiven ideologischen und politischen Kräften (nämlich von der katholischen Kirche, dem Gaullismus und der kommunistischen Bewegung) abhebender Intellektueller zu inszenieren. Die Singularität der biographischen Umstände konnte so den effektvollen Hintergrund für die ontologisierende Formel des „Für-sich-seins“ des „totalen Intellektuellen“ bilden.

Wenn Bourdieu auch zutreffend wichtige Aspekte des außergewöhnlichen Charismas Sartres benennt, so greift seine wissenssoziologische Interpretation doch zu kurz. Sartres Einfluß läßt sich nicht auf eine erfolgreiche Selbstinszenierung reduzieren, auch wenn er dieses Mittel mit großem Talent zu handhaben verstand. Seine Anziehungskraft kann nur adäquat begriffen werden, wenn man sie auch auf die philosophischen und literarischen Inhalte seines Werks bezieht.

Mit seiner existentialistischen Philosophie der Praxis, in deren Zentrum das sich selbst entwerfende Subjekt steht, besetzte Sartre nach der Befreiung vom Faschismus eine Leerstelle im ideologischen Diskurs. Weder der dogmatische Traditionalismus der Kirche oder der auf die Person de Gaulles fixierte gemäßigte bürgerliche Nationalismus noch die Kommunistische Partei mit ihrer orthodoxen Version des historischen Materialismus konnten das kollektive intellektuelle Bedürfnis nach Handlungsorientierung ausreichend befriedigen. Indem Sartre die Verantwortung des Subjekts für seine Existenz und sein Handeln über alle determinierenden gesellschaftlichen Zwänge stellte, indem er weder den transzentralen Determinismus der Kirche noch den Determinismus des marxistischen Offizialdiskurses anerkannte, öffnete er den Intellektuellen eine neue Perspektive: subjektive Identität und politische Aktion schlossen sich nun nicht mehr gegenseitig aus. Mit seinem Begriff des „Überschreitens“, d.h. der dem existentiellen Entwurf immanenten Fähigkeit, die restriktive Logik geschichtlicher Bedingtheit zu durchbrechen, appellierte Sartre an die kreativen subjektiven Handlungspotentiale und moralischen Erwartungen seines Publikums. Seine Kritik an einem in objektiven Gesetzmäßigkeiten erstarrten Marxismus war kein symbolisches „impression management“, wie Bourdieu zu vermuten scheint, sondern die überzeugende Analyse eines tatsächlichen und folgenschweren Defizits des zeitgenössischen Marxismus.

Insofern trifft Bourdieus kritische Deutung nur eine, obwohl wichtige Seite des in Sartre personifizierten Typus des „totalen Intellektuellen“. Hinzu kommt, daß sich Bourdieu hauptsächlich auf den Sartre von „Der Ekel“ („La nausée“) und „Das Sein und das Nichts“ („L'être et le néant“), weniger aber auf die Beiträge Sartres zum Intellektuellenthema nach 1945 bezieht. So fin-

den sich in „Was ist Literatur?“ (1948) Überlegungen von Sartre zum Verhältnis des Schriftstellers zum bürgerlichen Publikum im 19. Jahrhundert, über die Literatenszene im Paris der Nachkriegszeit oder über die Verantwortung der Intellektuellen, die von Bourdieus Idee eines korporativistischen Ethos nicht so weit entfernt sind. Wenn es auch richtig ist, daß Sartre aufgrund seiner spezifischen historischen Situation die Bedeutung der Intellektuellen verabsolutierte, so liegt doch nicht darin der wesentliche Unterschied zu Bourdieu. Dieser Unterschied ist vielmehr dadurch bedingt, daß Sartres Vision vom totalen Intellektuellen mit der realgeschichtlichen Perspektive weltweiter revolutionärer Bewegungen, eines Aufschwungs der kommunistischen Parteien im Westen und einer noch nicht von den modernen Informations- und Kommunikationsmedien strangulierten Kultur zusammenfiel. Demgegenüber muß Bourdieu heute aus einer Defensivposition heraus handeln, konfrontiert mit der globalen Hegemonie des Neoliberalismus, einer medial weitgehend gleichgeschalteten Öffentlichkeit und einer anhaltenden strukturellen Schwäche der politischen Linken. Aktionistischen linken Optionen begegnet Bourdieu deshalb mit ausgeprägter Skepsis, zumal wenn sie von Intellektuellen vorgebracht werden.

Was Bourdieu mit Sartre dennoch verbindet, ist das Universalismus-Postulat, also die Vorstellung, daß Freiheit, Vernunft und Menschenwürde verallgemeinerbar sind und daß Intellektuellen im Kampf für ihre Verallgemeinerung eine Schlüsselrolle zufällt.

Allerdings sind die Prämissen für diese normative Bestimmung bei Sartre und Bourdieu entgegengesetzt. Sartre betrachtet die Intellektuellen in der kapitalistischen Gesellschaft zunächst als „Techniker des Wissens“ (*techniciens du savoir*), die eine Funktion der Systemerhaltung erfüllen. Erst indem sie beginnen, die partikulären Zwecke ihrer Tätigkeit als Ärzte, Juristen oder Professoren zu reflektieren, entwickeln sie ein Bewußtsein von den Widersprüchen ihrer Tätigkeit. Sie spüren den Widerspruch zwischen der Herrschaftsfunktion ihres Berufs und der Ideologie des Universalismus, den die herrschende Klasse selbst propagiert. In dieser Phase der kritischen Selbstreflexion sind die Intellektuellen noch in einem abstrakten Universalismus befangen. Er hindert sie zum Beispiel daran, zwischen der Gewalt der herrschenden Klasse und revolutionärer Gewalt zu unterscheiden. Indem sie Gewalt schlechthin verurteilen, verewigen sie Gewalt (vgl. Sartre 1972, S. 49 ff.). Von den Bindungen an den abstrakten Universalismus können sie sich deshalb nur befreien, wenn sie die Totalität der Widersprüche der Klassenkämpfe, der kollektiven Akteure der Gewalt und der ideologischen Verschleierung konsequent zu analysieren. An die Stelle des abstrakten, individualistischen Universalismus kann dann ein konkreter Universalismus treten. Er zwingt die Intellektuellen dazu, praktisch zu werden, sich zu engagieren, ohne jedoch ihre geistige Unabhängigkeit gegenüber jedweder Macht, und sei es auch die einer revolutionären proletarischen Partei, aufzugeben (vgl. ebd., S. 81). Aus der Verarbeitung der subjektiv erfahrenen Widersprüche

zwischen ihrem Status als „Theoretiker des praktischen Wissens“ (Sartre 1971, S. 11) für die Herrschenden und der Rationalität des Allgemeinen können die Intellektuellen dann die Schlußfolgerung ziehen, daß der Universalismus noch gar nicht existiert, sondern erst geschaffen werden muß: „Der Intellektuelle ist also ein Techniker des Universellen, der sich bewußt wird, daß in seinem eigenen Bereich der Universalismus nicht fertig existiert, sondern daß er ständig gemacht werden muß“ (Sartre 1972, S. 49; Übersetzung L.P.). Für Bourdieu existiert dagegen der Universalismus der Intellektuellen im Ethos ihrer Praxis. Er ist als strukturierendes Prinzip des intellektuellen Feldes gegeben, nachdem er einmal historisch erkämpft worden ist. Es kommt nun darauf an, seine Logik in die Gesellschaft hineinzutragen und dort ihre Verwirklichung einzuklagen. Während Sartre den Status des engagierten Intellektuellen von dessen beruflicher Praxis ideologiekritisch abkoppelt, begründet Bourdieu diesen Status gerade mit dem professionellen Ethos geistiger Produktion. Diese Auffassung Bourdieus deutet darauf hin, daß in der gegenwärtigen Gesellschaft die Akzeptanz für normative Angebote fundamentaler gesellschaftlicher Veränderung offensichtlich abgenommen hat. Mißtrauisch gegen radikale Utopien und Visionen erwartet die Öffentlichkeit heute in weit höherem Maß als zur Zeit Sartres, daß sich Kritik an der Gesellschaft auf konkrete Probleme konzentriert und Alternativen mit fachlicher Kompetenz, sachlicher Plausibilität und Informiertheit unterbaut werden.

Damit wird ein Punkt berührt, der auf das Intellektuellen-Konzept von Michel Foucault verweist.

3.2 Michel Foucault

Michel Foucault hatte Ende der sechziger Jahre einen Standpunkt in der Intellektuellenfrage eingenommen, der sich zwar entschieden von Sartres „totalem Intellektuellen“ abgrenzte, trotzdem aber explizit einen politischen Anspruch aufrechterhielt.

Das Konzept des Intellektuellen von Foucault ist um den Begriff des „spezifischen Intellektuellen“ herum aufgebaut. Was versteht Foucault darunter? Und in welchem Verhältnis steht sein Konzept zu dem von Bourdieu?

In einem Gespräch mit Gilles Deleuze skizzierte Foucault 1972 den Hintergrund seines Verständnisses der Rolle der Intellektuellen (Foucault 1987). Er stellte die These auf, daß sich die Politisierung der Intellektuellen bisher im wesentlichen in zwei Formen vollzogen habe. Entweder sei sie eine Reaktion auf die Erfahrung des sozialen Ausschlusses und der moralischen Verfemung durch die bürgerliche Gesellschaft gewesen oder sie habe sich aus dem Diskurs der Intellektuellen entwickelt. Letzteres habe dazu geführt, daß sie sich als Stellvertreter der Menschheit definierten und einen absoluten Wahrheitsanspruch erhoben. Diese beiden Formen intellektuellen Selbstverständnisses seien historisch obsolet, denn die Massen bedürften der Intellektuellen nicht mehr, weil sie selbst über kollektives Wissen verfügten. Aber die Massen

würden durch Systeme der Macht daran gehindert, ihr Wissen zu artikulieren. Da die Intellektuellen sowohl Funktionen der Macht erfüllten, ihr aber gleichzeitig auch als Objekte unterworfen seien, komme es darauf an, daß sie die Macht dort bekämpften, wo sie in ihrem Alltag unmittelbar mit ihr konfrontiert seien: „Vielmehr hat er (der Intellektuelle, L.P.) dort gegen die Macht zu kämpfen, wo er gleichzeitig deren Objekt und deren Instrument ist: in der Ordnung des 'Wissens', der 'Wahrheit', des 'Bewußtseins', des 'Diskurses'„ (ebd. S. 108). Indem die Intellektuellen darauf verzichteten, sich – wie es Sartre vorschwebte – als Repräsentanten einer universellen Wahrheit zu begreifen, entstehe eine „neue Verbindung von Theorie und Praxis“ (Foucault 1993, S. 62). Die Theorie werde selbst zur Praxis insofern, als sie diejenigen Mechanismen der Macht analysiere und enthülle, denen die Intellektuellen unmittelbar ausgesetzt seien. Diese subversive theoretische Praxis beschreibt Foucault folgendermaßen: „Die Intellektuellen sind dazu übergegangen, ihre Arbeit nicht mehr im ‚Allgemeinen‘ und ‚Exemplarischen‘, in dem, was ‚für alle wahr und gerecht ist‘, anzusiedeln, sondern in bestimmten Bereichen und an spezifischen Punkten, kurz dort, wo sie in ihren Arbeits- und Lebensbedingungen betroffen sind (am Wohnort, im Krankenhaus, im Irrenhaus, in den Familienverhältnissen und in der Sexualität).“ (Foucault 1978, S.44)

Foucault bezeichnet den neuen Typus als „spezifischen Intellektuellen“. In diesem Begriff spiegelt sich die konkrete politische Erfahrung wider, daß die überhöhten Erwartungen einer revolutionären Umwälzung und einer Führungsrolle der Intellektuellen durch die Realität der Jahre nach 1968 falsifiziert zu werden begannen. Der „spezifische Intellektuelle“ ist deshalb nicht mehr Ideologe. Er leitet sich nach Foucault eher aus dem Typ des modernen Experten und Naturwissenschaftlers als dem des aufgeklärten Philosophen und Juristen des 18. und 19. Jahrhunderts ab. Charakteristisch für den „spezifischen Intellektuellen“ ist - Foucault sieht in Charles Darwin seinen exemplarischen Vorläufer -, daß er auf einem konkreten Gebiet in die gesellschaftlichen Kämpfe eingreift und dort für eine „lokale wissenschaftliche Wahrheit“ (Foucault 1978, S. 48) eintritt. Technisierung, Verwissenschaftlichung und Arbeitsteilung der modernen Gesellschaft vermindern aber nicht die Bedeutung des „spezifischen Intellektuellen“, sondern erhöhen sie im Gegenteil. Als Biologe, Physiker, Informatiker oder Psychiater befindet er sich an den Punkten, wo sowohl der Diskurs der Macht als auch der der Wahrheit und des Wissens erzeugt werden. Wenn Foucault von dem „spezifischen Intellektuellen“ erwartet, daß er „um die Wahrheit“ kämpft, dann ist ausdrücklich zu betonen, daß es sich dabei nicht um ein essentialistisches Verständnis von Wahrheit handelt. Mit „Kampf um die Wahrheit“ meint Foucault keine Substanz von Wahrheit, sondern den Wahrheit hervorbringenden Diskurs, nämlich „das Ensemble der Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird“ (Foucault 1978, S. 53). Die Bestimmungen des „spezifischen Intellektuellen“ sind unlösbar mit Foucaults Begriff der Macht verbun-

den. Auch hier wendet er sich gegen alle substantialistischen und essentialistischen Vorstellungen. Außerdem reduziert sich Macht für ihn nicht auf repressive Funktionen, auf Negation und Verbot. Daß sie als Macht, zumal in modernen Gesellschaften, überhaupt wirksam werden kann, läßt sich nur erklären, wenn sie auch als produktiver Prozeß verstanden wird: „Was bewirkt, daß Macht Macht ist, daß man sie anerkennt, das liegt doch einfach daran, daß sie Dinge durchzieht, daß sie Dinge hervorbringt, Freude induziert, Wissen ausgestaltet, Diskurs produziert; man muß die Macht als ein produktives Netz sehen, das den ganzen Sozialkörper einhüllt“ (Foucault 1993, S. 61).

Vergleicht man die Auffassungen Foucaults mit denen Bourdieus, so stimmen sie in einem wesentlichen Punkt überein: Sie begründen beide das Politischwerden der Intellektuellen mit einer in der beruflichen Praxis verankerten Kompetenz. Damit wenden sie sich beide gleichzeitig gegen das subjektivistische Modell des „totalen Intellektuellen“, dessen Freiheit aller gesellschaftlichen Determinationen enthoben scheint. Während Foucault aber auf jede normative Legitimation verzichtet und den Stellenwert des „spezifischen Intellektuellen“ in dessen subversiver Auseinandersetzung mit den Diskursen der Macht und des Wissens sieht, hält Bourdieu an dem Gedanken einer normativen universalistischen Struktur intellektueller Praxis fest. Auch hinsichtlich der Deutung von Macht gehen die Positionen von Foucault und Bourdieu auseinander. Foucault erteilt allen Ansichten, die von einem Zentrum der Macht ausgehen (man denke an die „Staatsapparate“ bei Louis Althusser) oder sich in einem Dualismus von Herrschenden und Beherrschten erschöpfen, eine schroffe Absage. Statt dessen plädiert er methodisch für eine „Mikrophysik der Macht“, da Macht die Gesellschaft bis in die letzten Poren durchdringe und überall präsent sei. Demgegenüber differenziert Bourdieu: Für ihn stellt sich Macht einerseits, ähnlich wie für Foucault, als komplexe Struktur dar, die bis in den Habitus und die Körper der Individuen hineinreicht. Andererseits aber betrachtet er Macht als strukturellen Gegensatz zwischen herrschenden sozialen Kräften und den beherrschten Klassen und Gruppen. Auch gibt Bourdieu die Vorstellung einer Zentralisierung und Hierarchisierung von Macht nicht auf, wie seine Attacken gegen das „Modell Tietmeyer“, den Internationalen Währungsfond und andere einflußreiche Organisationen zeigen. Es ist deshalb nur folgerichtig, wenn Bourdieu die Intellektuellen dazu aufruft, das System der Herrschaft auch auf der Ebene seiner zentralen Institutionen und Schaltstellen zum Gegenstand öffentlicher Kritik zu machen.

4. Kritische Anmerkungen

4.1 Zur Klassenanalyse der Intellektuellen

Neben ihren anregenden, produktiven und überzeugenden Aspekten (die Bedeutung symbolischer Herrschaft, die Begründung intellektueller Unabhängigkeit, die Notwendigkeit, die Felder der kulturellen Produktion gegen poli-

tische, ökonomische und technokratische Kolonisierung zu verteidigen usw.) enthält Bourdieus Theorie der Intellektuellen einige kritikbedürftige Punkte. Auf sie möchte ich jetzt im letzten Teil meiner Überlegungen eingehen.

Klassenanalytisch bezeichnet Bourdieu die Intellektuellen als „beherrschte Fraktion der herrschenden Klasse“ (vgl. Bourdieu 1983). Zwar relativiert er diese Definition gelegentlich, indem er auf innere Differenzierungen der Intelligenz hinweist (vgl. Bourdieu 1989, S. 30), aber diese Differenzierungen bleiben begrifflich unbestimmt und empirisch vage. Es überwiegt unvermeidlich der Eindruck - und Bourdieu verstärkt ihn durch entsprechende Wiederholungen -, daß die kollektive „Komplizenschaft der Intellektuellen“ - so Bourdieu wörtlich - (Bourdieu 1996, S. 228) ihre mehrheitliche Zuordnung zur herrschenden Klasse rechtfertigt. Selbst wenn man mit Bourdieu die wachsende Bedeutung von Wissenschaft und Kultur für moderne Gesellschaften in Rechnung stellt und Bourdieu darin zustimmt, daß das kulturelle Kapital eine unverzichtbare Ressource symbolischer Herrschaft geworden ist, halte ich die pauschale Etikettierung der Intellektuellen als Fraktion der herrschenden Klasse für einen Fehlschluß. Sie überstrapaziert den kulturalistischen herrschaftssoziologischen Aspekt und unterschätzt die sozialökonomischen Bedingungen der Klassenlage. Daraus folgt nach meiner Ansicht, daß sich die Intelligenz als soziale Kategorie sozialökonomisch über verschiedene Klassen und Klassenfraktionen verteilt. Die materiellen Interessen eines großen Teils der Intellektuellen stehen objektiv im Widerspruch zu den Zielen der wirtschaftlich dominierenden Machtgruppen und der mit ihr aggregierten politischen Klasse. Daß breite Schichten von geistig qualifizierten Arbeitskräften aus der Erfahrung sozialökonomischer Ungleichheit, restriktiver Arbeitsbedingungen und des Risikos des Arbeitsplatzverlustes heraus ein materielles Interesse an gesellschaftlichen Verbesserungen und Reformen entwickeln können, fällt aber als Möglichkeit aus der argumentativen Logik Bourdieus heraus. Seinem Denken zufolge können Intellektuelle nur auf dem Wege kritischer Selbstreflexion und des „epistemologischen Bruchs“ mit den habitualisierten Formen (den „Doxa“) symbolischer Herrschaft ihren Status als Fraktion der herrschenden Klasse aufgeben. Aus der Überbewertung der symbolischen Funktionen folgt ein weiteres Problem: Bourdieu unterscheidet nicht präzise genug zwischen solchen Gruppen der Intelligenz, die Schlüsselpositionen der Systemerhaltung besetzen, und die damit zur herrschenden sozialen Elite gehören, einerseits und denjenigen Gruppen andererseits, deren berufliche Tätigkeit sich nicht auf legitimatorische Absicherung der bestehenden Ordnung beschränkt. Indem Bourdieu hier nicht genügend differenziert, zieht er beispielsweise die einigermaßen verblüffende Konsequenz, sogar die Gruppe der französischen Gymnasiallehrer der herrschenden Klasse zuzurechnen. Selbst wenn man dabei berücksichtigt, daß Gymnasiallehrer in Frankreich einen (verglichen mit den deutschen Verhältnissen) höheren Status haben, kann diese Zuordnung kaum überzeugen. Das Problem, das sich hier zeigt, hängt offensichtlich mit der methodischen Schwierigkeit zusammen, die Formen und Funktionen symbolischer Produktion mit der Ana-

lyse der sozialökonomischen Situation der Intelligenz adäquat zu verknüpfen.

4.2 Grenzen des Korporativismus-Begriffs

Mein zweiter Einwand bezieht sich auf Bourdieus Begriff des Korporativismus, genauer auf dessen Erklärungswert für eine Politisierung der Intellektuellen.

Was Bourdieu unter Korporativismus versteht, ist zweifellos eine wichtige Voraussetzung dafür, daß das politische Engagement von Intellektuellen sich nicht in ideologischen Spekulationen und der Anmaßung realitätsblinder Erlösungsbotschaften erschöpft. Die Loyalität gegenüber den Standards qualitativ anspruchsvoller, wissenschaftlicher, künstlerischer und journalistischer Tätigkeit liefert eine wichtige normative Orientierung für ihre politischen Aktivitäten. Dennoch halte ich den Korporativismus-Begriff Bourdieus als Grundlage eines politischen Engagements der Intellektuellen für nicht ausreichend. Wie läßt sich diese These begründen? Bourdieu setzt Korporativismus mit der politischen Präferenz von universellen Werten gleich. Er übersieht dabei, daß Korporativismus für sich genommen zunächst einmal für sehr unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche politische Optionen offen ist. Aus der strikten Anerkennung des Ethos vorurteilsloser Wissenschaftlichkeit oder der leidenschaftlichen Verinnerlichung literarischer Gestaltungskriterien folgt nämlich keineswegs zwingend eine Opposition gegen ökonomische Ungleichheit, politische Entmündigung und kulturelle Fremdbestimmung. Der Faschismus hatte seine hervorragenden, ihm ideologisch bejahenden Physiker, Schriftsteller, Philosophen und Soziologen und auch heute gibt es sowohl in Frankreich als auch in Deutschland exzellente Wissenschaftler, die sich absolut systemkonform verhalten. Daraus folgt, daß Korporativismus eine notwendige, aber nicht ausreichende Bedingung für eine Politisierung zugunsten universalistischer Werte darstellt. Ein weiteres Moment muß unabweisbar hinzutreten, damit Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler für die Erweiterung der Demokratie, für kulturelle Toleranz, soziale Gerechtigkeit und die Kontrolle ökonomischer Macht Partei ergreifen. Dieses Moment besteht in dem spezifischen Inhalt geistiger Praxis. Nur wenn auch die *Inhalte* der intellektuellen Praxis einen klaren Bezug zu den Werten der Demokratie, Freiheit und Menschenwürde aufweisen, kann der intellektuelle Korporativismus jene Politisierungsfunktion erfüllen, die Bourdieu ihm gleichsam a priori unterstellt. Bourdieu neigt in diesem Punkt zu einer normativen Überhöhung von Intellektualität an sich und übersieht, daß Intellektualität, was ihre moralischen, sozialen und politischen Inhalte, Gegenstände und Probleme betrifft, keinen homogenen Habitus darstellt, aus dem die universalistischen Wertorientierungen im Selbstlauf hervorgehen.

4.3 Intellektuelles und politisches Feld

Bourdieu behauptet einen strukturellen Gegensatz zwischen diesen beiden Feldern. Er resultiert, wie schon erwähnt, aus der Annahme Bourdieus, daß das politische Feld durch eine agonistische Logik der Machtkonkurrenz determiniert wird, die zur „ethischen Reinheit“ („*purété éthique*“) - so ein Ausdruck Bourdieus - des intellektuellen Feldes in unlösbarem Widerspruch stehe. Dieser Widerspruch wird aus der Sicht Bourdieus auch nicht durch die Tatsache aufgehoben, daß sich zahlreiche Intellektuelle der Logik des politischen oder ökonomischen Feldes verschrieben haben. Bourdieu bezeichnet sie als „Doxosophen“, als „falsche“, „heteronome“ oder „negative Intellektuelle“, durch die der eben benannte Widerspruch nicht nur nicht abgeschwächt, sondern im Gegenteil zusätzlich verschärft wird. Die Argumentation Bourdieus erweckt so den Eindruck, als sei das politische Feld mit seinen Akteuren und Institutionen aus sich selbst heraus strukturell unfähig, Bewegungen zu entwickeln und Ziele zu formulieren, die ihrerseits einen universalistischen Gehalt aufweisen. Universalistische Orientierungen können demzufolge nur von den authentischen Intellektuellen als den Trägern des „Korporativismus des Universellen“ in der Sphäre des Politischen artikuliert werden.

Zwar betont Bourdieu die Notwendigkeit des Widerstandes gegen das bestehende Herrschaftssystem, ja er sympathisiert ausdrücklich und öffentlich mit Arbeitslosen-Initiativen, mit Asylbewerbern („*sans-papiers*“) und sexuellen Minderheiten, aber er betrachtet sie nicht als die Protagonisten jener, wie er es nennt, „Realpolitik der Vernunft“ (Bourdieu 1996, S. 212/214), die eine Domäne der authentischen Intellektuellen bleibt: „Ich denke, wir alle könnten viel gewinnen, würde die Logik des intellektuellen Lebens, die Logik von Argumenten und Widerlegung, ihren Einzug in die Öffentlichkeit halten. Heute herrscht dort die Logik der Politik, die der Denunzierung und Diffamierung ...“ (Bourdieu 1998 b, S. 20/21)

Die auf Machtsteigerung gerichteten Strategien des politischen Feldes können also nicht von Akteuren dieses Feldes in Frage gestellt werden. Mit dieser zirkulären Argumentation schließt Bourdieu die Entstehung von sozialen Bewegungen und politischen Aktionen, die sich universellen Zielen verpflichtet fühlen, innerhalb des politischen Feldes aus. Bewegungen wie der Feminismus oder die Ökologiebewegung, die ja nicht als Resultat intellektueller Reflexivität zu betrachten sind, wären Bourdieus Antagonismus von Intellektualität und Politik zufolge eigentlich nicht möglich.

Mir scheint, daß hier zwei Probleme auftreten. Einerseits kann sich Bourdieu eine universalistische politische Ethik - etwa im Gegensatz zu Jürgen Habermas - nur als Produkt eines „epistemologischen Bruchs“ zwischen intellektueller Kritik und politischer Realität vorstellen, und andererseits blendet er Kategorien, die nicht an Intellektualität gebunden sind, als mögliche Ursache für eine universalistische politische Ethik aus.

Es entgeht ihm so, daß die politische Parteinahme für Menschenwürde, Gerechtigkeit und Vernunft ihren Ursprung auch in sozialen Erfahrungen und moralischen Wertorientierungen haben kann, die sich durchaus nicht auf das intellektuelle Feld beschränken. Wie anders wäre sonst die Identifizierung von Arbeitern mit der Idee des Sozialismus in der Geschichte der Arbeiterbewegung oder die Entstehung der Frauen- und Ökologiebewegung seit Ende der siebziger Jahre zu erklären? Indem Bourdieu die universalistischen Tendenzen des intellektuellen Feldes überbewertet, beraubt er sich selbst der Möglichkeit, Ansätze einer politischen Soziologie zu entwickeln, in der auch eine politische Ethik ihren Stellenwert hat.

4.4 Eine „Internationale der Intellektuellen“?

Als Konsequenz seiner Überlegungen schlägt Bourdieu die Gründung einer „Internationale der Intellektuellen“ vor (vgl. Bourdieu 1991). Er plädiert für die Konstituierung eines „großen kollektiven Intellektuellen“, der das universalistische Moment Sartres mit dem Aspekt der spezifischen intellektuellen Kompetenz bei Foucault versöhnen soll. Darüber hinaus betont Bourdieu die Notwendigkeit einer eigenständigen Organisationsform der Intellektuellen, die deren Autonomie weltweit gegenüber den Interessen gesellschaftlicher Kräfte und Institutionen zu garantieren vermag.

Was ist problematisch an diesem Projekt?

Die Idee Bourdieus übergeht die Tatsache, daß eine Politisierung der Intellektuellen auf internationaler Ebene illusorisch ist, solange diese Politisierung „vor Ort“ im konkreten persönlichen und beruflichen Erfahrungsradius ausbleibt. Ehe der Kampf auf internationaler Ebene geführt werden kann, muß er auf regionaler und lokaler Ebene überhaupt erst einmal aufgenommen werden.

Dem Projekt Bourdieus haften außerdem die Züge einer saint-simonistischen Gelehrtenrepublik an, in der eine Elite der Intellektuellen, nämlich - so Bourdieu - „die Kompetentesten“ jeweils artikulieren, was die internationale intellektuelle Gemeinschaft den Staaten und Gesellschaften mitzuteilen hat. Hier droht Bourdieus Forderung nach professioneller Kompetenz und Autorität in eine selektive Differenzierung umzuschlagen, so daß die überwältigende Mehrheit der wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Produzenten, denen ein glanzvolles öffentliches Prestige versagt bleibt, von der Partizipation an der Formulierung von Vorschlägen und Zielen der Bourdieuschen „Internationale“ ausgeschlossen würde.

5. Schlußbemerkung

Daß Bourdieus Position als engagierter Intellektueller heute umstritten ist, spricht eher für als gegen ihn; denn seine politischen Interventionen haben dazu beigetragen, den „Cordon sanitaire“ kollektiven Schweigens, der viele französische Intellektuelle - und nicht nur sie - über Jahre von den Probleme-

men der Gesellschaft isoliert hat, zu durchbrechen. Wenn Raymond Aron, der Wegegefährte und spätere Antipode Jean-Paul Sartres, in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts glaubte, vor dem „Opium der Intellektuellen“ (Aron 1968), nämlich vor dem Einfluß des Marxismus, warnen zu müssen, so zeigt Bourdieu heute, wohin der Verlust radikaler Gesellschaftskritik führt. Vielleicht enthalten seine Gedanken, Vorschläge und Argumente nicht immer schon eine überzeugende Lösung, aber sein Denken zeigt unmißverständlich, wo diese Lösungen auf keinen Fall gefunden werden können.

Literatur

- Aron, Raymond: *L'opium des intellectuels* (1955), Paris 1968
 Benda, Julien: *Der Verrat der Intellektuellen*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1983
 Bourdieu, Pierre: Die Erfindung des totalen Intellektuellen, in: *Romanische Zeitschrift für Literaturgeschichte*, 4/1981, S. 385-392
 ders.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M., 1983
 ders.: Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen, Berlin 1989
 ders.: Die Intellektuellen und die Macht, Hamburg 1991
 ders.: Rede und Antwort, Frankfurt/M. 1992
 ders.: Über das Fernsehen, Frankfurt/M. 1998 (1998a)
 ders.: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz 1998 (1998b)
 ders.: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/M. 1999
 Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J. D.: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt/M. 1996
 Durkheim, Emile: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, 2.A., Frankfurt/M. 1988
 Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978
 ders.: *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt/M. 1987, S. 106-115
 ders.: *Der Staub und die Wolke*, Grafenau 1993
 Ory, Pascal/Sirinelli, Jean-François: *Les intellectuels en France. De l'affaire Dreyfus a nos jours*, Paris 1992
 Sartre, Jean-Paul: *Die Intellektuellen und die Revolution*, Neuwied und Berlin 1971
 ders.: *Plaidoyer pour les intellectuels*, Paris 1972

Hans Heinz Holz

Dialektik im Lichte ihrer Geschichte

Auf die Bitte der Redaktion von „Z“ habe ich leichtsinnigerweise zugestimmt, dem polemischen Aufsatz von Thomas Collmer¹ zu replizieren. Der Versuch, mich mit seiner Kritik auseinanderzusetzen, scheidet jedoch an dem unentwirrbaren Durcheinander von Missverständnissen, bewussten Verdrehungen, mangelnder Sachkenntnis in Einzelfragen und Vermischung von disparaten Methodenansätzen und Problemstellungen bei Collmer; dazu kommt, dass er auch da, wo er versuchsweise Argumentationsketten anlegt, diese abrupt in apodiktischen Werturteilen enden läßt, die man nur mit gelassenem Schmunzeln hinnehmen kann. Auf dieses Konglomerat von Gedanken und Erregtheiten zu „antworten“, ist unmöglich. Ich kann nur einige Punkte verdeutlichen, die m.E. bei Collmer unklar geblieben sind.

I.

Als ich in meiner Groninger Antrittsvorlesung und weiter dann in „Dialektik und Widerspiegelung“ und einer Reihe von Aufsätzen einige systematische Probleme der Dialektik behandelte², wurde mir unabweisbar, zunächst die vielfältige und im Verständnis von Dialektik keineswegs einhellige Geschichte dialektischen Denkens auf seine spezifischen Formbestimmtheiten und Gehalte zu untersuchen. Schon ein erster Hinblick auf die Geschichte der Philosophie zeigt, dass es zwischen den Begründungsversuchen der Dialektik in der Antike und in der Neuzeit³ eine wesentliche Differenz gibt: Die auf das Subjekt des Denkens bezogene Reflexionsstruktur der Dialektik und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, das Verhältnis von sogenannter

¹ Thomas Collmer, Das ‚übergreifende Allgemeine‘ als Grundfigur der Dialektik? Ein Diskussionsbeitrag zu Hans Heinz Holz' „Einheit und Widerspruch“, in: Z 40 (Dezember 1999), S. 157ff. Collmer bezieht sich auf Hans Heinz Holz, *Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit*, 3 Bde., Stuttgart/Weimar 1997 (Anm. d. Red.).

² Hans Heinz Holz, *Natur und Gehalt spekulativer Sätze*, Köln 1980. – *Dialektik und Widerspiegelung*, Köln 1983. – *Spekulative und materialistische Philosophie*, in: *Annalen der Internationalen Gesellschaft für die dialektische Philosophie I*, Köln 1983, S. 22ff. – *Dialektik als offenes System* (zusammen mit J. Bartels, J. Lensink, D. Pätzold), Köln 1986. – *Bemerkungen zu einem dialektisch-materialistischen Verständnis von Apriorität*, in: G. Pasternack (Hg.), *Zum Problem des Apriorismus in den Wissenschaften*, Bremen 1986, S. 107ff. – *Was sind und was leisten metaphysische Modelle*, in: S. Avineri u.a., *Fortschritt der Aufklärung*, Köln 1987, S. 165ff. – *Gegensatz und Reflexion*, in: *Dialektik 1/1992*, S. 12ff. – *Widerspiegelung und Konstruktion*, in: *Topos 7*, 1996, S. 29ff. – Dort hätte Collmer genauere Hinweise auf meine systematische Position finden können, als jene, die er sich aus meinen philosophiegeschichtlichen Interpretationen zusammenklaut.

³ Das Mittelalter, in dem von der Patristik bis Cusanus die Philosophie im Dienste der Theologie stand und einen langen und widerspruchsvollen Weg der Befreiung aus dieser Bindung zurücklegte, stellt besondere Probleme.

„subjektiver“ und „objektiver“ Dialektik zu bestimmen, ist neuzeitlich; die Antike erörtert dialektische Strukturen und Prozesse ohne Rückbezug auf das denkende Subjekt, also als „objektive“ des Seins, des Denkens oder des Verhältnisses von Sein und Denken.

Den Anstoß zur Formulierung dialektischer Denkfiguren gab die Erfahrung, dass in der Weise des Verstandesdenkens, das den Gesetzen der formalen Logik (und also primär dem Identitätssatz bzw. dem Satz vom verbotenen Widerspruch) folgt, die in Wahrnehmung und praktischem Handeln gegenständliche Wirklichkeit nicht vollständig oder nicht angemessen erfasst werden kann. Von Heraklit und Zenon bis zu Platons „Parmenides“ wird diese Aporie entfaltet. *Wie die Welt als Einheit des Ganzen zugleich das Auseinander von Gegensätzen sei, ist von Anfang an das Grundproblem der Dialektik, das unter den Aspekten des Verhältnisses von Einheit und Vielheit, von unitas und alteritas, von Sein und Nicht-Sein u.a.m. behandelt wird. Dialektik ist von ihren Ursprüngen her eine Gestalt der Ontologie, erst sehr spät (in vollem Sinn erst seit Kant) wird sie zum Problem der Erkenntnistheorie.*

Nun richtet sich meine Absicht in der Tat auf eine Grundlegung der systematischen Verfassung dialektischen Denkens in seinem Verhältnis zu der von ihm dargestellten Wirklichkeit; 1983 schrieb ich: „Eine begründete Theorie der Dialektik scheint mir ein Desiderat der marxistischen Philosophie zu sein, wenn die programmatischen Hinweise von Marx, Engels und Lenin eingelöst werden sollen; ohne eine solche *begründende* Theorie, die den Ursprung der dialektischen Form (= Form-Inhalt-Einheit) aus der materiellen Verfasstheit der Welt abzuleiten vermag, müsste die Dialektik sozusagen ‚deskriptiv‘ verbleiben“⁴. Der Nachvollzug der geschichtlichen Entwicklung dialektischen Denkens in „Einheit und Widerspruch“ soll den Boden freilegen, auf dem die systematischen Fragen entstanden sind, ihre besondere Gestalt bekommen und im Zuge der Beantwortungsversuche verändert haben. Aus diesem Grunde habe ich nicht historiographisch eine Geschichte der Dialektik geschrieben, sondern eine „Problemgeschichte“, die die nach meiner Auffassung wesentlichen Knotenpunkte in diesem theoriegeschichtlichen Prozess behandelt. In diesem Zusammenhang sage ich auch nicht, wie Dialektik in der gegenwärtigen Phase ihrer Entwicklung, an der wir teilhaben, systematisch formuliert werden müsse; das bleibt einer späteren Ausarbeitung vorbehalten.⁵

Ja, der Rahmen von „Einheit und Widerspruch“ ist noch enger gezogen. Die Geschichte der Dialektik, die sich in der Reflexion der Widersprüche manifestiert, welche im Gesellschaftsprozess auftreten, bleibt ausgeklammert. Die

⁴ Holz, Dialektik und Widerspiegelung, a.a.O., S. 7.

⁵ An einer systematischen Grundlegung der Dialektik arbeite ich zur Zeit. Sie soll dann als Komplement und Verlängerung der Problemgeschichte erscheinen. „Dialektik und Widerspiegelung“ möge vorerst als vorbereitend genommen werden.

Linie, die sich in der Neuzeit von Macchiavelli über Hobbes, Rousseaus „contrat social“ und Robespierre, über Kants und Hegels Rechts- und Staatsphilosophie bis zu Marx' „Kapital“ zieht, fehlt hier. Das hat den technisch-verlegerischen Grund, dass das vorliegende Projekt auf drei (ohnehin voluminöse) Bände beschränkt werden musste; und den sachlichen, den ich im Vorwort nenne: „Die Kategorien, mit denen diese Entwürfe arbeiten, haben ihren Ursprung und ihre Legitimation in spekulativen Kategorien, was da deutlich wird, wo diese Kategorien selbst Gegenstand der Reflexion werden, wie zum Beispiel bei Kant und Hegel. Erst wenn wir den Gang spekulativen Denkens nachvollziehen, werden die Theorien, die es mit der Dialektik des Faktischen zu tun haben, ihre zureichende Begründung erhalten“ (I, XIV).

Collmer wie auch andere Kritiker⁶ machen mir zum Vorwurf, dass die Niederlage des Sozialismus in Europa in meinem Dialektik-Verständnis keinen Niederschlag gefunden habe. Nun, soweit die Niederlage des Sozialismus auch Ursachen in seiner praxisleitenden Theorie hatte, lagen diese m.E. gerade darin, dass ein lebendiges dialektisches Denken durch eine vordergründige Pragmatik verdrängt wurde und Dialektik zu einer Leerformel verkommen war.⁷ Ob es in der marxistischen Gesellschaftsdialektik Züge gibt, die mit der tatsächlichen Gesellschaftsentwicklung nicht in Einklang stehen und die in der Praxis den Zusammenbruch des sozialistischen Aufbaus mitbedingt haben, wäre jedenfalls eine Frage, die den Charakter der historischen Entwicklung von Grundfiguren der spekulativen Dialektik nicht verändert, sondern erst im Zusammenhang der Theorieverfassung einer dialektischen politischen Ökonomie untersucht werden könnte.

Aus gutem Grund schliesst „Einheit und Widerspruch“ mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ab. Nicht weil Lenins „Umkehrung Hegels“ das letzte Wort der dialektischen Philosophie wäre, sondern weil seit dem Ende des 1. Weltkriegs eine bis heute nicht abgeschlossene Phase der Dialektik-Diskussion begann, in die die Impulse von Lukacs und Bloch ebenso gehören wie die Sartres und Merleau-Pontys, und nicht zuletzt die Forschungen und Lehrbücher aus den Ländern des Sozialismus; diese Diskussion wurde durch die dialektischen Traditionen nicht-europäischer Kulturen und ihre aktuelle

⁶ R. Mocek, in Z 37 (März 1999), S. 205 ff.; ders. in: Utopie kreativ 103/104 (Mai/Juni 1999), S. 154ff. – Alexander von Pechmann, in: Widerspruch 33. Mocek fragt auch, warum ich einschlägige Arbeiten aus den damals sozialistischen Ländern nicht zitiert habe und nennt insbesondere die vierbändige Geschichte der Dialektik, Moskau 1974, deutsch Berlin 1979. Diese Bände sind keine *systematische* Geschichte der Dialektik, sondern ein Sammelwerk mehrerer Autoren, die jeweils aus ihrer Perspektive Aspekte der Geschichte der Dialektik darstellen. Zu einer *Problemgeschichte* tragen sie wenig bei. Meine Fragestellung ist eine andere, als sie seinerzeit von den meisten Autoren des dialektischen Materialismus angegangen wurde; das sagt nichts aus über deren Qualitäten oder Mängel.

⁷ Dazu Hans Heinz Holz, Niederlage und Zukunft des Sozialismus, Essen 1991, S. 107ff. über „Verarmung der Theorie“.

Fortsetzung (Mao Tse-tung!) erweitert und bereichert.⁸ Ich bin selbst aktiver Teilnehmer an dieser Diskussion, habe eigene Konzepte in sie eingebracht und Kritik an anderen geäußert; und darum halte ich mich lieber zurück, wenn die Dialektik in der Gegenwart *darzustellen* ist, was doch einen objektivierenden Abstand nötig macht. Ich habe das im Einleitungsabschnitt des Schlusskapitels (III, 425ff.) dargelegt und in Fußnoten auch auf viele Arbeiten verwiesen, in denen ich zum gegenwärtigen dialektischen Philosophieren kritisch oder systematisch Stellung genommen habe. „Einheit und Widerspruch“ ist dagegen eine *theoriegeschichtliche* Untersuchung und endet da, wo Geschichte in Zeitgeschichte übergeht.

II.

Wenn ich auch im vorliegenden Werk noch keine systematische Ableitung und Entwicklung der Dialektik versuche, so werde ich doch geleitet von einem „Vorverständnis“, was Dialektik sei; sonst könnte ich ja gar nicht darüber schreiben. Dieses Vorverständnis orientiert sich an dem, was in der Geschichte der Philosophie an dialektischen Problemen und an Problemen der Dialektik artikuliert wurde.

Nun ist der erste und sich durch die gesamte Polemik von Collmer hindurchziehende Vorwurf, mein Dialektikverständnis gehe von der Einheit aus, die den Widerspruch übergreife (Identität von Identität und Nicht-Identität – das ist Hegel!). Collmer setzt dagegen auf den Primat der Negativität in der Dialektik und folgt damit dem von Adorno emphatisch verkündeten Programm der „negativen Dialektik“, also einem zentralen Theorieansatz der „Frankfurter Schule“. Es ist durchaus eine Möglichkeit, sich zur gesamten Dialektiktradition destruktiv zu verhalten und deren Bemühen, Totalität unter den Bedingungen des Widerspruchs zu denken, ein apodiktisches „Das Ganze ist das Unwahre“ entgegenzuhalten. *Theoriegeschichtlich* kann ich dann mit Collmer nicht diskutieren. Denn die dialektische Philosophie verfährt in ihrer ganzen Geschichte umgekehrt: Sie sucht eine begriffliche Form für die *Einheit der Gegensätze*. Die Zerfallung des Positiven in seine Widersprüche ist das Mittelglied eines dreigliedrigen Prozesses, in dem an dritter Stelle die *restitutio in integrum*, die explizite Wiederherstellung der implizit schon am Anfang gegebenen Einheit folgt. Hegel hat das in den § 79 – 82 der „Enzyklopädie“ skizziert; ich zitiere die Schlussfolgerung: „Die Dialektik hat ein *positives* Resultat, weil sie einen *bestimmten Inhalt* hat. (...) Das Vernünftige ist daher, ob wohl ein gedachtes auch abstractes, zugleich ein *Concretas*, weil es nicht *einfache, formelle Einheit*, sondern *Einheit unterschiedener Bestimmungen* ist. (...) In der speculativen Logik ist die *bloße Verstandes-Logik* enthalten und kann aus jener sogleich gemacht werden“.⁹

⁸ Vgl. hierzu Hans Heinz Holz, *Widerspruch in China*, München 1970. – Ders., *China im Kulturvergleich*, Köln 1994.

⁹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften*, Dritte Aus-

Dass die Dialektik sich nicht auf die Negativität kritischer Zersetzung des Positiven, des Gesetzten beschränken könne, sondern die Einheit des Unterschiedenen denken müsse, war Hegels Philosophie-Konzept in Übereinstimmung mit der dialektischen Philosophie seit Cusanus; er nennt es das *Spekulative* als das zur Vernunft gekommene *Verständige*, die Dialektik ist die *Vermittlung des Verstandes mit der Vernunft*.¹⁰

Darüber kann ich mit Collmer nicht einmal *streiten*. Die Texte sind unzweideutig. Wenn Collmer sich's bei der „halbierten Dialektik“ Adornos genügen lässt¹¹, so ist das *seine* philosophische Position, die er begründen muss und mag; aber er kann sie nicht aus der Theoriegeschichte herleiten, schon gar nicht mit Berufung auf Hegel. Der Sinn der Dialektik ist die *spekulative Konstruktion der Totalität* oder des Absoluten, nicht das Verharren in der Antinomie, wie Collmer meint; und Arendt Kulenkampff, den er als Kronzeugen zitiert, schreibt gerade: „Dialektisch ist der Versuch, die *Vermittlung* der *Vermittlung* und des sie fundierenden *Unmittelbaren* zu konstruieren, d. h. die *unendliche Reihe* der *Prädikationen* nicht etwa abzubrechen, sondern sie als in einem letzten *Prädikat* vollendet zu denken. Die *Stuktur* dieses *Letzten* (...) ist generell *Selbstbeziehung* oder *Reflexion-in-sich* als *Reflexion-in-Anderes*“.¹²

Wogegen sich Collmer mit Leidenschaft wendet, spricht er klar aus: „Das ‚kritisch-negative Tun‘ der Dialektik soll ein ‚spekulativ-positives Resultat‘ haben, und sei es auch nur im Sinne einer Erneuerung der Metaphysik (die schon bei Hegel kompensatorisch einsprang in einer Situation, wo es mit der Veränderung der Verhältnisse haperte)“ (S. 158). Das ist die von der junghegelianischen Rebellion geerbte Abwehrhaltung der klassischen „Frankfurter Schule“, deren politisches Korrelat die Beschränkung auf *Gesellschaftskritik* und der Verzicht auf die (positive Inhalte setzende) *Gesellschaftsveränderung* ist. Diesen Typus philosophischer Ideologie haben Marx und Engels in der „Kritik der kritischen Kritik“ (man beachte die Ironie des Iterativs!) aufs

gabe, Berlin 1830, § 82, S. 97. Hervorhebungen bei Hegel gesperrt. Gleichlautend Zweite Ausgabe, Berlin 1827, S. 95. In der Heidelberger Enzyklopädie, 1817, § 36, S. 31 heißt es, dass „das dialektische selbst ein wesentliches Moment der positiven Wissenschaft ist“ und die Negativität des Scepticismus daher „etwas überflüssiges“ sei.

¹⁰ Vgl. Detlev Pätzold/Arjo Vonderjagt (Hg), *Hegels Transformation der Metaphysik*, Köln 1991, mit einschlägigen Beiträgen von Hans Friedrich Fulda, Hans Heinz Holz, Jos Lensink, Detlev Pätzold. – Siehe auch Hans Heinz Holz, *Vermittlung und Bruch*, in: *Annalen der Internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie IX*, Bonn 1996.

¹¹ Zu Adorno vgl. Hans Heinz Holz, *Mephistophelische Philosophie*, in: W. Schoeller (Hg), *Die neue Linke nach Adorno*, München 1969, S. 176ff. – Wenn Collmer gar Lyotards Paraphrasen über die Postmoderne als „Klarstellung“ bezeichnet, so weiß ich nicht, in welche Tonart er die cartesianischen Kriterien von Klarheit und Deutlichkeit transponiert hat.

¹² Arendt Kulenkampff, *Antinomie und Dialektik*, Stuttgart 1970, S. 60. – Zu Hegels Begriff der Negativität hätte Collmer Michael Wolff zu Rate ziehen sollen: Negativität ist die Beziehung entgegengesetzter Relative, die „in Einer Identität verschiedene sind“ (Hegel, *Logik*, Ges. Werke Band 11, S. 272). M. Wolff, *Der Begriff des Widerspruchs*, Königstein/Ts. 1981.

Korn genommen; lassen wir es dabei und bei einem treffenden Zitat: „Die kritische Kritik ist ein wiederkäuendes Tier. Einige abgefallene Hegelsche Brocken wie (...) ‚die Entwicklung des Extrems aus seinem gegenteiligen Extrem‘ u. dgl. werden unaufhörlich aufgewärmt, ohne dass sie jemals auch nur das Bedürfnis empfinden, sich mit der ‚spekulativen Dialektik‘ (...) auseinanderzusetzen“.¹³

III.

Die spekulative Dialektik hat es mit einem Inhalt zu tun, der prinzipiell in einer endlichen Erfahrung nicht erscheinen kann – dem Ganzen, der Welt im ganzen, dem Absoluten.¹⁴ Eben deswegen ist sie nur als eine Dialektik des Begriffs, nämlich der Konstruktion des Begriffs des Ganzen oder der Welt, zu realisieren; und es ist keineswegs nur eine ideologische Schranke, dass die Dialektik in der Geschichte der Philosophie überwiegend als „idealistische“ auftritt, darin liegt vielmehr eine Schranke in der Sache selbst. Eine materialistische Dialektik als Konstruktion der Totalität bedarf besonderer methodischer Vorkehrungen. Meine These, die ich in „Einheit und Widerspruch“ zu belegen unternahme, geht dahin, dass die grossen philosophischen Systeme, in denen das Ganze dialektisch im Begriff des Ganzen gedacht wird, (bewusst oder unbewusst) eine Korrelation zwischen dem Denken des Ganzen im vollständigen oder absoluten Begriff (*notio completa*) und der darin gemeinten ontischen Realität der Welt im ganzen herstellen. Da der Inhalt spekulativer Dialektik nicht gegenständlich darstellbar und darum auch nicht inhaltlich *benennbar* ist, bedient sich die Dialektik unausweichlich des Verfahrens metaphorischer Evokation, und die von ihr verwandten spekulativen Begriffe sind notwendige Metaphern.¹⁵ Diejenige Metapher, die seit den Anfängen der Philosophie und in allen Kulturen immer wieder für das Verhältnis des Denkens zum Sein und insbesondere für das Verhältnis des Denkens zum Sein des Ganzen gebraucht wird, ist der *Spie-*

¹³ Marx-Engels, Die Heilige Familie, MEW 2, S. 109. Weil es so ergötzlich ist, noch ein Streiflicht auf das Folgende: „Dabei geht sie aber beständig ‚kritisch‘ über Hegel hinaus, indem sie ihn wiederholt, zum Beispiel: ‚Indem die Kritik auftritt und der Forschung eine neue Form, d.h. die Form gibt, die sich nicht mehr zu einer äusseren Begrenzung umwandeln lässt‘ etc. – Wenn ich etwas *umwandeln*, mache ich es zu einem wesentlich andern. Da eine jede Form nun auch eine äussere Begrenzung ist, so ‚lässt‘ sich keine Form in eine ‚äussere Begrenzung‘ *umwandeln*, so wenig als sich ein Apfel in einen Apfel ‚umwandeln‘ lässt. Die Form allerdings, welche ‚die Kritik‘ der Forschung gibt, lässt sich aus einem andern Grunde in keine ‚äussere Begrenzung‘ *umwandeln*. Über jede äussere Begrenzung hinaus, ist sie ein Verschwimmen im aschgrauen, dunkelblauen Dunst des Unsinnigen“. Ebd., S. 110.

¹⁴ Vgl. Jos Lensink, Metaphysik in einem postmetaphysischen Zeitalter, in: Topos 13/14, 1999, S. 103ff. – Ders., Het waagstuk van de omvattende rede, Kampen 1994.

¹⁵ Vgl. Hans Heinz Holz, Das Wesen metaphorischen Sprechens. Festschrift Ernst Bloch zum 70. Geburtstag, Berlin 1955, S. 101 ff. – Stichwort „Metapher“ in H.J. Sandkühler (Hg), Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Hamburg 1990, Band III, S. 378ff. (EEPW).

gel.¹⁶ Und es ist weder ein linguistischer Fehltritt noch zufällig, dass Hegel das Spekulative durch eine falsche Etymologie auf *speculum* (Spiegel) bezieht. Was ich das Widerspiegelungstheorem nenne, ist nicht eine gnoseologische Abbildtheorie, sondern der Versuch einer ontologischen Begründung spekulativer Dialektik durch die in der Metapher Spiegelung bedeuteten Strukturen des Verhältnisses von Welt im ganzen und absolutem Begriff. (*Daraus* können dann weitere ontologische und gnoseologische Setzungen abgeleitet werden, nicht umgekehrt.)

Zwei Komponenten gehören zu dieser theoretischen Konstruktion: Einmal die Klärung des exakten Sinns der Metapher und der Notwendigkeit ihres terminologischen Gebrauchs; und zweitens die Klärung des Charakters der apriorischen Gegebenheit des durch diese Metapher ausgedrückten Verhältnisses. Erforderlich ist ferner die Ausarbeitung des ontologischen Status von Möglichkeit, damit in die Struktur der Spiegelung Modalität und Temporalität einbezogen werden können.¹⁷

Es war Josef König, der gezeigt hat, dass die von Hegel (und nach ihm von Marx) in terminologischer Exaktheit eingeführte logische Figur des „Übergreifens“ der Sache nach seit den Anfängen dialektischen Philosophierens zu deren begrifflichem und methodischem Repertoire gehört, dass sie für das System von Leibniz wie für das von Hegel konstitutiv ist und dass sie sich an der Struktur der Spiegelung zu Einsicht bringen lässt.¹⁸

Ernst Bloch hat in den fünfziger Jahren das zu jener Zeit provokative Desiderat eines spekulativen Materialismus formuliert. Sein Hinweis ist nicht nur

¹⁶ Vgl. dazu Detlev Pätzold, Historische Spuren des Widerspiegelungstheorems, in: D. Losurdo/H.J. Sandkühler (Hg), Philosophie als Verteidigung des Ganzen der Vernunft, Festschrift Hans Heinz Holz zum 60. Geburtstag, Köln 1987, S. 35ff. – Jos Lensink, Zur theoretischen Struktur der marxistischen Philosophie, ebd., S. 15ff.

¹⁷ Vgl. dazu Hans Heinz Holz, Die Selbstinterpretation des Seins. Formale Untersuchungen zu einer aufschliessenden Metapher, in: Hegel-Jahrbuch 1961, 2. Hälfte, S. 61ff. – Stichwort „Widerspiegelung“, EEPW, a.a.O., IV, S. 825ff. – Joachim Schickel, Das Zeigen des Spiegels, in: H. Klenner u.a. (Hg), Repraesentatio mundi. Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Heinz Holz, Köln 1997, S. 165ff. – Die von Moeck zu Recht erhobene Forderung nach einer semantischen Klärung der Spiegel-Metapher wird in diesen Arbeiten – sicher nicht abschließend – wenigstens teilweise erfüllt. Collmer dagegen springt in seinen Einwänden gegen das Widerspiegelungstheorem fortwährend zwischen dem „eigentlichen“ Wortsinn von Spiegel (als optisches Gerät) und der Metapher Spiegel hin und her. – Zu Möglichkeit vgl. Hans Heinz Holz, Stichwort „Möglichkeit“, EEPW, a.a.O., III, S. 432ff. – Kategorie Möglichkeit und Moduslehre, in: Ernst Bloch zu ehren, Frankfurt am Main 1965, S. 99ff.

¹⁸ Josef König, Das System von Leibniz, in: Vorträge und Aufsätze, Freiburg 1978, S. 27ff. – Ders., Sein und Denken, Halle 1937. – Hans Heinz Holz, Josef König und das Problem einer spekulativen Logik, in: H. H. Holz (Hg), Formbestimmtheiten von Sein und Denken, Köln 1982, S. 13ff. – Wenn Collmer mir auf 1600 Seiten 43 Hinweise auf bzw. Anknüpfungen an König vorrechnet, so scheint mir das angesichts der Bedeutung dieses Philosophen für die Erhellung der Denkform der Dialektik nicht überproportioniert. Im übrigen halte ich es für ein, heute leider weithin unbeachtetes, Gebot der Redlichkeit, auszuweisen, wer einen in welchem Zusammenhang auf welchen Denkweg gebracht hat.

nicht aufgegriffen, sondern auch das darin liegende philosophische Problem nicht begriffen worden. Bloch selbst hat wenig dazu getan, dem Problem eine durchgearbeitete Gestalt zu geben, wenn es auch in seinem Werk von Merkpunkten wimmelt, was dabei bedacht werden müsse und wo sich in der Geschichte der Philosophie Anknüpfungspunkte finden. Für das Aufspüren kryptomaterialistischer Tendenzen hatte Bloch einen detektivischen Sinn, der ihn allerdings auch oft genug verführte, zu weitreichende Vermutungen anzustellen. Nimmt man jedoch seine Fingerzeige als Aufforderung, sich dem Problem zu stellen, dann ergeben sich eine Fülle von Einzelfragen. Die nach der logischen Figur, in der die Einheit der Gegensätze auszudrücken ist, hat dabei einen hohen Stellenwert. Das Übergreifen (auch eine Metapher!), das Hegel am Beispiel von Allgemeinheit und Besonderheit vorführt¹⁹ und das in der Grundformel *Identität von Identität und Nichtidentität* bei ihm systembestimmend ist, bezeichnet das Wesen der Differenz zwischen der dialektischen Denkbewegung des Begreifens und der klassifikatorischen Statik des Definierens. Ich glaube zeigen zu können, dass sich die Bewegung des Übergreifens im spekulativen Denken gegenläufig von beiden Gliedern der Beziehung übereinander vollziehen lässt und dass die Richtung der Bewegung den Aspekt bestimmt, unter dem das Verhältnis erscheint: z.B. als ontisches oder als logisches (Sein – Denken; Wirklichkeit – Möglichkeit) – und dass die ontologische Verfassung der Welt, die Verschränkung von Objektivität und Subjektivität (die Leibniz z.B. als Monade modelliert) durch das Aufeinanderhingeordnetsein beider, nicht von einander zu trennender Aspekte beschrieben werden könnte.²⁰

IV.

Ich gehe damit zu Problemen über, die bei Collmer aufscheinen und die systematische Probleme der Dialektik auf ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstand sind. Wenn das Collmersche Pamphlet überhaupt einen Sinn ergeben soll, dann doch den, daraus Anstöße für die weitere Ausarbeitung dessen zu gewinnen, was Dialektik ist und zu leisten vermag.

Dabei ist zu klären, ob es Dialektik, weil sie ja nur in der Einheit von Form und Inhalt hervortritt, allein als die materiale Dialektik in den Wissenschaften gibt; oder ob sinnvollerweise die Grundmuster der Dialektik auf der Ebene formaler Allgemeinheit aufgesucht werden müssen. Das schliesst die Frage nach dem Realitätsgehalt des Begrifflich-Allgemeinen ein. Von Platon bis Hegel ist die ontologische Realität der Universalien von der überwiegenden

¹⁹ Hegel, Gesammelte Werke 12, S. 32ff., bes. S. 35.

²⁰ Vgl. Dialektik und Widerspiegelung, a.a.O., S. 51ff. – Dort ist auch ausführlich die Problematik behandelt, die Collmer (S. 161) am Beispiel des Übergreifens der Produktion aufzeigt; ich stelle dort fest, dass die Weise des Übergreifens, die Hegel entwickelt, und an die allein sich auch König hält, materialistisch anders gefasst werden muss als in der allgemeinsten kategorialen Bestimmtheit des Begriffs, die nur der Zweifelt Allgemeines – Besonderes Rechnung zu tragen braucht.

Mehrheit der Philosophen bejaht worden. Wo der Begriff einer Welt im ganzen sich von den mythischen Verstehensschemata löst, tritt ein Real-Allgemeines an die Stelle göttlicher Handlungssubjekte.

Eine Dialektik, die sich als Theorie der Welt-Immanenz von der negativen Dialektik der Theologie abgekoppelt hat, kommt in die Lage, sich selbst begründen zu müssen. Der Gang einer solchen Selbstbegründung ist zirkulär. Will man nicht die Regeln der formalen Logik souverän missachten (und dann in einem heillosen Irrationalismus enden!), so muss gezeigt werden, unter welchen Bedingungen und warum der Zirkel in der Selbstbegründung kein *circulus vitiosus* ist. Hegels Explikation des Reflexionsverhältnisses leistet dies im Rahmen einer Dialektik, die aus der Selbstbewegung des Begriffs entfaltet wird. Wie muss diese Reflexionsstruktur auf ein System abgebildet werden, das die materielle Verfassung der Welt modellieren will? Mein Vorschlag ist, dafür die Struktur des Leibnizschen Kosmos der Interaktionen der Kräfte heranzuziehen, nicht um die monadologische Methaphysik zu restituieren, sondern um aus elaborierten Denkmodellen etwas zu lernen. Eben darum ist mir die begreifende Aneignung der Philosophie so wichtig, nicht als Historiographie, sondern als Moment lebendigen Philosophierens.²¹

Daraus ergibt sich eine zweifache Relativität des Philosophierens: Zum einen ist jede Philosophie an den historischen Ort gebunden, an dem sie entsteht, d.h. an dem der Philosophierende steht; das gilt sowohl für sein Problembewusstsein wie für die Perspektiven, unter denen er die von ihm verarbeiteten philosophiehistorischen Vorgaben auswählt und deutet; diese Perspektivität ist ein Problem, das die Ideologietheorie beschäftigt. Zum anderen entwirft jede Philosophie als singuläre ein je eigenes Modell des Zusammenhangs der von ihr gesichteten Phänomene und ist daher nie *in toto* zum Konsens mit einer anderen zu bringen; die Differenz zwischen den Philosophien ist für sie ontologisch und erkenntnistheoretisch konstitutiv; so stellt sich immer die Frage, was der Allgemeinheitscharakter sei, der einer bestimmten Philosophie zukommt. Ich habe versucht, den Geltungscharakter von philosophischen Systemen mit Hilfe eines Begriffs von metaphysischen Modellen zu erhellen.²²

Es ist richtig, dass nach meiner Auffassung die nominalistische Wendung der neuzeitlichen Philosophie, die dem Allgemeinen ein reales Sein abspricht und allein das Einzelne als faktisch seiend betrachtet, in die Irre geführt hat. Der Nominalismus hängt aufs engste mit der Zerfällung der bürgerlichen Gesellschaft in eine Summe von Individuen zusammen. Aus der gleichen Wurzel erwuchs auch die moderne „Ich-Philosophie“, die Pechmann einer Orientierung am Zusammenhang von Natur und Mensch, von Notwendigkeit

²¹ Vgl. Hans Heinz Holz, Philosophiegeschichte als Konstituens systematischer Philosophie, in: H. J. Sandkühler (Hg), Geschichtlichkeit der Philosophie, Frankfurt am Main 1992, S. 193ff.

²² Siehe: Was sind und was leisten metaphysische Modelle, a.a.O.

und Freiheit entgegengesetzt.²³ Ich meine, die Antenne für die „Ich-Philosophie“, die das Subjekt zum Herrn, ja Schöpfer seiner Gestaltungsmöglichkeiten macht, fängt beunruhigende Signale auf. Die ökologische Krise, der unkontrollierte Selbstlauf des Wachstums der Technik, die Risiken der Genmanipulation – und viele andere alarmierende Entwicklungen – sind doch Folgen einer Welteinstellung, die in der neuzeitlichen Ich-Philosophie ihr Selbstverständnis artikuliert. Bloch hat zwischen einer Heils- und einer Unheilslinie in der Philosophie des 19. Jahrhunderts unterschieden. Die Hyperthropie der Subjektivität gehört zweifellos zur Unheilslinie. Die Freiheit, für die die Aufklärung kämpfte, verkommt da zu Beliebigkeit und Willkür. Dagegen den „Anspruch auf Bewahrung“ (Mocek) einer Philosophie der Vernunft aufrechtzuerhalten, ist nicht nur das Ziel des theoriegeschichtlichen Werks „Einheit und Widerspruch“, sondern meiner gesamten Lebensarbeit.²⁴

²³ Pechmann, a. a. O.: „Ihm fehlt offenkundig die Antenne für die Bedeutung der neuzeitlichen ‚Ich-Philosophie‘, die ihre Legitimation nicht daraus schöpft, Spiegel der Welt zu sein, sondern aus dem Prinzip der Freiheit“.

²⁴ Zur Erhellung des systematischen Hintergrunds der in „Einheit und Widerspruch“ vorgelegten Theoriegeschichte war ich genötigt, auf zahlreiche Arbeiten der vergangenen Jahre und Jahrzehnte zu verweisen, die Collmer bei der Formulierung seiner Kritikpunkte nicht kannte.

Karl Unger

Kosovokrieg: Die Mythen der Presse

Zu den neuen Reflexen der Linken gehört es, vor ihren alten zu warnen. Werner Goldschmidt hat das bezüglich der Solidarität mit den Serben getan.¹ Zutreffend charakterisiert er die Milosevic-Regierung als „ein nationalchauvinistisches Regime, das den Namen ‚sozialistisch‘ zu Unrecht trägt“, doch die Behauptung, daß sich diese „mit Terror und Gewalt gegen Oppositionelle und Minderheiten an der Macht hält“, hat wenig mit der Realität zu tun, auch wenn sie dem Tenor der bundesdeutschen Berichterstattung über den Balkan entspricht. Aber auch Goldschmidt meint für den Kosovokrieg, daß die Öffentlichkeit „wohl eher desinformiert!“² wurde. Die folgende Dokumentation der Kriegsberichterstattung will das Ausmaß der Desinformation in Umrissen aufzeigen und die Veränderungen des Informationsgeschäftes sowie ihre Konsequenzen thematisieren.

I.

Für den Nato-Krieg gaben das Scheitern der OSZE-Mission und der Rambouillet-Verhandlungen die Begründung ab. Die OSZE, die das Holbrook-Milosevic-Abkommen überwachte, wurde mit der Begründung abgezogen, daß ihre Sicherheit bedroht sei. Nach ihrer Ankunft in Skopje erklärten OSZE-Beobachter auf einer Pressekonferenz, daß sie absolut nicht bedroht waren und fügten hinzu: „Am Ende hat Missionschef Walker eine humanitäre Katastrophe vorausgesagt. Wir sind losgezogen um die hypothetischen Flüchtlinge zu suchen, die seine Behauptung bestätigten. Wir haben sie aber nicht gefunden.“³ Über den Missionschef erfuhr die Öffentlichkeit kaum etwas, obwohl dessen Biografie durchaus von Interesse ist: William Walker war in die Waffen- und Drogengeschäfte der Reagan-Administration mit dem Iran und den nicaraguanischen Contras verstrickt; er war in jenen Jahren in El Salvador tätig, als die CIA dort die Todesschwadron aufbaute. Die Sprecherin der OSZE in Pristina, Béatrice Lacoste, betonte außerdem, daß sie nie von ethnischen Säuberungen gesprochen habe, wohl aber von ständigen Verletzungen des Waffenstillstandsabkommens durch beide Seiten. So sah es auch das Auswärtige Amt, das am 12. Januar 1999 dem Verwaltungs-

¹ Werner Goldschmidt, Gerechter Krieg für eine gerechte Weltordnung, in: Z 40 (Dezember 1999), S. 103ff.

² Goldschmidts Ausrufezeichen ist ein indirekter Beweis für den Erfolg der zehnjährigen - als solcher aber nicht wahrgenommenen - Desinformationskampagne. Einen guten Überblick über die Zerstörung Jugoslawiens, die nachfolgenden Kriege sowie ihre mediale Darstellung, geben Hannes Hofbauer (Hg.), Balkankrieg - Die Zerstörung Jugoslawiens, Wien 1999 und Ralph Hartmann, Die ehrlichen Makler, Berlin 1999 (4. aktualisierte Aufl.).

³ Che cosa faceva l'Osce in Kosovo?, in: Limes H.2/99, S. 35ff.

anknüpfende politische Verfolgung ist auch im Kosovo nicht festzustellen. ... (Das) Vorgehen der Sicherheitskräfte (war) nicht gegen Kosovo-Albaner als ethnisch definierte Gruppe gerichtet, sondern gegen den militärischen Gegner und dessen tatsächliche oder vermutete Unterstützer.“⁴ Wenig Interesse zeigten die Medien auch am Rambouillet-Vertrag, der im Appendix B der Nato volle Bewegungsfreiheit nicht nur im Kosovo, sondern auch in ganz Jugoslawien einräumte und der damit faktisch einem Besatzungsstatut entsprach. Der Vertragstext wurde - kaum zufällig - erst eine Woche nach Kriegsbeginn bekannt. Als Außenminister Fischer erklärte, Appendix B sei nur ein Vorschlag des Militärs gewesen, der bei den Verhandlungen keine Rolle gespielt hätte, nahmen die Journalisten das hin. Dabei trug - wie allgemein bekannt - der Vertrag mit allen seinen Teilen die Unterschrift der kosovarischen Verhandlungsdelegation, was nicht zur behaupteten Unverbindlichkeit paßt. Doch die Medien beherrschte zu dem Zeitpunkt ein völlig anderes Thema, die „Operation Hufeisen“. Die Entdeckung dieses Plans stellte, nachdem Zweifel laut geworden waren, ob die Vertreibung der Kosovaren nicht eine Reaktion auf die Bombenangriffe war, den zentrale „Beweis“ für die Notwendigkeit der „humanitären Intervention“ dar: „Die Deportation der Kosovo-Albaner wurde schon Ende letzten Jahres im Umfeld von Präsident Milosevic geplant, erklärte das Bundesverteidigungsministerium.“⁵ Der „Hufeisen“-Plan war nicht sehr konkret, was die Bundesregierung damit erklärte, daß Operationspläne immer an die militärische und politische Entwicklung angepaßt werden. Aber auch eine andere Deutung ist möglich: Die veröffentlichten Einzelheiten stellen den Verlauf der Vertreibung nachträglich dar. Insofern hat die „Operation Hufeisen“ nicht die Qualität eines Faktums, sondern eines Gerüchts. Da es aber in die Welt gesetzt war, konnte man sich somit immer darauf als „Wahrheit“ beziehen, wie es etwa die „Süddeutsche Zeitung“ tat: „Sobald die ersten Bomben fielen, drückte Milosevic den Startknopf für seine lange vorbereitete ‚Operation Hufeisen‘.“⁶ In der Anklageschrift des Haager-Tribunals gegen Milosevic und andere tauchte sie jedoch nicht auf, denn selbst Louise Arbour hatte ihre „Zweifel über die Aussagekraft“⁷ dieses Dokuments. Der damaligen Chefanklägerin war durchaus bewußt, daß die Nato-Staaten permanent den Gerichtshof manipulieren. So verweigern die USA schon seit Jahren Satellitenfotos, die Aufklärung über die größte Vertreibungsaktion der Jugoslawienkriege vor 1999 geben könnten, die von rund 200 000 Serben aus der Krajina durch das kroatische Militär.⁸

⁴ Junge Welt 24. 4. 1999.

⁵ taz 20. 4. 1999.

⁶ Süddeutsche Zeitung (SZ) 22. 5. 1999.

⁷ Der Spiegel 17/99, S. 152.

⁸ New York Times 21. 3. 1999.

Die Bereitschaft der Journalisten, von Politikern in die Welt gesetzte Begriffe wie „Völkermord“ (Schröder)⁹ und „Schlachthauspolitik“ (Fischer)¹⁰ zu akzeptieren, hat ihren Grund im Milosevic- und Serbenbild der Journalisten. Das jedoch hat wenig mit der Realität zu tun, sondern ist das Produkt der Werbeagentur Ruder Finn, die - wie Dokumente des US-amerikanischen Justizministeriums belegen - über Jahre von Kroatien, Bosnien-Herzegowina und der „Republik Kosovo“ bezahlt wurde, um anti-serbische Propaganda zu betreiben. Ihr größter Erfolg war - nach eigener Aussage -, daß Begriffe wie „ethnische Säuberung“ und „Konzentrationslager“, zu denen die Öffentlichkeit automatisch Nazi-Terror und Auschwitz assoziiert, grundsätzlich mit den Serben verbunden wurden.¹¹

Statt ihre Wächterfunktion wahrzunehmen, machte die Presse Stimmung. „Was geschieht in den Dörfern und Städten des Kosovo“ fragte die FAZ und gab, obwohl „über den Ereignissen im Kosovo seit Beginn der Nato-Luftangriffe Dunkel (liegt)“, eine präzise Antwort: „Alarmierende Berichte von Massakern, Mißhandlungen und Vertreibungen“.¹² Bereits Mitte April sprach die Nato von 43 Massengräbern¹³, und die US-Behörden von 4 000 hingerichteten Kosovaren¹⁴ - ein Zahl die später auf 10 000 erhöht wurde. Minister Scharping tat öffentlich kund, daß die Serben „mit abgeschlagenen Kinderköpfen Fußball spielten oder Schwangeren den Fötus aus dem Leib rissen, diesen grillten und wieder in den Leib zurückstopften“.¹⁵ Nato und Bundesregierung hielten sich an die Regieanweisung von Ruder Finn: „Die Geschwindigkeit ist von lebenswichtiger Bedeutung; es ist der erste Eindruck der zählt. Alle Dementis sind absolut ineffektiv.“¹⁶ Schlagzeilen bleiben im Gedächtnis, und die Masse macht es. Die Journalisten in ihrer Gier nach Sensationen bzw. ihre kommerziellen Auftraggeber in der nach Einschaltquoten und Werbeeinnahmen, gaukelten in Aufmachern Geschehnisse vor, die man im Text vergeblich suchte. Sie nannten auch ihre Quellen, aber das war ohne Bedeutung, denn die sahen so aus: die Nato sagt, daß Flüchtlinge sagen, daß ... Insofern meinte Beweis meist gar nichts anderes als die hingenommene Behauptung. Und je öfter sie wiederholt wurde, desto wahrer erschien sie. Das verweist auf eine grundsätzliche Veränderung des Journalismus in den letzten Jahren: Der Wahrheitsgehalt einer Information bestimmt sich nicht mehr nach objektiven Kriterien. Vielmehr gilt ein Sach-

⁹ Der Spiegel 14/99, S. 152

¹⁰ Ebd., S. 153.

¹¹ La Nato nei Balcani, Roma 1999, S. 35.

¹² FAZ 29. 3. 1999.

¹³ FAZ 19. 4. 1999.

¹⁴ Frankfurter Rundschau (FR) 30. 4. 1999.

¹⁵ FR 22. 4. 1999.

¹⁶ La Nato ..., S. 35.

verhält als wahr, weil die verschiedenen Medien die gleiche Behauptung ständig wiederholen und somit „bestätigen“, was oft nur eine Fama ist. Das Gerücht war immer schon die schärfste Waffe der Kriegspropaganda und ist es wegen der allseitigen Medienpräsenz heute noch viel mehr. Da es nicht wirklich überprüfbar ist, kann es auch nicht widerlegt werden. Über Wochen wurde die Berichterstattung von Schlagzeilen beherrscht wie „Flüchtlinge: Serben treiben makabre ‘Spiele’“¹⁷. Die von der Nato deshalb geäußerte Sorge zweifelte der Hamburger Friedens- und Konfliktforscher Peter Lock mit Recht an: „Bei Pannen in die Enge gedrängt hat die Nato zu erkennen gegeben, wie umfassend zumindest die Amerikaner in Gestalt der National Reconnaissance Organisation über jeden Winkel in Kosovo unabhängig vom Wetter informiert sind. Man hat also immer auch gewußt, wo sich die für die Weltöffentlichkeit dramatisch verschwundenen Flüchtlingsmassen aufgehalten haben.“¹⁸ Und die Klage der Kriegsberichterstatte, daß man auf Gerüchte angewiesen sei, war mehr Ritual denn Wahrheit. Anfang April hatte die Nato gesagt, eine ganze Generation Kosovo-Albaner im wehrfähigen Alter, „insgesamt mehr als 100 000, (sei) verschwunden“¹⁹. Diese Aussage ließ sich in den Flüchtlingslagern überprüfen. Wie das geschah, berichtete ein im mazedonischen Lager Stenkovac I arbeitender Arzt: „Für mich (war) sehr überraschend, daß eine große Anzahl von Journalisten nicht wahrnehmen wollte oder konnte, daß in unseren Flüchtlingslagern die Männer im wehrfähigen Alter die Mehrheit der Flüchtlinge stellten. ... Selbst wenn man die Journalisten darauf hingewiesen hat, dann weigerten sie sich, das wahrzunehmen“²⁰. In ihrer Begeisterung für die Nato-Hilfsaktionen vergaßen die Journalisten, auf die wirklichen Profis, die humanitären Organisationen, zu hören. Der Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, Cornelio Sommaruga, sagte: „Wir haben in Jugoslawien einen Bürgerkrieg und einen internationalen bewaffneten Konflikt. ... Ich stelle fest, daß es auf allen Seiten schwerwiegende Verletzungen des humanitären Völkerrechts gibt. ... Ich habe dem Nato-Generalsekretär meine Bedenken über die zu starke Militärpräsenz in den Lagern deutlich gemacht. Nicht zuletzt deshalb, weil die gleiche Nato einen Krieg führt.“²¹

Bilder haben eine besondere Bedeutung, weil mit der Dominanz des Fernsehens bei der Berichterstattung der Begriff der Information einen Bedeutungswandel erfahren hat. Heute versteht man darunter nicht mehr die Antwort auf die klassischen Fragen des Journalismus - wer, was, wann, wo, wie, warum -, sondern „zeigen“. Sehen bedeutet verstehen, und das Bild ist die Wahrheit. Ende April präsentierte Minister Scharping Fotos, die ein deut-

¹⁷ FR 19. 5. 1999.

¹⁸ FR 19. 5. 1999.

¹⁹ FAZ 7. 4. 1999.

²⁰ Die Welt 18. 6. 1999.

²¹ Die Weltwoche 13. 5. 1999.

scher OSZE-Beobachter unter Lebensgefahr schon am 29. Januar aufgenommen hatte. Sie zeigten ermordete Kosovo-Albaner, wie Scharping sagte, und belegten, „daß der Plan zur Vertreibung der Kosovaren schon im Januar in die Tat umgesetzt worden ist.“²² Doch da meldete sich die Nachrichtenagentur Reuters. Die hatte im Januar - ohne Lebensgefahr - Fotos dieser Toten veröffentlicht und sie als „mutmaßliche Guerillas der UCK“ identifiziert, da manche von ihnen deren Abzeichen trugen und zwischen den Leichen automatische Waffen lagen.²³ Was man auf der Hardthöhe konnte, beherrschten auch Redaktionen. Die „taz“ veröffentlichte am 30. April 1999 Fotos, die Opfer eines Massakers in Djakovica zeigen sollten. Ein Leser wies die Zeitung darauf hin, daß sie größte Ähnlichkeit mit im „Spiegel“ veröffentlichten Bildern des Massakers von Racak hatten, über das Anfang 1999 ausführlich berichtet worden war. Die „taz“ mußte die Fälschung eingestehen und schrieb: „Dadurch wird die Beschuldigung gegen die serbischen Einheiten wegen Massentötungen in Djakovica nicht hinfällig. Erst vorgestern berichteten wieder Flüchtlinge aus Djakovica dem UN-Flüchtlingswerk UNCHR von grausamen Vorkommnissen.“²⁴ Hinter dem massiven Einsatz von Fotos steckte eine simple, aber propagandistisch effektive Logik: Indem man Bilder von mit der Hand Massakrierten zeigte, „bewies“ man, daß die Tornado-Massaker diesen Massakrierten halfen.

II.

Die Orientierung der Berichterstattung an den Vorgaben der Nato-Pressekonferenzen hat das Bild dieses Krieges insgesamt geprägt als eine professionalisierte Operation, bei der die Militärs diskret und kompetent ihre Arbeit tun. Deshalb haben sich die Journalisten der Nato gegenüber nicht anders verhalten, als auch sonst gegenüber den Regierenden: Grundsätzlich wurde akzeptiert, daß die Nato die Kompetenz für das Kriegführen hat und nichts grundsätzlich hinterfragt werden muß, so wie z. B. auch die Steuerprofis für die Steuerreform zuständig sind. So wurde vor allem vergessen gemacht, daß ebenso wie die Festlegung eines Steuersatzes auch das Kriegführen eine politische Entscheidung ist. Indem sie das von der Nato propagierte Bild einer Profi-Operation übernahmen, eliminierten die Medien aus dem öffentlichen Bewußtsein auch, daß ein Krieg Auswirkungen auf die Menschen hat und konnten so völlig am Beginn des zweiten Bombenmonats Elektrizitätswerke, Chemie- und Autofabriken als „neue Klasse von Zielen“²⁵ akzeptieren. Wie eine Untersuchung der Universität Padua zeigte, tauchten Begriffe wie Feind, Tod oder Sieg auf den Nato-Pressekonferenzen fast gar nicht auf. Das vom Pressesprecher am häufigsten verwendete Wort

²² Neues Deutschland 29. 4. 1999.

²³ FR 29. 4. 1999.

²⁴ taz 7. 5. 1999.

²⁵ FAZ 26. 4. 1999.

war „Flüchtlinge“ und dann kam - aber schon mit ziemlichen Abstand - „Ziele“.²⁶ An dieser Sprachregelung orientierte sich die Berichterstattung, wie die Übernahme des Begriffs „Fehltreffer“ belegt, auch wenn der mit kritischen Anmerkungen verbunden war. Doch die resultierten nicht aus grundsätzlichen Einwendungen gegen die Aggression, sondern weil die Nato damit das von ihr geschaffene Bild des „sauberen Krieges“ beschädigte. Die toten Zivilisten, die ökologischen Schäden sowie die sozialen Auswirkungen der Bombardements, die Arbeits- und Obdachlosigkeit durch die Zerstörung von Fabriken und Wohnhäusern waren kaum Themen für die Presse. Nach dem Ende des Krieges wußte die „Frankfurter Rundschau“ jedoch zu vermelden: „UN-Kommission entdeckt keine Umweltkatastrophe in Jugoslawien“.²⁷ Das war eine jener psychologisch geschickt formulierten Halbwahrheiten, die für die Kosovo-Berichterstattung typisch sind. Wenn es keine Umweltkatastrophe gegeben hat, dann zeigt sich wieder einmal die Maßlosigkeit der jugoslawischen Propaganda. Im Text jedoch wurde deutlich, daß es die deutschen Delegationsteilnehmer waren, die „nach ersten Untersuchungen eine gewisse Entwarnung geben“. Der UN-Bericht zeichnet trotz der für solche Dokumente üblichen vorsichtigen Sprache ein ganz anderes Bild: „Die Delegation hat sich nach Pancevo ... begeben, wo durch die Zerstörung einer petrochemischen Fabrik mehrerer chemische Flüssigkeiten (wie Vinylchlorid, Chlor, Ethylenchlorid und Propylen) in die Luft, in die Gewässer und ins Erdreich gelangt waren. ... Zahlreiche chemische Verbindungen, die bei diesen Unfällen freigesetzt wurden, können Krebs, Fehlgeburten und angeborene Mißbildungen verursachen. Manche können zu Nervenkrankheiten und tödlichen Lebererkrankungen führen.“²⁸ Ganz nachrichtlich gab sich die Presse, wenn es um das Waffenarsenal der Nato ging: „Die Nato hat den Einsatz von mit Uran gehärteter Munition bei ihren Luftschlägen in Jugoslawien eingeräumt... Es handle sich aber nicht um eine Strahlenwaffe. Vielmehr finde sich solches Uran auch in der Natur.“²⁹ Die „Ärzte gegen Atomkrieg“ führen jedoch auf Grund von Forschungen die im Nachkriegs-Irak rasant gestiegenen Knochen- und Nierenerkrankungen sowie Leukämie und Mißbildung bei Neugeborenen auf den Einsatz eben dieser Munition zurück. Genauso uninteressiert verhielten sich die Journalisten gegenüber den Auswirkungen der Graphitbomben. Die „Süddeutsche“ illustrierte ihre erste Meldung über die dadurch verursachten Kurzschlüsse mit dem Bild einer stillenden Mutter bei Kerzenschein.³⁰ Die Realität war aber nicht so idyllisch. Die nur in großen Krankenhäusern existierenden Notstromaggregate funktionierten kaum, da es an Treibstoff mangelte, weil die Nato die Raffinerien bombardierte.

²⁶ Corriere della Sera 21.5. 1999.

²⁷ FR 31.7. 1999.

²⁸ Le Monde diplomatique, Juli 1999.

²⁹ NZZ 17.5. 1999.

³⁰ SZ 4.5.

Zu Beginn der Bombenangriffe betonten Journalisten häufig, daß das erste Opfer des Krieges die Wahrheit sei, weil es an unabhängigen Quellen fehle. Doch der Umgang mit den Verlautbarungen der Nato legt den Verdacht nahe, daß es sich hierbei nur um eine Schutzbehauptung handelte, die als Generalabsolution für Falschmeldungen dienen sollte, wie etwa den Aufmacher der „Süddeutschen“ zu Kriegsbeginn: „Serben exekutieren fünf Albaner-Führer“.³¹ Selbstverständlich stellte die Presse auch richtig, doch wie sie das tat, sagt einiges aus. Daß es die Konzentrationslager, für die Scharping Hinweise hatte³², nicht gab, versteckte die „Süddeutsche“ unter der Überschrift „Den Massenmördern auf der Spur - Internationale Organisationen sammeln systematisch Beweise für Greueltat der Serben“.³³ Die Nato wiederum wußte nie genau von ihren Opfern. Schon zu Beginn sagte Generalsekretär Solana, „eine genaue Schadenbilanz sei ... nicht möglich“³⁴, und dabei ist es geblieben. Die sogenannte Informationspolitik der Nato folgte einem einfachen Schema: Grundsätzlich wurde immer gewartet, ob ein Vorfall bemerkt wurde, und wenn dies der Fall war, wurde er erst einmal bestritten. War das Faktum jedoch unbestreitbar geworden, machte man den Feind zu dessen Urheber und erklärte, über keinerlei Informationen zu verfügen. Beschäftigte der Vorfall weiterhin die Medien, dann wurde er bedauert, und es wurden zusätzliche Recherchen in Aussicht gestellt. Am Ende stand die Ankündigung eines Untersuchungsberichtes sowie die Versicherung, daß die Nato unbeirrt an den humanitären Zielen ihrer Mission festhalten werde. An diesem Gängelband ließen sich die Journalisten führen, obwohl sie wußten, daß ihnen die Nato die Wahrheit vorenthielt: „Sicher ist, daß die Luftbilder ... aus dem Kosovo ... nur ein billiger Abklatsch dessen sind, was in Wahrheit vorliegt. ... Mit einer vom Deutschen Forschungszentrum für Luft- und Raumfahrt gebauten Kamera, die ungleich billiger als die Objektive von Satelliten ist, werden derzeit farbige Stereo-Aufnahmen vom Mars geschossen, deren Auflösung die Bilder vom Kosovo um ein Vielfaches übertrifft.“³⁵ Ohnehin konnte man die Nato an Hand ihrer eigenen Erklärungen der Lüge überführen - wenn man nur wollte. Nachdem bekannt geworden war, daß die Allianz Streubomben einsetzte, kam es angesichts kritischer Stimmen über die Legalität dieses Kampfmittels zu einer Stellungnahme aus Brüssel: „Der militärische Nato-Sprecher General Walter Jertz bestätigte in Brüssel, daß die Allianz ... Flächen-Streubomben abwerfe. ... Man mache davon aber sparsam Gebrauch und 'nur wenn wir sicher gehen können, daß kein Kollateral-Schaden entsteht'.“³⁶ Sechs Tage später gestand die Nato in einem offi-

³¹ SZ 30.3. 1999.

³² FAZ 1.4. 1999.

³³ SZ 9.4. 1999.

³⁴ FAZ 26.3. 1999.

³⁵ SZ 9.4. 1999.

³⁶ FR 15.5. 1999.

ziellen Bericht an die italienische Regierung, daß die Bomben auch in die Adria geworfen wurden.³⁷ Dies lies sich nicht mehr leugnen, nachdem mehrere Fischer durch solche Bomben verletzt worden waren.

Die Bomben auf den Staatssender RTS, das - laut Nato-Sprachregelung - „Gehirn“ des Militärapparates³⁸, nahm die „Süddeutsche“ zum Anlaß, grundsätzliche Erwägungen über den Journalismus in den Zeiten des Krieges anzustellen: „In Vietnam haben die Amerikaner den Medien ziemlich freien Lauf gelassen. ... Mit der Folge, daß durch die Darstellung der Kriegsschrecken die Heimatfront aufgeweicht und Washingtons Vietnampolitik untergraben wurde. ... Im nächsten Krieg, demjenigen am Golf, verbannte man die Medien an die Bildschirme, spielte ihnen einen virtuellen Krieg vor, einen ohne Leid und Verzweiflung. Man muß auf diese Entwicklung in der Benutzung der Medien durch kriegsführende Parteien hinweisen, um dem Eindruck vorzubeugen, Manipulation sei nur ein Kriegsmittel ausgemachter Schurken. Aber die ausgemachten Schurken, solche wie Milosevic, gehen weiter, begnügen sich nicht mit eher subtiler Meinungsbeeinflussung.“³⁹ Mit anderen Worten: So lange die Manipulation „eher subtil“ erfolgt, ist sie in Ordnung. Die Nato hatte ursprünglich nicht das Informationsmonopol, denn Belgrad veröffentlichte Bilder der Zerstörungen und der Opfer der Bombenangriffe. Auch wenn Journalisten diese als „Schauerbilder“⁴⁰ und somit als Propaganda denunzierten, war so noch eine andere Wahrheit zugänglich war als die der verharmlosend „PR-Truppe“⁴¹ genannten Propagandaabteilung der Nato. Nach den Bomben auf RTS sowie die von der Nato durchgesetzte Abschaltung seines Satellitenprogrammes konnten außerhalb Jugoslawiens keine Bilder mehr empfangen werden, die die Auswirkungen der Luftangriffe zeigten. Indem sie diese massive Zensur hinnahmen, machten sich die publizistischen Verfechter der Menschenrechte vollends unglaublich, denn die Informations- und Meinungsfreiheit gilt laut Europäischer Menschenrechtskonvention auch und gerade für „Ideen, die verletzen, schockieren oder den Staat und die Bevölkerung beunruhigen“.

III.

Fast völlig unterschlagen wurde in der Berichterstattung, daß im Kosovo zwei Kriege stattfanden: der der Nato gegen Jugoslawien und der zwischen den jugoslawischen Truppen und der UCK. Einen wenn auch unvollständigen Eindruck der Stärke der UCK geben die Zahlen der Kfor, der mehr als 10 000 Waffen, darunter Maschinengewehre, Mörser und Landminen, und

³⁷ Corriere della Sera 21.5.1999.

³⁸ FR 24.4.1999.

³⁹ SZ 29.4.1999.

⁴⁰ NZZ 16.4.1999.

⁴¹ SZ 8.5.1999.

über 5,5 Millionen Schuß Munition übergeben wurden. Die Realität dieses Krieges wurde mit dem Begriff Völkermord vernebelt. Jugoslawien tat bis Ende März nichts anderes, als seine Souveränität zu verteidigen und bediente sich dabei jener klassischen Anti-Guerilla-Strategie, wie sie von den Amerikanern in Vietnam entwickelt worden ist: den Rebellen durch Gegenterror das Lebensmilieu entziehen.

Nach 35 219 Bombenflügen hatte die Nato ihren Krieg gewonnen. An der Spitze der Kfor-Truppen marschierte der britische General Michael Jackson ein, der Journalisten selbstverständlich eine Personalie wert war, aber eine unvollständige. In der Regel fehlte, daß er den „Bloody Sunday“, das blutigste Militärmassaker der letzten Jahrzehnte in Nordirland zu verantworten hat: 1972 waren in Derry, wie eine offizielle britische Untersuchungskommission festgestellt hat⁴², 14 unbewaffnete Bürgerrechtsdemonstranten von Fallschirmjägern kaltblütig erschossen worden. Das einzige Interesse der Berichterstatter galt Massengräbern. Die waren aus zwei Gründen nicht schwer zu finden. Zum einen bezeichnet das US-Außenministerium „als Massengrab jede Grabstelle in der mehr als eine Leiche liegt“⁴³. Zum anderen stellt sich die Frage, was Gräber in einer Kampfzone, in der täglich sowohl Bodenkämpfe zwischen serbischer Armee und UCK stattfanden als auch nahezu täglich Bomben fielen, eigentlich aussagen? Wenn beispielsweise in Djakovica Massengräber gefunden werden, bestätigt das noch lange nicht die Vermutung, daß die Serben hier mindestens 300 Menschen ermordet haben⁴⁴, denn bekanntlich wurde hier ein Flüchtlingstreck von der Nato bombardiert. Eine unparteiische Aussage zum Thema Kriegsverbrechen wurde vom UN-Verwalter Bernard Kouchner erwartet, und seine Pressekonferenz machte dann auch Schlagzeilen: „11 000 Tote in Massengräbern - Haager UN-Tribunal legt Zahlen aus Kosovo vor“⁴⁵. Einen Tag darauf war alles nicht mehr wahr, aber selbstverständlich keine Schlagzeile wert: „Kouchner habe nur eine mögliche Opferzahl genannt, die auf Berichten über Massengräbern und Daten verschiedener Quellen basiere, sagte seine Sprecherin. ... Das Tribunal in Den Haag dementierte diese Angaben noch am gleichen Abend und betonte, es habe bislang keine entsprechende Zahl genannt.“⁴⁶ Das Haager Tribunal mußte so prompt reagieren, um nicht vollends in den Verdacht völliger Einseitigkeit zu kommen. Denn für die Massaker der UCK und die Vertreibung von rund 200 000 Serben, Roma und Kroaten hält es sich rechtlich nicht für zuständig, da kein bewaffneter Konflikt vorliegt, und wird sie daher auch nicht verfolgen.⁴⁷

⁴² FR 18.9.1999.

⁴³ Morgenpost 18.6.1999.

⁴⁴ taz 17.6.1999.

⁴⁵ FR 3.8.1999.

⁴⁶ FR 4.8.1999.

⁴⁷ FR 5.8.1999.

IV.

Während des Jugoslawienkrieges hat es keine autokratische Zensur gegeben, doch ihre moderne Variante ist um einiges wirkungsvoller. Da sie nicht auf der Unterschlagung von Informationen⁴⁸ beruht, sondern auf ihrem Überfluß, funktioniert sie vorbewußt und unsichtbar. In der Flut der Kommunikation gehen die wichtigen Informationen entweder unter, oder ihr Fehlen fällt nicht mehr auf. Bourdieu hat das treffend „Verstecken durch Zeigen“ genannt. Es geht nicht mehr darum zu informieren, sondern nur noch zu kommunizieren - egal was, sofern es jemand wahrnimmt und es sich mittels Werbung bezahlt macht. Die verschärfte Konkurrenz der Medienkonzerne hat - wie es ihrer immanenten Logik entspricht - zu Einförmigkeit und Mittelmaßigkeit geführt. Sie hat seit Ende der achtziger Jahre sowohl die Arbeitsbedingungen und das Selbstverständnis des bürgerlichen Journalismus grundlegend verändert als auch einen Strukturwandel der Öffentlichkeit bewirkt. Die Kriegsberichterstattung widerspiegelt insofern nicht nur die zunehmende Aggressivität des deutschen Imperialismus, sondern auch und vor allem den neuen Journalismus. Und das wirft die Frage auf: Was heißt Aufklärung heute und welche Möglichkeiten hat sie noch?

⁴⁸ Die gehörte selbstverständlich ebenso wie z.B. das Fälschen von Videofilmen zum Nato-Alltag, war aber nicht das bestimmende Moment bei der täglichen TV-Performance.

Konferenz über Ideologie

Wuppertal, 13./14. November 1999

Gemeinsam veranstalteten die Marx-Engels-Stiftung Wuppertal und die Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal eine Konferenz unter dem Titel „Spätkapitalismus ohne Ideologie? Gesellschaftliches Bewußtsein heute“. Es war die zweite gemeinsame Veranstaltung beider Einrichtungen.¹ Das jetzige Thema knüpfte direkt an den Beitrag von Erich Hahn (Berlin) auf der Konferenz vom Mai 1998 an, in dem er sich vor allem mit Fragen der Manipulation in einer von Medien bestimmten Gesellschaft beschäftigt hatte.²

Auf der November-Konferenz sprach *Erich Hahn* einleitend über „Reichweite und Grenzen des Marxschen Ideologiekonzeptes“. Sein Ausgangspunkt war die Feststellung, daß „einerseits sehr viel für eine ungebrochene Aktualität der Marxschen Ideologietheorie spreche“, da die von ihr erfaßten Sachverhalte, Fetischisierungen und Mystifikationen nach wie vor existierten. Andererseits sei zu fragen, ob „die unübersehbare, nun schon eineinhalb Jahrhunderte anhaltende Fortexistenz des Gegenstandes der Kritik nicht zum Eingeständnis ihrer Wirkungslosigkeit“ zwingt. Zur näheren Bestimmung dieses Widerspruchs befaßte er sich zunächst mit vier Eckpunkten der Marxschen bzw. der marxistischen Ideologietheorie. Er hob erstens die historische Gebundenheit der Marxschen Ideologietheorie an einen praktisch-politischen Zweck hervor: „Der historische Ausgangspunkt der Marxschen Ideologietheorie war die Notwendigkeit, Vorstellungen zu kritisieren, die der Entfaltung revolutionärer Prozesse in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Wege standen.“ Zweitens bestehe der hauptsächliche Inhalt der Marxschen Ideologietheorie „in der Analyse der Art und Weise, in der bestimmte ideologische Vorstellungen, Normen oder Verhaltensweisen im historischen Lebensprozeß erzeugt werden.“ Danach unterliegen aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse „Subjektives und Objektives, Wesen und Erscheinung, Allgemeines und Besonderes oder Einzelnes notwendigerweise einer Verkehrung, einer Vertauschung ... Gesellschaftliche Beziehungen von Individuen erscheinen als selbstständige Mächte von Individuen.“ Drittens gehe der Streit um die Frage, ob Ideologie „als falsches Bewußtsein“ zu verstehen sei oder ob ein „positiver“ Ideologiebegriff legitim sei, seit langem, und er sei im 20. Jahrhundert durch die Psychoanalyse, durch die Wissenssoziologie und Lenins Proklamation einer sozialistischen Ideologie und ihre Folgen, durch die ideologischen Praktiken des Faschismus und durch die Phänomene „Kulturindustrie“ bzw.

¹ Zur ersten Tagung vom Mai 1998 vgl. den Tagungsbericht von Jana Frielinghaus in Z 35 (September 1998), S. 221ff.

² Dieser Beitrag ist im inzwischen erschienenen Protokollband der 98er Tagung veröffentlicht: Erich Hahn, Paralyisierung des Bewußtseins - Ideologiekritik im Medienzeitalter, in: Kommunistisches Manifest passé?! Marxismus im 21. Jahrhundert, Schriftenreihe der Marx-Engels-Stiftung 32, Bonn 1999, S. 142ff.

„Medienzeitalter“ befördert worden. Wahrscheinlich habe Eagleton recht, wenn er vermute, „daß sich im marxistischen Erbe zwei Traditionslinien der Ideologietheorie begegnen.“ Die eine befaße sich mit Vorstellungen von wahrer und falscher Erkenntnis, die andere eher mit den gesellschaftlichen Funktionen von Vorstellungen. Hahn würdigte in diesem Zusammenhang insbesondere die „Ontologie des gesellschaftlichen Seins“ von Georg Lukács. Nach ihm sei zwischen ontologischer und erkenntnistheoretischer Sichtweise zu unterscheiden. Ontologisch stellten Ideologien „real wirksame Mächte“ dar, bei denen ihre gesellschaftliche Funktion entscheidend sei: ihre Wirkung, nicht ihr Wahrheitsgehalt. Die erkenntnistheoretische Fragestellung sei aber nicht überflüssig. Für die „konkrete gesellschaftlich-geschichtliche Einschätzung der einzelnen Ideologien“, so Lukács, könne sie „von ausschlaggebender Bedeutung sein.“ Beide Sichtweisen ergänzten einander und daher, schlußfolgerte Hahn, halte er „die generelle Reduktion von ‘Ideologie’ auf ‘falsches Bewußtsein’ für eine Vereinfachung den realen geschichtlichen Phänomenen gegenüber“. Außerdem werde das pauschale „falsch“ „dem reichen und differenzierten Inhalt jener Verkehrungen oder Verzerrungen nicht gerecht, die im gegebenen Fall eine adäquate Beziehung zwischen Objekt und Abbild verhindern.“ Viertens sei der Begriff „sozialistische Ideologie“ bei Marx und Engels nicht zu finden. Er gehe auf Lenin zurück, dessen Anliegen aber unbestreitbar eine Reihe gewichtiger Berührungspunkte zu den Überlegungen von Marx und Engels aufweise. Das betreffe die Auffassung, „daß der Klassenstandpunkt des Proletariats die objektive Voraussetzung für die Durchbrechung des notwendig falschen Scheins der bürgerlichen Gesellschaft ist“, zum anderen hätten sich Marx und Engels ohne Umschweife zu der Notwendigkeit bekannt, ihr Gedankengut im Massenbewußtsein der Arbeiterklasse zu verankern.

Im zweiten Teil seiner Ausführungen wandte sich Hahn der Frage nach der Wirksamkeit der Marxschen Ideologietheorie zu. Insbesondere seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts sei in ökonomistischen oder objektivistischen Tendenzen der marxistischen Theorie ein Hinderungsgrund für deren Fähigkeit zum Eingreifen in gesellschaftliche Prozesse gesehen worden. Dagegen Hahn: Die Anerkennung der aktiven Rolle der Ideologie und ihr gleichzeitiges Verständnis als Produkt geistiger Aneignung der Wirklichkeit, also ihre erkenntnistheoretische Bestimmung, markierten „zwei Gesichtspunkte ein und derselben Sache.“ Der Widerspiegelungscharakter der Ideologie, die Abhängigkeit geistiger Gebilde vom „Ansichsein der Wirklichkeit“ (Lukács) sei nicht in Abrede zu stellen. In fünf Punkten faßte Hahn auf dieser Basis die ideologische Verfaßtheit einer Gesellschaft wie der BRD zusammen: 1. Die kapitalistische Produktionsweise reproduziere sich in Gestalt eines tiefgreifenden Umbruchs: Krise des Fordismus, Globalisierung, Dominanz des Finanzkapitals, Krise des Systems der Erwerbsarbeit etc. 2. Empirisch und theoretisch begründet worden sei in den letzten Jahren das Verständnis dieser Realität als Klassengesellschaft. 3. Wenn nicht von Umbrüchen, müsse von Rissen und Widersprüchen im Funktionsmechanismus gesprochen werden.

4. Die Rezeptionsbedingungen für Ideologie werden in wachsendem Maße durch widersprüchliche Entwicklungen im Bereich der Kultur beeinflusst: Postmoderne Beliebigkeit, Aufblähung von Ironie, Ästhetisierung, Lifestyle als Ideologie-Ersatz etc. seien „wirksame Instrumente der Immunisierung des Bewußtseins gegen realistische Selbst- und Welterkenntnis.“ 5. Von erheblicher Bedeutung sei die geschichtliche Erfahrung dieses Jahrhunderts.

Diesen Faktoren seien aber nicht jeweils entsprechende ideologische Phänomene zuzuordnen. Hahn stellte in diesem Zusammenhang drei Beobachtungen zur Diskussion. Erstens seien massive Aktivitäten unübersehbar, die „auf ein neues hegemoniales Projekt“ zielten, den Paradigmenwechsel hin zur Vorherrschaft des Neoliberalismus. Verfehlt wäre es aber, das Gesamtspektrum zu übersehen, in dem in Deutschland vor allem der Nationalismus seit der Vereinigung einen kräftigen Auftrieb erhalten habe. Zweitens seien Neoliberalismus und Nationalismus in Deutschland Einzelfälle einer weltweiten Bewegung der ideologischen Szenerie. Diese Tendenz liege in Konflikt mit der Wirkung ideologischer Mechanismen, die sich in der „Wohlstandsgesellschaft“ der sechziger Jahre formiert hätten. Überhaupt weise das „ideologische Panorama spätkapitalistischer Gesellschaften“ auch in formaler Hinsicht „eine aufgefächerte Struktur auf“. Neben den „Großideologien“ könne man von Ideologien „mittlerer Reichweite“ sprechen: Modernisierung, Zivilgesellschaft, Flexibilisierung, Gerechtigkeit, Markt, Reform etc. Drittens sei zu fragen, ob Marx' Ansatz tatsächlich wirkungslos gewesen sei. Trotz der Schwäche der Linken sehe sich die herrschende Seite „zu einem beträchtlichen Engagement veranlaßt“. Ein Grund dafür sei, daß die „starken Perioden der Arbeiterbewegung in diesem Jahrhundert“ dem bürgerlichen Bewußtsein „die historischen Schranken seiner Ordnung vor Augen geführt hätten.“ Diese Lektion sei gelernt worden, man baue vor. Offenbar seien vom Marxschen Konzept bestimmte irreversible Veränderungen im geistigen Leben ausgegangen. Abschließend setzte sich Hahn mit kritischen Reaktionen auf seinen Artikel in Z 37³ auseinander, in dem er den Terminus „sozialistische Ideologie“ verwendet habe. Er habe dort bereits formuliert, daß dieser Begriff einer inhaltlichen Präzisierung bedürfe. Er halte es für fragwürdig, „für alle Zeiten festzuschreiben, daß alternative Positionen in einer pluralistischen Gemengelage zu verharren“ hätten.

Die Verschränkung von Wahren und Falschem in als ‘ideologisch’ bezeichneten Bewußtseinsformen stand auch im Mittelpunkt des Referates von *Gerhard Schweppenhäuser* (Weimar) über „Ideologie oder System? Bemerkungen zu Adorno und Luhmann“. Kritisch setzte sich der Referent vor allem mit dem von Adorno und Horkheimer vertretenen Begriff der „Kulturindustrie“ auseinander, mit der die Monopolherrschaft die Massen gefügig halte. Der Manipulationsvorwurf werde von Luhmann geleugnet, es gebe kein z. B. die Massenmedien steuerndes Subjekt, das nur Konsens predige. Vielmehr

³ Erich Hahn, Ideologien am Ende eines Jahrzehnts, in: Z 37, März 1999, S. 107ff.

werde die Gesellschaft durch ein Hin und Her von (scheinbarer) Kritik und Harmonisierung stabilisiert. Hintergrund sei, darin behalte die Kritik von Adorno recht, das System der Warenproduktion, in das die Produktion von Bewußtsein verflochten sei.

„Gesellschaftliche und Verblendungsmechanismen setzen sich in Kopf und Herz durch“, begann der Sozialpsychologe *Thomas Leithäuser* (Bremen) seinen Vortrag über „Alltagsbewußtsein“. Aus der Sicht der „politischen Psychologie“ gehe es vor allem um die Einbindung von Individuen in Gruppen. Grundlage für die Bildung kollektiver Illusionen sei die kapitalistische Vergesellschaftung. Die Verdrängung von Wirklichkeit (z. B. der faschistischen Vergangenheit Deutschlands), das Aufkommen neuer Archaismen, von Feindbildern in der Art eines Teufelsglaubens folge ökonomischen Interessen. Statt einer realen werde nur eine „magische Partizipation“ ermöglicht, es gehe um Ruhigstellung und um Unbewußtmachen. Das Elend des Alltagsbewußtseins sei die Nichtverarbeitung von Niederlagen und Unterdrückung.

An einem exemplarischen Fall schilderte *Hans-Dieter König* (Frankfurt am Main) die medialen Großinszenierungen der heutigen Politik: „Ronald Reagan als Westerner“. Vom Nachruf auf John Wayne 1979 bis zum Abschub libyscher Flugzeuge im Januar 1989 habe Reagan auf den bebilderten Westernmythos der USA gesetzt - der Kampf gegen „das Böse“ in der Welt als Fortsetzung des Kampfes gegen Indianer und Wildnis. Die Welt sei lediglich Bühne für den Kampf des Cowboys: Wie Gary Cooper in „High Noon“ allein, ohne Hilfe der Bevölkerung, die Killer erschießt, ließ Reagan als Vergeltung für das Attentat auf ein PanAm-Flugzeug, das im Dezember 1988 beim schottischen Lockerbie abstürzte, libysche Kampffjets abschießen, obwohl er nicht mehr im Amt war. Alle widersprüchlichen Bestandteile des Westernmythos (Sehnsucht nach dem einfachen Leben; „nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer“; der freie, weil angeblich menschenleere Westen) ließen sich auch in den Inszenierungen Reagans nachweisen. König sah hier totalitäre Ideologien wirken, die nicht nur bloße Herrschaftsmittel im Sinne des klassischen Ideologiebegriffs seien. Rationale und irrationale Verhaltensweisen gingen ineinander über: Mit der Verteufelung der UdSSR habe Reagan seinerzeit von der Demontage des Sozialstaates abgelenkt. Das Unbehagen in der Bevölkerung über letzteres habe seine Popularität nicht geschmälert. Analog habe sich die deutsche Bevölkerung bei der Wahl Hitlers verhalten.

Die Konferenz war, wie auch die lebhaftige Diskussion unter den rund fünfzig Teilnehmern zeigte, eine Bestandsaufnahme des begrifflichen Instrumentariums, mit dem Bewußtseinsentwicklung in der gegenwärtigen Gesellschaft analysiert werden kann. Wie den dominierenden Ideologien, ihren Inhalten und Mechanismen, mögliche Alternativen entgegengesetzt werden können, soll eine geplante dritte Konferenz im Herbst dieses Jahres untersuchen. Ideologiekritik, so hatte Erich Hahn in seinem Referat formuliert, meine vor allem Aufklärung. Deren aktueller Inhalt soll Gegenstand der Konferenz sein.

Arnold Schölzel

50 Jahre DDR

Veranstaltung der Zeitschrift „offensiv“: „50 Jahre DDR – Für Frieden und Sozialismus – Konferenz zur Verteidigung des Revolutionären Erbes“ am 20./21. November 1999 in Berlin

Die durch Hinweise in „offensiv“, dem Sozialistischen Zwei-Monatsblatt der PDS Göttingen und Hannover, seit Januar 1999 vorbereitete Tagung¹ fand in der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft (ehemalige Hochschule für Ökonomie) in Berlin-Karlshorst statt, unweit des historischen Orts der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation der Hitlerwehrmacht, dann Sitz der sowjetischen Stadtkommandantur des Ostsektors Berlins, eine der historischen Voraussetzungen der Nachkriegsentwicklung, in der es zur Gründung des zweiten deutschen Staates kam.

So abwegig es wäre, diese Konferenz als bloße Nostalgieveranstaltung zur Feier des 50sten Geburtstags der kurz nach ihrem 40sten untergegangenen DDR abzutun, so unübersehbar waren die Zeichen – etwa die von einigen Referenten genossene und mit allgemeinem Beifall bedachte Gelegenheit, „mal wieder unter einer DDR-Fahne“ (Kurt Gossweiler) das Rednerpult betreten zu dürfen –, unter denen die etwa 100 hier Versammelten zusammengekommen waren, in ihrer überwiegenden Mehrzahl ehemalige DDR-Bürger, deren Lebenswerk unlösbar mit dem Aufbau ihres Staates verbunden ist: Zeichen der Selbstverständigung über die inneren und äußeren Gründe seines Scheiterns und der kämpferischen Verteidigung des Gedenkens des ersten sozialistischen Experiments auf deutschem Boden, das zu verhöhnen oder ganz aus dem kollektiven Gedächtnis zu tilgen seine Liquidatoren längst begonnen haben.

Das durchaus auch kontrovers verhandelte Themenspektrum reichte von Ausführungen zum „sozialistischen Charakter der DDR“ (Rolf Vellay) über eine Auseinandersetzung mit den „Sozialismusvorstellungen“ der DKP“ (Walter Florath), über Fragen der „Entwicklung der sozialistischen Demokratie“ (Ulrich Huar) wie der Kriminalitätsentwicklung und des Strafrechts in der DDR (Erich Buchholz) und ein von Marta Rafael und Karl-Eduard Schnitzler gestaltetes „Kulturprogramm“ mit hintergründigen Überlegungen zu der Frage, worüber wir anlässlich zweier Staatsgründungsjubiläen „jubilierten sollen“, bis zu ausgedehnten Darlegungen imperialistischer „Diversionsstrategien gegen die DDR“ (Michael Opperskalski) wie der „Entfaltung des Revisionismus in der Weltbewegung und in der DDR, Teil 1“² (Kurt Gossweiler) und zu den

¹ Die Dokumentation der Referate und der wichtigsten Diskussionsbeiträge der Veranstaltung ist soeben erschienen unter dem Titel: *Auferstanden aus Ruinen. Über das revolutionäre Erbe der DDR*, Eigenverlag Offensiv, Hannover 2000, 210 S., 24,80 DM; Kontaktadresse: Frank Flegel, Berckhusenstr. 13, D-30625 Hannover, Tel. u. Fax: 0511 / 52 94 782.

² Der 2. Teil erscheint, so teilt die Redaktion ‚Offensiv‘ mit, als Sonderheft der ‚Offensiv‘, „sobald er fertiggestellt sein wird“.

die Konferenz abschließenden Anmerkungen Kurt Andräs zum Thema „Politische Strafverfolgung heute“.

Walter Florath stellte in seinem auf ein breites empirisches Material und eine umfangreiche Studie Monika Kaisers³ gestützten Beitrag die für eine lebensfähige sozialistische Gesellschaft entscheidende Bedeutung der Arbeitsproduktivität heraus und hielt angesichts einer trotz Abhängigkeit von der Sowjetunion relativ eigenständigen DDR-Regierung für den Zeitraum bis Anfang der 80er Jahre die Frage nach der Möglichkeit alternativer Weichenstellungen einer schließlich desaströsen ökonomischen Entwicklung offen. Demgegenüber vertritt Kurt Gossweiler eine radikale Revisionismusthese, die umstandslos allein „zur Stalin-Zeit“ die „Prinzipien marxistisch-leninistischer Politik“ gewahrt sieht und den Anfang des Niedergangs der kommunistischen Weltbewegung schlicht auf Stalins Tod datiert, um sich schließlich zu der schrecklichen Simplifikation zu versteigen: „Der Chruschtschowismus ist der Gorbatschowismus der fünfziger und sechziger Jahre, wie der Gorbatschowismus der Chruschtschowismus der achtziger/neunziger Jahre ist.“ Als ob es jemals seit Marx und Lenin, geschweige denn seit Stalin und der sehr bald von den Bedingungen des Kalten Krieges bestimmten Entwicklung des Sozialismus in den von der Roten Armee befreiten Ländern unumstrittene „Prinzipien marxistisch-leninistischer Politik“ gegeben hätte! Das blieb dann auch nicht unwidersprochen. So wandte Heinz Kessler ein, Gossweiler stelle die Dinge dar, „ohne Zeit und Raum zu beachten“. Man müsse aber „völlig unterschiedliche Ausgangspunkte der verschiedenen Staaten, Länder, Völker der sozialistischen Staatengemeinschaft“ sehen – ein Einwand, der wieder etwas von der bei Gossweiler so sehr zu vermissenden wie – um das nicht zu vergessen – in seinen Faschismusforschungen selbstverständlichen Leninschen Forderung nach einer „konkreten Analyse der konkreten Situation“ als Voraussetzung jeder „marxistisch-leninistischen Politik“ ahnen ließ.

Einhellige Zustimmung dagegen fanden Kurt Andräs Nachweise einer über nationales und internationales Recht sich hinwegsetzenden Hatz auf „Regierungskriminalität“ eines weltweit anerkannten und – im Gegensatz zur BRD – niemals von der UNO oder einer Menschenrechtskommission wegen der Verletzung von Menschenrechten gerügten Staates; einer Hatz, zu der von eben den Repräsentanten bundesdeutscher Klassenjustiz geblasen wird, die bei der Verfolgung von NS-Verbrechen bis heute „Jagdhunden“ vergleichbar sind, „die“, wie F. K. Kaul, der einzige an westdeutschen Gerichten zugelassene DDR-Anwalt, aus reicher Erfahrung zu sagen pflegte, „zur Jagd getragen werden müssen“.

Reinhard Schweicher

³ Monika Kaiser, Machtwechsel von Ulbricht zu Honnecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962-1972, Berlin 1997.

Das Werden eines Marxisten - Leo Kofler im Roten Wien und in der Schweizer Emigration

Zweite Arbeitstagung der Leo-Kofler-Gesellschaft, 13. November 1999 in Bochum

1995 starb im Alter von 88 Jahren der marxistische Soziologe und Philosoph Leo Kofler, dessen Wirken Zeit seines Lebens auf die Formulierung einer kritischen Gesellschaftstheorie gerichtet blieb, die sich von der zum System einer kontemplativen Weltanschauung erstarrten parteioffiziellen Doktrin des Marxismus-Leninismus ebenso deutlich abheben sollte wie von den die Imperative kapitalistischer Marktwirtschaft grundsätzlich bejahenden Versuchen einer ethischen Fundierung des Sozialismus durch die europäische Sozialdemokratie. Um sein Werk, in dem es vornehmlich um den integralen Zusammenhang von Anthropologie, dialektischer Sozialphilosophie und Ideologiekritik ging, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, gründete sich 1996 die Leo-Kofler-Gesellschaft e.V., deren zweite Arbeitstagung im vergangenen November in Bochum stattfand. Nachdem im letzten Jahr anhand der Beiträge von Frank Deppe, Thomas Klein, Alex Demirovic und Christoph Jünke Koflers Schicksal als ‚heimatloser Linker‘ jenseits von Stalinismus und Sozialdemokratie in den beiden deutschen Nachkriegsstaaten der 40er und 50er Jahre beleuchtet wurde, wobei vor allem die politische Repression in der SED, die Flucht in den Westen und sein schwerer Stand in der restaurativen Bundesrepublik sowie sein persönliches wie theoretisches Verhältnis zur damaligen Frankfurter Schule um Horkheimer und Adorno eine Rolle spielten, stand bei der diesjährigen Tagung der ‚frühe‘ Kofler im Mittelpunkt.

Der Historiker Christoph Jünke (Bochum) untersuchte die Phase der politisch-theoretischen Sozialisation Koflers im ‚Roten Wien‘ der 20er/30er Jahre, wobei vor allem der prägende Einfluß der eher ‚zentristisch‘ ausgerichteten österreichischen Sozialdemokratie und ihres Bildungskonzepts nachgezeichnet wurde. Er hob insbesondere die Bedeutung des Austromarxisten Max Adler für das frühe intellektuelle Selbstverständnis Koflers hervor und versuchte anschließend einen Zusammenhang zwischen Koflers Erfahrungen im Schweizer Exil während des Nationalsozialismus und seiner Hinwendung zu den Positionen Georg Lukacs' herzustellen. Trotz des Bruchs mit den idealistischen Komponenten des austromarxistischen Paradigmas blieben, so Jünke, zentrale Motive des Adlerschen Denkens, wie dessen unbedingter Rationalismus, die Auffassung des Marxismus als Sozialwissenschaft oder die Betonung der bewußtseinsmäßigen Vermitteltheit gesellschaftlichen Seins, in Koflers Analysen wirksam.

Überzeugen konnte dabei der Versuch, diese in die Tradition des ‚westlichen Marxismus‘ einzuordnen, ohne den tentativen Charakter des von Perry Anderson stammenden Begriffs außer acht zu lassen. Freilich müßten in diesem Zusammenhang auch die für den westlichen Marxismus charakteristischen Leer-

stellen und Schwächen in Koflers Werk, vor allem seine ‚verschwiegene Orthodoxie‘ in Fragen der Kritik der politischen Ökonomie, in Zukunft intensiver diskutiert werden.

Der praxisphilosophische Kern des Koflerschen Denkens stand auch im Vortrag von Werner Seppmann (Haltern), der die Linie Adler-Lukacs/Kofler als Prozeß der Wiedergewinnung des praktisch-kritischen Charakters marxistischer Theoriebildung deutete, im Vordergrund. Anhand eines erst kürzlich im Nachlaß entdeckten, ca. 1937 von Kofler verfaßten Manuskripts wurden Kontinuitäten und Brüche zwischen einer an Kant/Adler und einer an Hegel/Lukacs orientierten Konzeptualisierung des Sozialen diskutiert. Etwas befremdlich wirkte allerdings Seppmanns aggressive Polemik gegen eine Problematisierung des Lukacs-/Koflerschen Totalitätsbegriffs. Eine sachliche Auseinandersetzung über dessen Differenzen zu einem ‚negativen‘ - den Begriff konstitutiv an die repressive Systemhaftigkeit kapitalistischer Produktionsverhältnisse knüpfenden - Totalitätskonzept bei Adorno oder zur Althusserischen Kritik eines Modells expressiver Totalität kam deshalb leider zu kurz. Man darf auf die künftigen Aktivitäten der Kofler-Gesellschaft gespannt sein: Im Mai 2000 ist ein großer Kongreß geplant, der das Verhältnis von Marxismus und sozialen Bewegungen im 20. Jahrhundert am Beispiel Leo Koflers aufarbeiten soll. Zudem sind zwei Buchveröffentlichungen vorgesehen: Eine Sammlung von Zeitschriftenartikeln des ‚marxistischen Einzelgängers‘, die einen Zugang zu seinem Denken eröffnen sollen, sowie eine von Christoph Jünke verfaßte Studie zu Leben und Werk Koflers.

Ingo Elbe

Jenseits von Sozialpartnerschaft und Wettbewerbskorporatismus

Konferenz der Gewerkschaftslinken am 3./4. Dezember 1999 in Stuttgart

Etwa 300 Interessierte trafen sich Anfang Dezember 1999 im Stuttgarter Gewerkschaftshaus beim zweiten bundesweiten Treffen von Linken innerhalb der Gewerkschaften¹. Die Zusammensetzung der Versammlung war heterogen: Vom Vorstandsmitglied einer Gewerkschaft auf Bundesebene bis zum immer noch aus seiner Gewerkschaft ausgeschlossenen Betriebsratsmitglied eines Chemie-Großbetriebes; Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus Hauptvorstandsverwaltungen, haupt- und ehrenamtliche Funktionäre aller Gewerkschaftsebenen. Politisch gruppierte sich das Spektrum der Versammelten sowohl um Sympathisanten des Forums Gewerkschaften der Zeitschrift „Sozia-

¹ Zur ersten Tagung (Oberursel/Frankfurt am Main, 16./17. April 1999) vgl. den Bericht von André Leisewitz in Z 38 (Juni 1999), S. 200 – 202.

lismus“ als auch von „Express - Zeitung für Betriebs- und sozialistische Gewerkschaftsarbeit“; parteipolitisch reichte die Bandbreite von linken Sozialdemokraten über Mitglieder von PDS und DKP bis hin zur Gruppierungen, die entweder die neue revolutionäre Arbeiterpartei aus ihrer Sicht schon gegründet hatten oder aber in Stuttgart meinten, ein weiteres Mal ein Forum für einen Aufruf zu einer entsprechenden Neukonstituierung gefunden zu haben.

Stuttgarter Zukunftsforum als Beispiel

Anfangs hatte *Sybille Stamm*, Vorsitzende des Landesbezirks Baden-Württemberg der IG Medien, kurz noch einmal Selbstverständnis und Vorgeschichte des Treffens in Stuttgart umrissen. Eingeflossen in den Versuch einer „linken Vernetzung“ seien unter anderem die Erfahrungen des Zukunftsforums der Stuttgarter Gewerkschafter und Gewerkschafterinnen: Seit zehn Jahren trafen sich regelmäßig etwa 250 Kolleginnen und Kollegen, um aktuelle Probleme zu diskutieren, wie Tarifpolitik, Entwicklungen des Neoliberalismus, aber auch, um gewerkschaftliche Bildungsarbeit zu betreiben wie theoretische Grundlagen der Kapitalismuskritik für gewerkschaftliche Vertrauensleute.

Das Zukunftsforum gab so etwas wie ein Modell im kleinen für den Versuch einer bundesweiten Vernetzung ab, zu der sich die „Gewerkschaftslinken“ zusammenfinden wolle. Diese sei nicht „selbsternannt“, sondern dadurch definiert, so Stamm, dass sie der Tradition und Politik des Sozialismus ebenso wie der internationalen antiimperialistischen Bewegung verbunden sei und deshalb für eine humane und solidarische Politik eintrete. Ziel des jetzigen Treffens sei es, so Stamm weiter, Verständigung über einen politischen Minimalkonsens zu finden und Absprachen für die weitere Arbeit zu treffen. Grundlage dafür seien unter anderem die Unterschriftensammlungen von Gewerkschaftern und Gewerkschafterinnen gegen den NATO-Krieg gegen Jugoslawien und gegen die Kürzungspolitik der rot-grünen Bundesregierung. Sicherlich werde es nicht möglich sein, schnell eine umfassende gemeinsame Plattform zu finden. Auf jeden Fall gelte aber, dass die Gewerkschaftslinken pluralistisch sein und ein „hohes Maß an politischer Toleranz“ aufbringen müsse.

Zusammenarbeit mit Arbeitslosen

Kontakte der Gewerkschaften zu Arbeitslosen und deren Initiativgruppen seien bislang „eher selten“ gewesen, bemängelte zum Auftakt der inhaltlichen Debatte *Harald Rein* vom FALZ (Frankfurter Arbeitslosen-Zentrum), einer Gruppe, die Arbeitslose berät und sie zu politischer Arbeit ermutigen möchte. FALZ gehört der „Bundesarbeitsgemeinschaft unabhängiger Arbeitslosen-Initiativen“ an. Rein erinnerte an die hohen Erwartungen vieler Menschen an die rot-grüne Koalition gerade in der Sozialpolitik, die aber schnell enttäuscht worden seien, weil unter dem Schlagwort der „Modernisierung - und die SPD dabei weit voran“ doch weitgehend die alte Politik der Kürzung von Sozialleistungen und der Umverteilung von unten nach oben fortgesetzt worden sei,

was Rein mit einer Reihe von Beispielen belegte. Die Regierung aus SPD und Bündnisgrünen setze Arbeitslose als Druckmittel gegen Lohnerhöhungen und für die Einrichtung eines Niedriglohnssektors ein, kritisierte Rein weiter. Doch „die Gewerkschaftsbürokratie“ gebe dieser Position nach, wie Aufsätze in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ ebenso zeigten wie die Haltung des Ersten Vorsitzenden der IG Metall: Klaus Zwickel habe die Streichung der Sozialhilfe für „arbeitsunwillige Jugendliche“ gutgeheißen. Und habe Zwickel bei seinem ersten Vorschlag für ein „Bündnis für Arbeit“ noch den Verzicht auf Kürzungen für Empfänger von Arbeitslosenhilfe zur Voraussetzung gemacht, so habe er jetzt dem Ziel der Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit zugestimmt, womit das „Bündnis“ kontraproduktiv sei. Notwendig sei eine breite Kampagne von Gewerkschaften und Initiativen gegen einen Niedriglohnsektor und gegen den Arbeitszwang für Arbeitslose, weshalb Rein eine Großdemonstration gegen den rot-grünen Sozialabbau für nötig hielt, ein Vorschlag, der in der weiteren Diskussion nur wenig Unterstützung fand.

Bruch der SPD mit der Arbeiterbewegung

Nach Rein referierte der Berliner Politikwissenschaftler *Bodo Zeuner* über den „Bruch der Sozialdemokraten mit der Arbeiterbewegung“, Thesen, deren erste Kernpunkte - damals noch weniger entwickelt - Zeuner erstmals wenige Tage vor Veröffentlichung des Schröder-Blair-Papiers schon auf dem „Gewerkschafts- und gesellschaftspolitischen Forum der IG Metall“ Anfang Juni 1999 vorgetragen hatte. Zeuners Argumentation lässt sich nach ihrer zwischenzeitlich erfolgten Buchveröffentlichung detaillierter² nachlesen. Er sieht einen „Qualitätssprung“ im Verhältnis der SPD zu den Gewerkschaften, auch gegenüber der Veränderung dieses Verhältnisses mit der Verabschiedung des Godesberger Programms durch die SPD 1959: Die habe zwar „programmatisch die Abkehr vom Klassenkampf“ und eine „Hinwendung zu keynesianischer Globalsteuerung“ bedeutet; 1999 jedoch habe selbst diese Position den „Kampf um Programmatik und Politik verloren“, wie am Rücktritt des Parteivorsitzenden Lafontaine deutlich werde³.

Zeuner sieht im Bruch der Sozialdemokratie mit den Gewerkschaften allerdings auch eine „Chance für einen neuen Aufbruch“, nämlich die des „Ausgangs aus selbst verschuldeter Ohnmacht“. Damit seien ihnen auch andere Aktionsformen möglich, zum Beispiel Boykotts oder, konkreter, die „vorbehaltlose Unterstützung“ der Euro-Märsche von vor allem Arbeitslosen-Initiativen. Auch mache das Wegbrechen der Parteiunterstützung eine „unabhängige Politisierung“ möglich, z. B. im Bündnis mit der Umweltbewegung, die gleichfalls auch ihren Partner - Bündnis 90/Die Grünen - verloren habe.

² Der Bruch der Sozialdemokraten mit der Arbeiterbewegung. Die Konsequenzen für die Gewerkschaften. In: Klaus Dörre/Leo Panitch/Bodo Zeuner u.a.: Die Strategie der „Neuen Mitte“. Verabschiedet sich die moderne Sozialdemokratie als Reformpartei? Hamburg 1999, S. 131 - 147.

³ A.a.O., S. 139f.

Bruch in den Gewerkschaften

In der Diskussion ergänzte *Richard Detje*, Redakteur der Zeitschrift „Sozialismus“, Zeuners Thesen um den Hinweis, dass es auch innerhalb der Gewerkschaften eine Zäsur gebe: Die Verabschiedung von der Überzeugung, dass politische Steuerung der Wirtschaft notwendig sei, könne man auch innerhalb des DGB finden. Die Vertreter dieser Positionen diskutierten auch nicht die Verteilungsverhältnisse in Deutschland, sondern das Ziel der Senkung der Lohnnebenkosten, womit sie sich mit dem Wettbewerbskorporatismus abgefunden hätten. Als Alternative sieht Detje die „Stärkung des politischen Mandats“ der Gewerkschaften, da zum Beispiel das Ziel der Politik, einen Niedriglohnsektor zum Strukturmerkmal der Gesellschaft zu machen, sich nicht durch Tarifpolitik, sondern nur politisch verhindern lasse. Nichts hält Detje davon, die SPD insgesamt zum „Buhmann“ zu machen, was der emeritierte Hochschullehrer *Theodor Bergmann* auch damit begründete, dass immer noch mehrere Hunderttausend Arbeiter Mitglieder dieser Partei seien. *Berthold Görgens*, Leiter der Technologie-Beratungsstelle (TBS) des DGB Hessen, vermisste in den Diskussionen der Gewerkschaftslinken eine Debatte über die objektiven Veränderungen in der Kapitalverwertung und zum Beispiel den Versuch, konzeptionell neue Beschäftigtengruppen in Gewerkschaftsarbeit einzubeziehen.

Nach Auffassung von *Horst Schmitthener* vom Vorstand der IG Metall müssen die Gewerkschaften die grundsätzliche Frage zu beantworten, ob sie Interesse an ihrem Fortbestand hätten. Deshalb müssten die Gewerkschaften politisch werden oder der Verlust an Durchsetzungskraft und Bindungskraft für Mitglieder werde weiter gehen. Weil die Gewerkschaften zur Zeit in der Defensive seien, hätten sie ihre Hoffnungen auf die SPD und das „Bündnis für Arbeit“ gesetzt. Schmitthener sieht - wie Zeuner - die Alternative dazu im Bündnis mit anderen gesellschaftlichen Kräften. Fraglich ist für den Metaller, ob es in der SPD eine ausreichende Basis für linke Politik gebe oder ob eine Stabilisierung einer Alternative von außen nötig sei, zum Beispiel der PDS.

Tradition und Laboratorium

Der Marburger Politikwissenschaftler *Frank Deppe*⁴ - mit Gewerkschaftsentwicklung als einem seiner Forschungsschwerpunkte - machte darauf aufmerksam, dass in den 50 Jahren des Bestehens des DGB das Treffen der Gewerkschaftslinken etwas Neues sei, verursacht durch das „Selbstmordprogramm der Gewerkschaften durch Anpassung“, wogegen gewerkschaftsübergreifend Widerstand zu entwickeln sei. Wenn auch das Ziel klar sei - ein kampffähiger Interessenverband für die „Subalternen“ in der Gesellschaft - sei die Analyse der Entwicklung noch nicht klar. Wolle die Gewerkschaftslinken ihre Chance nutzen und mehr gesellschaftlichen Einfluss gewinnen, dürfe sie nicht auf hi-

⁴ Vgl. Frank Deppe, Die Linke in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. In: Supplement der Zeitschrift Sozialismus, 1/2000, S. 1 - 38.

storisch überlebte Traditionen zurückgreifen. Zum einen sei eine „praktische Orientierung“ nötig, sie müsse Widerstand „auf der Straße“ leisten. Die Gewerkschaftslinken müsse aber auch „ein Laboratorium betreiben“ und die historische Niederlage der Linken „aller Strömungen“ im 20. Jahrhundert aufarbeiten, sich auch neuen Problemen öffnen wie der Diskussion künftiger Organisationsformen der Linken. Es gelte auch, so Deppe weiter, offen über die „Arbeiterklasse“ zu reden: Zu 40 Prozent wähle sie in Deutschland inzwischen die CDU. Wenn in Europa die Sozialdemokratie scheitere, bestehe die Gefahr des Aufkommens eines rechten Populismus. Fazit von *Bernd Riexinger*, Mitorganisator der Stuttgarter Tagung und Geschäftsführer der Bezirksverwaltung Stuttgart der HBV, nach dem ersten Tag des Treffens: Mehr Fragen als Antworten⁵. Wenigstens einige Antworten sollten dann am zweiten Tag des Treffens drei parallel tagende Foren bringen.

Forum Tarifpolitik

Grundsätzlich hält *Michael Schlecht*, Leiter der Tarifabteilung beim Hauptvorstand der IG Medien, es für notwendig, Tarifpolitik stärker in eine Gesamtkonzeption einer gewerkschaftlichen Handlungsstrategie einzubetten und sie ins Verhältnis zu anderen gewerkschaftlichen Handlungsfeldern zu stellen⁶. Einigkeit, so Schlecht, habe im Forum darüber bestanden, dass Gewerkschaften eine offensive Lohn- und Einkommenspolitik betreiben müssten und diese verbinden sollten mit einer Diskussion über die Verteilung gesellschaftlichen Reichtums. Allerdings: Lohnpolitik beziehe sich immer nur auf die Verteilung neu geschaffener gesellschaftlicher Werte, nehme aber keinen Einfluss auf die Verteilung schon bestehender Vermögensstrukturen. Diese seien nur politischen Regulierungsprozessen zugänglich, weshalb die Gewerkschaften sich entschieden für die Einführung einer Vermögenssteuer einsetzen sollten.

Helmut Schauer aus der Tarifabteilung der IG Metall stützte Schlechts Forderung nach einer Politisierung der Tarifpolitik, wozu unter anderem eine Angleichung der Laufzeiten der Tarifverträge zwischen den Einzelgewerkschaften anzustreben sei. Nicht zustimmen wollte Schauer aber Forderungen, der Staat solle bestimmte Mindestbedingungen für die abhängig Beschäftigten garantieren: Es sei theorielos, im Shareholder-Staat nach dem Staat zu rufen. Ein gesetzlicher Mindestlohn zum Beispiel würde bei einem Arbeitsminister Rieger bei sechs bis acht Mark liegen, „eine absurde Idee“. Schauers Alternative ist, angesichts der Zerstörung des Sozialstaates zu versuchen, tarifpolitisch sozialstaatliche Leistungen abzusichern zu versuchen: „Wir brauchen eine Er-

⁵ Vgl. seinen Kurzbericht über das Stuttgarter Treffen: Projekt der Vernetzung gewinnt erste Konturen. In: Sozialismus 1/2000, S. 28f.

⁶ Vgl. ausführlicher sein überarbeitetes Thesenpapier zum Stuttgarter Treffen: In die Offensive kommen. Perspektiven der Tarifpolitik. In: ebd., S. 30-33.

höhung der Lohnnebenkosten!“ Ein Konflikt darüber in der Tarifpolitik sei ihm allemal lieber als Forderungen an den Staat.

Forum Sozialstaat als Reformprojekt

Wie kann eine solidarische Sozialpolitik aussehen? Diese Frage sollte Thema des zweiten Forums sein. Dabei wandte sich *Kirsten Huckenbeck* von der Redaktion des „express“ gegen die „falsche Trennung“ von Tarifpolitik und Sozialpolitik: Angesichts des zu Ende gehenden Normalarbeitsverhältnisses und der zunehmenden Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen breche die Finanzierungsbasis der Sozialversicherungssysteme weg. Der „Blairismus“ reagiere darauf mit einer tendenziellen Verschmelzung von Beschäftigungs- und Sozialpolitik in Modellen wie Kombilohn oder negativer Einkommenssteuer. Zu dessen Legitimationsgrundlagen zähle immer ein „Arbeitsfetischismus“, der Zwangsmaßnahmen rechtfertigen solle, ein Muster, das auch in der Sozialdemokratie und in den Gewerkschaften mit dem Motto verankert sei: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“

Gegen das in diesem Zusammenhang von anderen Teilnehmern auch genannte „Recht auf Faulheit“ wandte sich *Hans-Jürgen Urban*, Leiter der Abteilung Tarifpolitik beim Vorstand der IG Metall, indem er den Stellenwert der Erwerbsarbeit für ein linkes Reformkonzept umriss: Auf dem Weg zur Verwirklichung der Utopie eines Lebens ohne Erwerbsarbeit seien auf jeden Fall Vermittlungsschritte notwendig. Angesichts des Fehlens von Arbeitsplätzen für alle Erwerbsarbeit Suchenden sei aber ein „garantiertes Bürgerrecht für alle auf soziale Sicherung jenseits der Erwerbsarbeit“ nötig, ohne zugleich die Forderung nach „Vollbeschäftigung neuen Typs“ aufzugeben. Gegen die falsche Entgegensetzung von Arbeitsfetischismus und Abkehr von der Erwerbsarbeit schlug Urban ein „Bündnis gegen soziale Ausgrenzung“ vor, das als Bindeglied eine „qualitativ neue Form der Erwerbsarbeit“ fordern solle.

Erwerbsarbeit und Geschlechterdemokratie

Wie diese zu finden sei, sollte auch, wie die IG-Medien-Landesvorsitzende *Sybille Stamm* sagte, aus der Antwort auf die Frage entwickelt werden: „Wofür wollen wir arbeiten?“ Ein Teil der Antwort sei auch im Bereich der persönlichen Dienstleistungen zu finden, wobei wegen der notwendigen Finanzierung solcher Arbeiten auch aus öffentlichen Mitteln wiederum die Verbindung zur Verteilungsdiskussion hergestellt werde. Einzubeziehende sei auch unter dem Aspekt der Arbeitsumverteilung eine weitere Arbeitszeitverkürzung, die auch als Mittel der Herstellung von Geschlechterdemokratie zu entwickeln sei. Ein „riesengroßes Ärgernis“ ist in den Augen von *Andreas Bachmann*, Mitglied der „express“-Redaktion und mit Bernd Riexinger Autor eines Grundsatzpapiers⁷ für die Gewerkschaftslinken, das Projekt der IG Metall

⁷ Thesen für einen Perspektivenwechsel gewerkschaftlicher Politik. Vom 3. September 1999. Bislang nur als Manuskript veröffentlicht. Die beiden sind auch Mitglieder des (bislang rein

einer Rente mit 60, in dem fällige Rentenabschläge über Tariffonds finanziert werden sollen. Diese Fonds stellten das Umlagesystem der gesetzlichen Rentenversicherung als ein Element eines einheitlichen Sozialversicherungssystems grundsätzlich in Frage, hätten keinen Einfluss auf die Verteilungspolitik und begünstigten vor allem Beschäftigte im Normalarbeitsverhältnis.

Forum Mitbestimmung

Im „Forum Mitbestimmung“⁸ stand im Zentrum der Debatte die gesetzliche Neuregelung der Machtverhältnisse im Unternehmen, die die Bundesregierung mit der Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes für dieses Jahr angekündigt hat. Einleitend stellte *Ewald Wehner* (ehemaliges Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes der Deutschen Post-Gewerkschaft [DPG]) die bisherigen Überlegungen der Gewerkschaftslinken vor: Die gesellschaftspolitische Notwendigkeit einer Politisierung dieser Frage ergebe sich zum einen daraus, dass in Gewerkschaften und Betrieben die geplante Neuregelung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit bislang wenig interessiere. Zum anderen habe sich die „Kommission Mitbestimmung“ der Hans-Böckler-Stiftung und der Bertelsmann-Stiftung unter der Beteiligung führender Gewerkschaftsfunktionäre für eine Konzeption eines neuen Mitbestimmungsgesetzes ausgesprochen, die von dem vorliegenden Entwurf der Gewerkschaften für eine gesetzliche Neuregelung große Abstriche mache. Übereinstimmung bestand unter den Teilnehmern und Teilnehmerinnen des Forums, dass eine erhebliche Verminderung der Einflussmöglichkeiten von Gewerkschaften und Betriebsräten drohe und damit ein weiterer Ausbau der Macht des Kapitals über die Arbeits- und Entlohnungsbedingungen.

Die Diskutanten des Forums kritisierten auch, dass die Vertreter der „Neuen Mitte“ bei der Weiterentwicklung der Betriebsverfassung die Mitbestimmung auf einzelbetriebliche Beschäftigungssicherung beschränken wollten. Ein einflussreicher Teil der Kapitaleseite plädierte mit Blick auf die Steigerung des „Shareholder Value“ und die Machtverlagerung vom Management zu den Aktionären für eine radikale Veränderung, weil die jetzigen Regelungen von Unternehmensverfassung und Mitbestimmung die Konkurrenzfähigkeit des deutschen Kapitals beeinträchtigen.

Verantwortung der Gewerkschaften

Der frühere niedersächsische SPD-Landesvorsitzende und Leiter der Grundwertekommission der Partei, *Peter von Oertzen* (der auch 20 Jahre dem Parteivorstand der SPD angehörte), erinnerte daran, dass der Kampf um die Betriebsverfassung und die Mitbestimmung im Zentrum der Klassenauseinandersetzungen des zu Ende gehenden Jahrhunderts gestanden habe. Gerade

männlichen) Arbeitsausschusses der Gewerkschaftslinken, der das Treffen insgesamt vorbereitet hatte.

⁸ Für Informationen aus dem „Forum Mitbestimmung“ danke ich Joachim Bischoff.

heute müsse das Ziel einer überbetrieblichen Mitbestimmung konkretisiert werden, wolle man sich gegen eine Verstärkung der Kapitalmacht im globalisierten Kapitalismus zur Wehr setzen. Kontrovers blieb in der Debatte, ob die Gewerkschaften selbst für die gegenwärtige Entpolitisierung und massive Ausbreitung von „mitbestimmungsfreien Zonen“ verantwortlich seien. Die Initiative der Gewerkschaftslinken zur Politisierung der Reform von Unternehmensverfassung und Mitbestimmung soll in den nächsten Monaten ausgebaut werden. Neben einer Information über die bevorstehenden Etappen des Umbaus der Unternehmensverfassung, Angeboten zur Aufklärung und Debatte will eine Arbeitsgruppe die Konzeption der Gewerkschaftslinken weiter konkretisieren und argumentativ begründen.

Konturen eines Netzes

Dem Plenum des Treffens lagen zum Abschluss zwei Erklärungen vor, neben der erwähnten von Riexinger und Bachmann auch ein Papier des Betriebsratsvorsitzenden aus der Metallbranche Jakob Schäfer. Allerdings hatte sich die Versammlung schon vorher darauf geeinigt, nicht über die Entschließungen abstimmen zu wollen. Berthold Görgens warnte in der Diskussion davor, zu schnell „Pluralismus“ als Basis der Gewerkschaftslinken zu akzeptieren; notwendig sei vor allem, diesen Begriff auch neu zu definieren. Nicht Konsens müsse unbedingt das Ziel sein, sondern die Offenheit in der inhaltlichen Diskussion sollte betont werden. Richard Detje bemängelte, die vorgelegten Papiere seien zu defensiv, nach 20 Jahren Massenarbeitslosigkeit müsse die Gewerkschaftslinke präzisere Antworten und Politikvorschläge unterbreiten und die Verteilungsfrage ins Zentrum stellen. Helmut Schauer äußerte grundsätzliche Skepsis an der Sinnhaftigkeit, eine Plattform zu erarbeiten: „Ich habe in meinem Leben schon so viele Plattformen geschrieben.“ Schauer forderte vielmehr, die gewerkschaftliche Bildungsarbeit neu zu entdecken und statt Plattformen Kursangebote zu entwickeln.

Als sein Fazit hielt Bernd Riexinger fest, dass das Stuttgarter Treffen doch erhebliche Fortschritte in der Vernetzung linker Gewerkschafter und Gewerkschafterinnen in Deutschland erreicht habe. Aufgabe sei jetzt, in stärkerem Maße regionale Arbeitskreise wie das Stuttgarter Zukunftsforum zu etablieren; regionale Vertreter sollten künftig auch stärker den Arbeitsausschuss der Gewerkschaftslinken bilden. In einem Zeitungsinterview nach dem Treffen nannte auch Peter von Oertzen die Tagung „wichtig und erfolgreich“; sie sei auch notwendig gewesen, weil Diskussionsmöglichkeiten innerhalb der SPD über gesellschaftspolitische Konzepte zu enge Grenzen gezogen seien.

(Die Initiative für die Vernetzung der Gewerkschaftslinken ist zu erreichen über: Heinz-Günter Lang, Tannenburgerstraße 17, 64660 Alsbach-Hähnlein, Ewald Wehner, Paul-Gerhardt-Ring 15, 60528 Frankfurt / Main.)

Friedrich Siekmeier

„Am Ende des Jahrhunderts: Den Krieg überwinden - den Frieden vorbereiten“

6. Friedenspolitischer Ratschlag, 4./5. Dezember 1999 in Kassel

Unter diesem programmatischen, fast visionären Motto diskutierten knapp 300 FriedensaktivistInnen, GewerkschafterInnen und FriedensforscherInnen aus allen Teilen der BRD und aus Japan, Österreich, Belgien, den USA, Frankreich, der Schweiz, den Niederlanden und Jugoslawien zwei Tage lang in drei Plena, einem internationalen Forum und 14 Arbeitsgruppen unterschiedlicher Anlage Fragen zur Jahrhundertbilanz von Krieg und Frieden, die Folgen aus dem Nato-Krieg gegen Jugoslawien und die Probleme der Durchbrechung der „Logik“ des Krieges zwecks Vorbereitung des Friedens. Zum Schluss wurden die Medien im Krieg, vier gemeinsame Schwerpunkte der deutschen Friedensbewegung und das Kriegsverbrechertribunal gegen die Nato detaillierter beraten. Diese drei roten Fäden durchzogen alle Beratungen des Ratschlages.

Als Anfang 1999 die ersten Planungen für den 6. friedenspolitischen Ratschlag begannen, stand die Absicht im Vordergrund, eine Jahrhundertbilanz des „kurzen 20. Jahrhunderts“ (Hobsbawm) zu versuchen. Zweifellos war das allein perspektivisch nötig, denn entlang der uralten Vision der Menschen, dass Frieden sein müsse, waren klassenübergreifende Fragen des Menschheitsbewusstseins historisch aufzuarbeiten, um eventuell Hinweise für die Kämpfe im 21. Jahrhundert liefern zu können. Geht es doch in Zukunft, zumal die UNO die nächsten Jahre zur „Dekade der Kultur des Friedens“ erklärt hat, um die „äußerste Anstrengung von Rationalität und Moralität“ (J. Weizenbaum), um „Ausbildung der moralischen Phantasie“ (G. Anders). Diesem Anspruch dienten, gleichsam als mosaikartige Einstiege, die Beiträge und nachfolgenden Diskussionen über das Plenumsreferat von Hans Arnold (Botschafter a.D.) und die Foren mit Prof. Ernst Woit (Dresden) (Kriegsentwicklung, Kriegsschauplätze, Kriegsfolgen), Lorenz Knorr (Frankfurt) (Kontinuitäten deutscher Außen- und Geopolitik), Ulrich Sander (Dortmund) (Traditionsverständnis und Rechtsentwicklung der Bundeswehr) und Regina Hagen (Darmstadt) (Neue Waffen für neue Kriege). Nüchtern und in Diplomaten-sprache bilanzierte Hans Arnold eine Verrechtlichung der Konflikte und Kriege. Abzulesen z.B. an den rund 170 Denkschriften und Gutachten bis 1970 und den Verträgen und Konventionen, besonders zwischen 1970 und 1989 (UNO, Europarat, OSZE als Folge der Ost-West-Machtbalance). Seit deren Verschwinden schreitet die Verwendung militärischer Konfliktlösungsmittel voran. Es schließt sich die Frage an, ob die Friedensbewegung, die nun überwiegend eine Bewegung von unten sei, nicht einen neuen Ansatz finden müßte.

Den zweiten roten Faden, Lehren aus dem Kosovo-Krieg, nahm Prof. Ulrich Albrecht (Berlin) im Plenum auf. Prof. Knut Krusewitz (Rhön) spezifizierte

die ökologischen Folgen, Prof. Werner Ruf (Kassel) und Nikos Fotiades (Griechenland) vertieften die völkerrechtlichen Fragen und Tobias Pflüger (Tübingen) untersuchte die neue Rolle der Nato. U. Albrecht (Berlin) bezeichnete den Kosovo-Krieg als „Muster kommender Auseinandersetzungen“. Erstens müssen deutsche Soldaten sich an den Nato-Kriegen unter Verletzung völkerrechtlicher Bindungen beteiligen. Zweitens ist der Luftkrieg das Kriegsmittel des 21. Jahrhunderts, bestimmt von den USA unter Zustimmung der europäischen Staaten. Drittens sei die Entscheidungsfindung nach folgendem verallgemeinbarem Muster verlaufen: Den worst case als simpel hinzustellen: Wenige Luftschläge genügen und produzierten keine eigenen Opfer. Das Ziel sei, eine nach den Prinzipien der „freien Marktwirtschaft“ funktionierende Wirtschaftsordnung herbeizuführen. Die gegnerische Politik werde personifiziert (Milosevic als Repräsentant „des Bösen“). Schließlich seien angeblich alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft. Damit sei nach Rambouillet (Le Monde Diplomatique) eine „neue Phase der internationalen Politik“ erreicht: Die Exekutive diktiert, ein inhaltlicher Diskurs finde nicht statt, die Multilateralität der Entscheidungsfindung mache die Kriegsentscheidung intransparent. Die Folgen: Die Nato bestimmt die Tagesordnung und den Modus, nach dem Konflikte bewertet werden, sie setzt auf „power mediation“ und verzichtet auf Sicherheitsrat, UNO, OSZE, die Presse wird manipuliert. Für Deutschland rechnet U. Albrecht damit, dass die Organklage der PDS und die Prozesse gegen die Aufrufe zur Desertion einen neuen Diskurs auslösen werden.

Den dritten Argumentationsstrang eröffnete Ellen Diederich (Internationales Frauen-Friedensarchiv Fasia Jansen) emotional betont und engagiert mit einem detaillierten Nachweis, dass in Zukunft Friedensarbeit anders sein werde, würden doch 95 Prozent der Friedensarbeit von Frauen geleistet. Wolfgang Vogt (Hamburg) vertiefte dies durch Kritik am „humanitären Interventionismus“, Prof. Hans Mausbach (Frankfurt) durch Darstellung der realen Friedensbewegung. Prof. Jörg Huffschtmidt (Bremen) stellte den Zusammenhang zwischen Rüstung, Ökonomie und den sozialen Folgen her, der keinen anderen Ausweg als die Abrüstung zulasse. Und nicht zuletzt wurden die aktuellen Konflikte im Kaukasus, in Kurdistan und Ost-Timor analysiert und diskutiert (Impulsbeiträge von Detlef Bimboes (Wiesbaden) und Prof. Andreas Buro (Frankfurt) - ein Beweis dafür, dass die Friedensbewegung sich durchaus aktuell um Positionen bemüht und ihre grundsätzliche Friedensposition herausarbeitet (was allerdings auch in den Linken endlich einmal zur Kenntnis genommen werden sollte).

Aus dem Rahmen fielen zwei Gesprächskreise: Einer zu dem Thema „Hilfe für das zerstörte Jugoslawien - Anregungen, Projekte, Austausch“, geleitet vom Verfasser, der hier hinein rutschte, weil er im Mai während des Nato-Bombardements mit der Gewerkschaftsgruppe „Dialog von unten“ in Jugoslawien weilte. Zur Überraschung vieler gibt es zahlreiche konkrete Solidaritäts- und Hilfsprojekte für die Opfer des Nato-Bombardements, von der Medikamentensammlung bis hin zum Aufruf für Schulpartnerschaften (Pädago-

gInnen für den Frieden). Verabredet wurde eine Vernetzung der Soli- und Hilfsprojekte, koordiniert von einer Arbeitsgruppe beim Bundesausschuss des Friedensratschlages (per Adresse Wolf Zimmermann - Kassel - und Horst Bethge - Hamburg).

Ein zweiter Gesprächskreis war betitelt: Schwindet die Ausstrahlungskraft der Friedensbewegung auf die Jugend? Es war der dritte Versuch, auf den Ratschlägen mit der Jugend mehr ins Gespräch zu kommen. Hier nun mussten sich die „Alten“ allerlei Kritik anhören - geäußert von jungen Teilnehmern, die erstmals überhaupt auf so einer Konferenz anwesend oder erst seit April 1999 friedenspolitisch tätig waren, die enttäuscht, frisch engagiert, verstört waren, mit frischen Studien-, Zivi- oder Schulerfahrungen.

Als Kritik an der Friedensbewegung wurde genannt: Es mangle an Aktivismus. Die Friedensbewegung biete keine events und happenings, unterhalte sich über Strategien in kahlen, unwirtlichen Räumen, wobei immer dieselben Leute dröhnten. Diese begnügten sich damit, aufrecht Nischen zu besetzen und diese abzufressen, redeten von einer Friedenskultur, aber böten keine. Die Demos glichen Trauermärschen, Musik sei dem Ernst der Lage nicht angemessen - und werde abgelehnt. Der Aufruf müsse vernünftig und politisch richtig sein, darum würde über ihn ellenlang diskutiert. Aber nicht darüber, wie eine Demo nach außen wirke. Die Dritte Welt werde unfair behandelt: „Na klar, darum müssten wir in der Ersten Welt verzichten“. Aber am Eigennutz, am Egoismus würde niemand gepackt: Frieden nütze aber doch was! Es gäbe Anzeigen, Flugblätter, aber wo bleibe die Friedensarbeit übers Internet? Dozenten hätten gesagt: „Toll, macht eine Kultur- und Friedenswoche“. Selber gekommen sei aber keiner. 60 - 70 Prozent seien gegen diesen Krieg gewesen, aber nur 5 Prozent wären bereit, etwas zu tun. Selbst die seien aber meist nicht antimilitaristisch. Auch Lehrer mit Birkenstock-Sandalen und Peace-Zeichen machten den schulischen Leistungsstress mit, förderten Anpassungszwang und liessen nicht zu, dass die Zustände hinterfragt würden. Viele Jugendlichen fragten sich, was machen die, wenn sie die Klassentür hinter sich zumachen? Kaum jemand hätte Friedenserziehung selbst in der Schule erlebt. Schule begreife sich selbst nicht als gesellschaftliches Korrektiv. Darum seien viele Studenten scheinbar unpolitisch, machten nur schnell viele Scheinchen. Von vielen Jugendlichen würde das Beharren auf alten Symbolen und historischen Daten beklagt. Sie könnten auch die Leidensmienen nicht mehr sehen. Sie fragten nach der Motivation der Aktiven.

Als Gründe wurden - neben der schon genannten Schulpraxis - erwähnt: Viele wollten sich nicht in festen Strukturen engagieren. Friedensarbeit käme stinklangweilig daher. Heute fehlten - anders als in den 80ern - begeisternde Lieder. So viele Probleme - vom Ozonloch bis zu den fehlenden Lehrstellen - türmten sich auf. Die Friedensbewegung biete kein Risiko und keine Möglichkeit mehr, persönlich Neues auszuprobieren. Die Demos würden immer von denen organisiert, die schon Erfahrung hätten. Das Jammern, daß die Friedensbewegung abflaue, dass es früher mehr Leute gewesen seien, demoti-

viere. Wichtig auch der Hinweis, dass heute in der Jugend viel Identifikation über Kultur und Musik laufe, da Elternhaus, Schule und Arbeitswelt das nicht bieten könnten.

Als positive Gegenbeispiele wurden angeführt: Demo-Formen wie in der Karibik, mit Salsa und Tanz; wie in der Antifa- und AKW-Bewegung oder wie im Chemnitz und Schwerin („Future and Fun“ und „Job-Parade“ mit selbstgestalteten Wagen und Bands und 7000 und 20.000 Teilnehmern); Treffen mit persönlichen Begegnungen der Menschen.

Berichten, dass aktivere und musikalische Demo-Formen abgelehnt wurden, standen Beispiele entgegen, wo gesagt wurde: Macht Neues - aber das Neue sei dann auch stinklangweilig gewesen. Der Erfahrung, selbst nie Friedenserziehung erlebt zu haben, standen Berichte entgegen, dass es intensiv Bemühungen um Friedenserziehung gegeben habe. Zum Schluß wurden Fragen formuliert, die im gesamten Ratschlag hätten diskutiert werden müssen:

- Wie kann die Friedensbewegung die Leute beim Eigennutz packen?
 - Muß Friedenskultur Spaß machen?
 - Welche neuen Symbole, Appelle, Formen überwinden Leidensmienen?
 - Wie gehen wir mit den Birkenstock- und Peace-Zeichen-Jüngern um, die Anpassung fordern?
 - Welche Möglichkeiten, mitzutun, haben die Leute, die nur teilweise unsere Positionen haben?
 - Schaffen wir genug Gelegenheiten zu persönlichen Begegnungen?
 - Mit welchen Fragen, Formen kann wer an die Jugendlichen herankommen?
 - Und schließlich: Müsste sich nicht jede AG, jede Diskussion am Schluß der Frage widmen: Und wie sagen wir dies nun den jungen Leuten? Wer? Womit
- Doch zuvor ist noch über das „Internationale Forum“ zu berichten. Auffällig daran war, dass sich der Vertreter der französischen Friedensbewegung gar nicht äusserte, vielleicht ein Ausfluss der tiefen Meinungsverschiedenheiten der französischen Linken. Offensichtlich hat die Linke auch international noch keine vertretbare Position gefunden, wie sie die aus sozial- und reformpolitischen Gründen für angezeigt und hilfreich betrachtete Regierungsbeteiligung mit aussenpolitisch grundsätzlich anderen Optionen in Einklang bringen kann. Ein Problem, das etwa in Italien, Frankreich, Finnland und Mecklenburg-Vorpommern ansteht - und über das endlich ein offener Diskurs nötig wäre. Schade, dass die Gelegenheit dazu in Kassel verschenkt wurde - wie überhaupt auch auffällig für den ganzen Ratschlag war, dass das Verhältnis zwischen Parteien und Friedensbewegung noch total verkrampft war. Der Umfall der Grünen hat bisher offensichtlich nur zu einer emotionalen Abscheu bei der Friedensbewegung geführt, die nachwirkt.

Mathias Goldschmidt aus der Schweiz berichtete von den gespaltenen und verqueren Positionen zum Krieg in Jugoslawien: So hat der Vorsitzende der Sozialistischen Partei früh den Einsatz von Bodentruppen gefordert, Blacher

vehement gegen den Nato-Krieg agitiert. Immerhin hat die Schweiz der Nato die Überflugrechte verweigert. Nikos Fatiades (Griechenland) berichtete, dass die griechische Regierung in Jugoslawien materielle Wiederaufbauhilfe leistet und sich für eine baldige Gesamt-Balkankonferenz einsetzt. Die Griechische Friedensbewegung bereitet eine Friedensdemo in Belgrad vor. Bernd Bleckmann und Elke Renner ergänzten aus österreichischer Sicht, dass dort die Forderung stärker werde, dass alle Nato-Länder Schadenersatz leisten sollten.

Zum Schluss wurde in einer Podiumsdiskussion unter dem Titel „Der Krieg - eine Medieninszenierung?“ durch Elvira Claßen (Zivilcourage), Eckart Spoo (Ossietzky), Eckehart Sieker (WDR) und Rüdiger Göbel (Junge Welt) der Umgang der Medien mit diesem Krieg seziert. Abschließend wurden gemeinsame Projekte der Friedensbewegung vorgestellt. Christine Schweiter (Bund für soziale Verteidigung) plädierte dafür, zivile Alternativen argumentativ und personell zu stärken. Neuerdings gäbe es in der BRD die Möglichkeit, dass zivile Mediatoren für den internationalen Einsatz ausgebildet werden. Zwar viel zu wenige, aber es fällt auf, dass die deutsche Friedensbewegung sich in ihrer Breite kaum darum kümmert. Tobias Demjanov (INES) stellte die Kampagne „Atomwaffen abschaffen“ dar. Lühr Henken (Hamburger Forum) trug die kommenden, enormen Rüstungsvorhaben der Bundeswehr zusammen. Laut Bundeswehrplan 97 sollen für 225 Milliarden DM neue Waffen hergestellt und beschafft und für weitere 320 Milliarden DM genutzt werden (Betriebskosten). Er schlug vor, zunächst einmal die Bevölkerung über die Rüstungsvorhaben zu informieren, die neuen Technologien zu verhindern und sich an den Abrüstungsvorhaben in Rußland und Schweden zu orientieren. Vorrangig gelte es, die Lieferung von 1.000 Kampfpanzern für die Türkei zu verhindern.

Prof. Wolfgang Richter (Berlin) berichtete über die bisherigen deutschen Bemühungen, Material für ein Tribunal gegen die Nato zu sichern. John Canaletto (USA, International Action Center), der anstelle des verhinderten Ramsey Clark sprach, informierte über das Tribunal gegen die Nato. In neun Staaten der USA sowie in Oslo, Novi Sad, Tokio, Wien, Sydney, Graz und Berlin haben grosse Tribunal-Vorbereitungsversammlungen stattgefunden. 1,7 Millionen Zivilisten sind allein von den neuartigen Sanktionen betroffen. In grossem Maße sind zivile Ziele bombardiert worden (Punkt 8 der Anklage). Ziel des Tribunals, das im nächsten Jahr stattfinden soll, sei es nicht, Leute als Kriegsverbrecher gefangen zu nehmen, sondern durch Darstellung der grausigen Wahrheit über diesen Krieg die Leute zu mobilisieren, um gegen den nächsten Krieg von Anfang an zu kämpfen.

Peter Strutynski (Kassel), Sprecher des Arbeitsausschusses des Friedensratschlages, hatte sowohl im Grußwort als auch in seinen Abschlußbemerkungen daran erinnert: Die friedenspolitische Arbeit muss langfristig angelegt sein. Nach wie vor ist die Friedensbewegung gegen den Krieg als politisches Mittel schlechthin, gründliche Analysen sind die Voraussetzung für die Friedensarbeit, die entschiedener, präziser und internationaler werden müsste.

Im UNO-Jahr der „Kultur des Friedens“ und zu Beginn der von der UNO ausgerufenen „Dekade für eine Kultur des Friedens, der Menschenrecht und für die Rechte der Kinder“ verabredete man auf dem Ratschlag gemeinsame Aktionen. U.a.:

- Kampagne „Keine Panzer für die Türkei“;
- vielfältige, auch internationale Aktionen am 1. Jahrestag des Nato-Angriffs auf Jugoslawien (24. 3.);
- 10. 6.: erstes internationales europäisches Tribunal zum Nato-Krieg gegen Jugoslawien;
- Antimilitaristische Aktionen zum 3. 10. (Tag der Einheit).

Zum Schluss soll erwähnt werden, dass dem Ratschlag der Entwurf eines Friedensgutachtens 2000 vorlag, der in Kurzform nahezu alle Bereiche und Genden der Friedensarbeit einschätzt, und dass in Kürze der Protokollband zum Ratschlag erscheint. Er wird die Lektüre der vielen, hier nur cursorisch genannten Impulsreferate lohnen: Entgegen der vielfach auch auf der Linken anzutreffenden Meinung, dass die Friedensbewegung tot sei, zeigt sie argumentative und analytische Lebendigkeit. Zumindest ist die Friedensbewegung dabei, sich von der bundespolitischen Bindung an SPD und Grüne zu lösen und eigene Analysen anzustellen. Wenn man bedenkt, dass der Nato-Angriff für die heutige Friedensbewegung eine ähnliche Zäsur darstellt wie die Bewilligung der Kriegsskredite Anfang des Jahrhunderts für die Arbeiterbewegung, ist das keine kleine Leistung - und eine schmerzhafter Prozess zugleich. Das konnte jeder Beobachter des Ratschlages bei den engagierten Diskussionen jederzeit registrieren.

Horst Bethge

Afrika – Ein vergessener Kontinent?

Wissenschaftliches Forum der Marx-Engels-Stiftung, Wuppertal, 11./12. Dezember 1999

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Afrika ist in Deutschland gemeinhin einem kleinen Kreis von Spezialisten vorbehalten. Auch die Linke scheint den Kontinent fast völlig aus dem Auge verloren zu haben – vielleicht auch deswegen, weil von spektakulären antiimperialistischen Bewegungen wenig zu vermelden ist und gewohnte (eurozentristische) Erklärungsmuster der zahlreichen Konflikte versagen?

Umso bemerkenswerter ist es, daß die Wuppertaler MES im Dezember 1999 auf Initiative des leider verhinderten Professor *Schmidt-Soltau*/Kamerun eine zweitägige Veranstaltung afrikanischen Problemen gewidmet hat, wobei zunächst die große Vielfalt und Qualität der Referate und Referenten hervorzuheben ist. Dieser Tatbestand tröstete die Teilnehmer rasch darüber hinweg,

daß der Ablauf der Vorträge und Diskussionen weder durch eine leitende Fragestellung strukturiert war noch ein einleitender Beitrag die Umrisse der Problematik gezeichnet hatte. Auch hätte man sich für die durchweg anregenden und interessanten Beiträge einen größeren Zuhörerkreis gewünscht.

Per saldo wurden – in bunter Reihenfolge – drei Themenbereiche behandelt:

- Überlegungen zur deutschen Politik gegenüber Afrika;
- Aspekte der gegenwärtigen politischen Situation;
- die Afrikanische Literatur als Weltliteratur.

Der deutschen Kulturpolitik in Afrika widmete sich Prof. *Kassé* aus Senegal. Er konstatierte im Grunde eine völlige Orientierungslosigkeit, die nicht bloß Geldmangel geschuldet sei. Dies scheint sich auch auf anderen Feldern abzuzeichnen – mit dem Wegfall der ‚Konkurrenz‘ DDR hat man in Deutschland den Kontinent weitgehend abgeschrieben. In der EU überläßt man die Afrikapolitik den ehemaligen Kolonialmächten, große ökonomische Eigeninteressen bestehen nicht. Afrika habe für die Deutschen keinen ‚Tauschwert‘. *Gisela Kremberg* von der PDS skizzierte die entwicklungspolitische Position ihrer Fraktion, die sich offensichtlich weitgehend vom platten Antiimperialismus abgewendet hat und verstärkt bemüht ist, sich konkret mit der praktischen Entwicklungspolitik der Regierung auseinanderzusetzen und hierzu eigene Vorstellungen zu erarbeiten. Der von ihr vorgetragene Forderungskatalog von Armutsminderung bis Entschuldung entspricht zwar weitgehend der offiziellen Terminologie – die Probleme liegen tatsächlich eher auf der Umsetzungsebene. Es ist zu hoffen, daß die PDS auf dem eingeschlagenen Weg weitergeht und ihr schließlich nicht unbedeutendes politisches Gewicht und ihre immer noch (aus DDR-Zeiten) vorhandene Kompetenz einsetzt, um in der Praxis der Entwicklungspolitik notwendige Akzente zu setzen – vor allem der Stärkung und Zusammenarbeit mit immer noch vorhandenen fortschrittlichen Kräften in Afrika. Denn gegenwärtig sind Afrikaner in der deutschen und internationalen Debatte über Entwicklung weitgehend abwesend oder nur als Mitarbeiter internationaler Organisationen präsent. Eine Aufgabe der PDS könnte es sein, auf der Einbeziehung afrikanischer Stimmen zu insistieren, wenn hierzulande über entwicklungspolitische Theorie und Praxis in Afrika diskutiert wird. Als einleitender Beitrag hätte sich am besten der leider am Schluß der Tagung gehaltene Vortrag von *Aly Ndiaye* aus Senegal geeignet, der sich kritisch mit dem Stand der Demokratisierung in Afrika nach dem Zusammenbruch des Sozialismus auseinandersetzte.

Vielfältig und teilweise widersprüchlich waren die Positionen, die sich aktuellen politischen Fragen widmeten. Drei Beiträge (*Khwezi Kadalie*, *Ruth Kadalie* und *Denis Goldberg*) beschäftigten sich mit den Problemen und Positionen der marxistischen Kräfte in Südafrika. Diese scheinen unter einem für die Linken derzeit eher seltenen Problem zu leiden: nämlich Wachstumsschwierigkeiten. Die Kommunistische Partei und andere marxistisch orientierte Einrichtungen Südafrikas werden derzeit mit einem Zustrom vor allem junger Menschen konfrontiert, die wenig Kenntnis und Beziehungen zum Marxismus

haben. Ein zentrales Problem stellt dabei die Auseinandersetzung mit der Orientierung auf ‚Afrikanischen Kapitalismus‘ dar, die im ANC wichtige Anhänger besitzt. *Denis Goldberg*, Kampfgefährte Mandelas und wie er Jahrzehnte inhaftiert, sah ein wichtiges Aufgabenfeld auch der Linken in praktischen Bemühungen um die Verbesserung der Lebenssituation der schwarzen Bevölkerung.

In einem Beitrag über die Lage in Zentralafrika vermeinte *Michael Opperskalski*/Köln dort vor allem den CIA am Werk zu sehen. Er entwarf ein Bild der gegenwärtigen Situation der Region, bei dem die Afrikaner als eigenständige Akteure kaum vorkamen. Besonders unverständlich war seine Parteinahme für Kabila, der von ihm als Vertreter der ‚Volkskräfte‘ präsentiert wurde. Dem wurde in der Diskussion vor allem von den anwesenden Afrikanern lebhaft widersprochen, die auf die Korruption großer Teile der afrikanischen Eliten – darunter auch Kabila - hinwiesen. Es ist schade, daß die unabdingbare Analyse der Rolle westlicher ökonomischer Interessen bei der Perpetuierung der blutigen afrikanischen Konflikte durch eine solch einseitige und stellenweise abstrus verschwörungstheoretisch gewendete Darstellung unglaubwürdig wurde. Immerhin machten das Referat und die folgende Diskussion deutlich, wie stark verbreitet noch die Neigung zu einfachen Erklärungsmustern komplizierter Verhältnisse ist – so wenn der Referent einen Aufruf Kabilas (der mit seiner Hetze gegen die Tutsi bedenkenlos die ethnische Karte spielt) mit den Aufrufen besetzter europäischer Länder gegen den deutschen Faschismus vergleicht. Vor solchen vorschnellen und unbegründeten Parteinahmen kann gar nicht genug gewarnt werden – zu oft ist die europäische Linke in der Vergangenheit auf antimperialistische Rhetorik hereingefallen und hat korrupte und blutige Diktatoren beklatscht, die nichts anderes im Sinn hatten, als sich die Taschen zu füllen.

Der dritte Schwerpunkt wurde durch den Vortrag von Prof. *Metscher*/Bremen zu einem Glanzpunkt der Tagung. Vor dem Hintergrund eines zu Eingang seines Referats entwickelten Begriffs der Weltliteratur ging der Referent auf wichtige Autoren vor allem des anglophonen Afrika ein und machte auf den humanistischen Grundton in vielen Arbeiten aufmerksam. Er ging dem Einfluß der Oralität nach und analysierte die Rolle der Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus – was für die afrikanischen Autoren umso komplizierter ist, als sie überwiegend (wenn auch nicht alle) in den Sprachen der Kolonialherren schreiben. Hier sieht der Referent neuere Tendenzen zu einer wirklich zweisprachigen Literatur. In seinem Beitrag, aber auch an anderen Stellen der Diskussion, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der heute noch herrschende rassistische und abwertende Umgang mit Afrika und den Afrikanern (die westlichen Gesellschaften werden durch Soziologen, die afrikanischen durch Ethnologen untersucht) eine jüngere Erscheinung ist, die vor allem mit der Hochperiode des Kolonialismus in Afrika begann. Die bekannten extrem abwertenden Einschätzungen Afrikas z. B. durch Hegel, dessen ‚Weltgeist‘ klar europäische Züge trägt, waren bei den Aufklärern noch nicht zu finden. Diese waren sich zumindest teilweise bewußt, was die europäischen Kulturen

daß der Ablauf der Vorträge und Diskussionen weder durch eine leitende Fragestellung strukturiert war noch ein einleitender Beitrag die Umriss der Problematik gezeichnet hatte. Auch hätte man sich für die durchweg anregenden und interessanten Beiträge einen größeren Zuhörerkreis gewünscht.

Per saldo wurden – in bunter Reihenfolge – drei Themenbereiche behandelt:

- Überlegungen zur deutschen Politik gegenüber Afrika;
- Aspekte der gegenwärtigen politischen Situation;
- die Afrikanische Literatur als Weltliteratur.

Der deutschen Kulturpolitik in Afrika widmete sich Prof. *Kassé* aus Senegal. Er konstatierte im Grunde eine völlige Orientierungslosigkeit, die nicht bloß Geldmangel geschuldet sei. Dies scheint sich auch auf anderen Feldern abzuzeichnen – mit dem Wegfall der ‚Konkurrenz‘ DDR hat man in Deutschland den Kontinent weitgehend abgeschrieben. In der EU überläßt man die Afrikapolitik den ehemaligen Kolonialmächten, große ökonomische Eigeninteressen bestehen nicht. Afrika habe für die Deutschen keinen ‚Tauschwert‘. *Gisela Kremberg* von der PDS skizzierte die developmentpolitische Position ihrer Fraktion, die sich offensichtlich weitgehend vom platten Antiimperialismus abgewendet hat und verstärkt bemüht ist, sich konkret mit der praktischen Entwicklungspolitik der Regierung auseinanderzusetzen und hierzu eigene Vorstellungen zu erarbeiten. Der von ihr vorgetragene Forderungskatalog von Armutsminderung bis Entschuldung entspricht zwar weitgehend der offiziellen Terminologie – die Probleme liegen tatsächlich eher auf der Umsetzungsebene. Es ist zu hoffen, daß die PDS auf dem eingeschlagenen Weg weitergeht und ihr schließlich nicht unbedeutendes politisches Gewicht und ihre immer noch (aus DDR-Zeiten) vorhandene Kompetenz einsetzt, um in der Praxis der Entwicklungspolitik notwendige Akzente zu setzen – vor allem der Stärkung und Zusammenarbeit mit immer noch vorhandenen fortschrittlichen Kräften in Afrika. Denn gegenwärtig sind Afrikaner in der deutschen und internationalen Debatte über Entwicklung weitgehend abwesend oder nur als Mitarbeiter internationaler Organisationen präsent. Eine Aufgabe der PDS könnte es sein, auf der Einbeziehung afrikanischer Stimmen zu insistieren, wenn hierzulande über developmentpolitische Theorie und Praxis in Afrika diskutiert wird. Als einleitender Beitrag hätte sich am besten der leider am Schluß der Tagung gehaltene Vortrag von *Aly Ndiaye* aus Senegal geeignet, der sich kritisch mit dem Stand der Demokratisierung in Afrika nach dem Zusammenbruch des Sozialismus auseinandersetzte.

Vielfältig und teilweise widersprüchlich waren die Positionen, die sich aktuellen politischen Fragen widmeten. Drei Beiträge (*Khwezi Kadalie*, *Ruth Kadalie* und *Denis Goldberg*) beschäftigten sich mit den Problemen und Positionen der marxistischen Kräfte in Südafrika. Diese scheinen unter einem für die Linken derzeit eher seltenen Problem zu leiden: nämlich Wachstumsschwierigkeiten. Die Kommunistische Partei und andere marxistisch orientierte Einrichtungen Südafrikas werden derzeit mit einem Zustrom vor allem junger Menschen konfrontiert, die wenig Kenntnis und Beziehungen zum Marxismus

haben. Ein zentrales Problem stellt dabei die Auseinandersetzung mit der Orientierung auf „Afrikanischen Kapitalismus“ dar, die im ANC wichtige Anhänger besitzt. *Denis Goldberg*, Kampfgefährte Mandelas und wie er Jahrzehnte inhaftiert, sah ein wichtiges Aufgabenfeld auch der Linken in praktischen Bemühungen um die Verbesserung der Lebenssituation der schwarzen Bevölkerung.

In einem Beitrag über die Lage in Zentralafrika vermeinte *Michael Opperskalski*/Köln dort vor allem den CIA am Werk zu sehen. Er entwarf ein Bild der gegenwärtigen Situation der Region, bei dem die Afrikaner als eigenständige Akteure kaum vorkamen. Besonders unverständlich war seine Parteinahme für Kabila, der von ihm als Vertreter der „Volkskräfte“ präsentiert wurde. Dem wurde in der Diskussion vor allem von den anwesenden Afrikanern lebhaft widersprochen, die auf die Korruption großer Teile der afrikanischen Eliten – darunter auch Kabila - hinwiesen. Es ist schade, daß die unabhängige Analyse der Rolle westlicher ökonomischer Interessen bei der Perpetuierung der blutigen afrikanischen Konflikte durch eine solch einseitige und stellenweise abstrus verschwörungstheoretisch gewendete Darstellung unglaubwürdig wurde. Immerhin machten das Referat und die folgende Diskussion deutlich, wie stark verbreitet noch die Neigung zu einfachen Erklärungsmustern komplizierter Verhältnisse ist – so wenn der Referent einen Aufruf Kabilas (der mit seiner Hetze gegen die Tutsi bedenkenlos die ethnische Karte spielt) mit den Aufrufen besetzter europäischer Länder gegen den deutschen Faschismus vergleicht. Vor solchen vorschnellen und unbegründeten Parteinahmen kann gar nicht genug gewarnt werden – zu oft ist die europäische Linke in der Vergangenheit auf antimperialistische Rhetorik hereingefallen und hat korrupte und blutige Diktatoren beklatscht, die nichts anderes im Sinn hatten, als sich die Taschen zu füllen.

Der dritte Schwerpunkt wurde durch den Vortrag von Prof. *Metscher*/Bremen zu einem Glanzpunkt der Tagung. Vor dem Hintergrund eines zu Eingang seines Referats entwickelten Begriffs der Weltliteratur ging der Referent auf wichtige Autoren vor allem des anglophonen Afrika ein und machte auf den humanistischen Grundton in vielen Arbeiten aufmerksam. Er ging dem Einfluß der Oralität nach und analysierte die Rolle der Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus – was für die afrikanischen Autoren umso komplizierter ist, als sie überwiegend (wenn auch nicht alle) in den Sprachen der Kolonialherren schreiben. Hier sieht der Referent neuere Tendenzen zu einer wirklich zweisprachigen Literatur. In seinem Beitrag, aber auch an anderen Stellen der Diskussion, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der heute noch herrschende rassistische und abwertende Umgang mit Afrika und den Afrikanern (die westlichen Gesellschaften werden durch Soziologen, die afrikanischen durch Ethnologen untersucht) eine jüngere Erscheinung ist, die vor allem mit der Hochperiode des Kolonialismus in Afrika begann. Die bekannten extrem abwertenden Einschätzungen Afrikas z. B. durch Hegel, dessen ‚Weltgeist‘ klar europäische Züge trägt, waren bei den Aufklärern noch nicht zu finden. Diese waren sich zumindest teilweise bewußt, was die europäischen Kulturen

außereuropäischen, darunter auch afrikanischen, Einflüssen zu verdanken haben.

Die Tagung hat deutlich gemacht, daß die an Marx orientierte deutsche Linke selbst bei einem vergleichsweise wenig öffentlichkeitswirksamen Thema doch noch über ein erhebliches intellektuelles Potential verfügt, welches allerdings - ähnlich wie die entsprechenden internationalen Kontakte - besser ‚gepflegt‘ werden müßte. Die MES hat sich jedenfalls - trotz konzeptioneller Schwächen - mit dieser Tagung große Verdienste erworben. Es wäre schön, wenn es nicht bei dieser einen Veranstaltung bliebe und wenn es gelänge, das Thema - dann vielleicht etwas besser strukturiert - weiter zu diskutieren.

Jörg Goldberg

Finanzkrisen am Ende des 20. Jahrhunderts

Marburg, 28./29. Januar 2000

Unter dem Titel „Finanzkrisen am Ende des 20. Jahrhunderts – Erscheinungen in der Peripherie oder globale Gefahr?“ veranstalteten die Forschungsgruppe Politische Ökonomie an der Uni Marburg und das dortige Institut für Soziologie mit Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung (Berlin) am 28./29. Januar 2000 eine Tagung, die auch ohne größere Werbeanstrengungen ca. 50 Interessierte anzog. Zwei Eingangsreferaten über die Entwicklung der internationalen Finanzmarkt- und Währungsbeziehungen in den letzten Jahrzehnten und das Verhältnis von Metropolen und Peripherie folgten fünf Analysen von Ländern, die in den 90er Jahren besonders von Finanzkrisen betroffen waren (Russland, Indonesien, Südkorea, Mexiko und Brasilien); den Abschluss bildete ein Beitrag zu theoretischen Schlussfolgerungen und praktischen Alternativen.

Die Intention der Tagung bestand darin, die sich seit Mitte der 90er Jahre häufenden Währungs- und Finanzmarktkrisen zu untersuchen, als deren Ursache oft lediglich spekulative - d.h. auf kurzfristige Kursgewinne abzielende - Kapitalbewegungen auf den internationalen Finanzmärkten genannt werden bzw. darauf verwiesen wird, dass unsolide Banken und intransparente Kreditsysteme oder die unzureichende Umsetzung neoliberaler Strukturanpassungen verantwortlich seien. Um zu einem tieferen Verständnis dieser Krisen neuen Typus beizutragen, sollte insbesondere das Zusammenwirken von weltwirtschaftlichen Entwicklungen und internen Faktoren in den unterschiedlichen Entwicklungs- und Schwellenländern, die bisher von Finanzmarktkrisen heimgesucht wurden, beleuchtet werden. Eine Eigenschaft dieses neuen Typus von Finanzkrisen scheint zumindest bisher darin zu bestehen, daß sie keine Industrieländer, sondern ausschließlich ökonomisch rückständige Länder und Ländergruppen treffen. In diesem Zusammenhang sollte daher auch die Rolle der neoliberalen Strukturanpassungen hinterfragt werden, deren Signatur die markante Außenabhängigkeit vieler Entwicklungs- und Schwellenlän-

der noch gesteigert hat. Die Dringlichkeit ihrer ursächlichen Erklärung ergibt sich dabei schon allein aus der Tiefe der Krisen, die sich nicht lediglich auf den Finanzsektor beschränken, sondern zu massiven Rückschlägen der betroffenen Volkswirtschaften führen und gravierende soziale Kosten nach sich ziehen. Die Notwendigkeit einer eingehenden Analyse resultiert aber auch aus der Tatsache, daß für die Mainstream-Ökonomik diese Krisen in den meisten Fällen völlig unerwartet kamen und sie offensichtlich zu einer überzeugenden Ursachenbestimmung nicht in der Lage ist.

Die Veränderungen des globalen Finanzsystems seit dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems nachzuzeichnen und theoretisch zu erfassen war ebenso Gegenstand der Tagung, wie praktische Alternativen für eine neue Finanzarchitektur zu diskutieren. Darüber hinaus sollten die jeweils unterschiedlichen Ursachenzusammenhänge in den verschiedenen Ländern, die ihrerseits auf gesellschaftliche Interessens- und Herrschaftskonstellationen zurückzuführen sind, in den Länderanalysen genauer betrachtet werden.

Einigkeit bestand weithin in den Eingangsreferaten (*Joachim Bischoff*, Hamburg, und *Jörg Huffs Schmid*, Bremen) bezüglich der Erscheinungsmerkmale der Finanzmärkte: schnelles Wachstum, zunehmende Verschuldung und Kreditfinanzierung auf einzelnen Märkten, enorme Beweglichkeit (Volatilität) verschiedener Finanztitel zwischen den Märkten, zunehmende Kurzfristigkeit der Transaktionen (insbesondere von Bankkrediten) und die gestiegene Bedeutung sogenannter institutioneller Anleger (Investment- und Pensionsfonds usw.).

Joachim Bischoff lieferte einen Abriss der Entwicklung der internationalen Währungs- und Finanzmarktbeziehungen und hob dabei besonders hervor, dass die seit Anfang der 70er Jahre zunehmende Bedeutung des Finanzsektors das Ergebnis politischer Entscheidungen sei, in denen sich der Paradigmenwechsel vom Keynesianismus zum Neoliberalismus ausdrücke und die sich in den Liberalisierungs- und Deregulierungsprojekten widerspiegeln. Er widersprach der später kontrovers diskutierten „Entkoppelungsthese“, wonach sich die Finanzmärkte von der Realsphäre abgekoppelt haben sollen, und betonte hingegen, daß die Finanzmärkte letztlich durch die Realsphäre determiniert blieben. Bischoff unterstrich dabei vor allem, dass das Wachstum der Finanzmärkte Ausdruck von Verteilungskonflikten ist: der Versuch, statt auf schwächelnden Gütermärkten Gewinn auf Finanzmärkten zu erzielen.

Jörg Huffs Schmid beleuchtete das Verhältnis zwischen den Metropolen und der Peripherie unter dem Aspekt der Finanzmarktbeziehungen. Nach einem kurzen Rückblick auf die zumeist auch in der Peripherie positive wirtschaftliche Entwicklung unter dem Bretton-Woods-System stellte er fest, dass mit dessen Zusammenbruch ein Rückschritt in den meisten peripheren Ländern stattgefunden habe. Die zunehmende Konzentration liquider Mittel in den Zentren bei gleichzeitig geringen Profitaussichten in den Metropolen selbst hätte dazu geführt, daß ein zunehmender Strom ausländischer Kapitale in die Finanzmärkte der Peripherie geflossen seien, was nicht nur deren Verschuldung mas-

siv erhöht, sondern auch deren Absorptionsfähigkeit überfordert habe. Hufschmid formulierte die Zunahme der Finanzströme also als Recyclingproblem: Vorhandene Profite in Form von cash finden keine profitable Anlagemöglichkeit in der Produktionssphäre und werden in die Finanzmärkte auch und gerade der Entwicklungsländer gepumpt. Der Anteil der Direktinvestitionen – so zeigte er an Daten einzelner Länder – ist dabei relativ konstant; es sind vielmehr hochvolatile Bankkredite und Portfolioinvestitionen, die extrem schwanken und Finanz- und Währungskrisen so tief werden lassen.

Hansgeorg Conert (Bremen) und *Gert Meyer* (Marburg) behandelten die russische Finanzkrise von 1998. Gert Meyer zeichnete die desaströsen Auswirkungen des politischen, ökonomischen und sozialen Transformationsprozesses seit dem Ende der Sowjetunion nach, die zu so paradoxen Erscheinungen führten wie z. B. dem Einzug marktwirtschaftlicher Strukturen bei gleichzeitiger Ausweitung der Subsistenz-, Natural- und Tauschwirtschaft sowie informeller Wirtschaftsbeziehungen. Die Finanzkrise stelle eine weitere Besonderheit im Vergleich mit den anderen sogenannten Transformationsländern dar, deren Ursache somit vorrangig in den internen Faktoren begründet liege, nicht zuletzt im massiven Kapitalabfluß ins Ausland, der von den herrschenden Eliten getragen sei.

Auch *Hansgeorg Conert* betonte die herausragende Bedeutung der internen Faktoren, wobei er darauf hinwies, dass die überwiegende Mehrheit der Erklärungsansätze sich auf die Geld-, Währungs- und Außenwirtschaftspolitik bezögen, während die sozio-ökonomischen Entwicklungen zumeist ausgespart blieben. So habe ein De-Industrialisierungsprozeß stattgefunden, der nicht ausschließlich auf die Außenhandelsliberalisierung zurückginge, sondern mitunter auch mit der Umwandlung von Produktivkapital in Geldkapital und schließlich in ausländische Kapitalanlagen zu begründen sei. Neben den problematischen Formen der Privatisierungen sei auch die Form der Finanzierung des chronischen Haushaltsdefizits mittels kurzfristiger und hoch verzinslicher, z.T. in US-Dollar denominierten Staatsobligationen für die Krise ursächlich.

Rainer Werning (Köln) stellte die gesellschaftliche und politische Entwicklung Indonesiens dar, die eng mit dem Suharto-Clan verbunden sei, was für die Form des wirtschaftlichen Aufstiegs Indonesiens als entscheidend herauszustellen sei. Anschließend skizzierte er die dramatischen Auswirkungen der Finanzkrise, deren wohl deutlichster Ausdruck das Hochschnellen der Armut auf über 50 Prozent der Bevölkerung sei. Das Auftreten der zentrifugalen politischen Kräfte innerhalb dieses multiethnischen Staates deute auf die sehr fragile politische Lage hin, die deutlich geprägt sei vom auch zukünftig zu erwartenden Machtkampf zwischen Präsident und Militär.

Jochen Röpke (Marburg) erklärte die Krise Indonesiens aus ökonomischer Sicht mittels einer an Schumpeter orientierten Zyklentheorie, wobei die Kapitalmarktliberalisierung einen entscheidenden Faktor darstelle. Die massiven Kapitalströme haben demnach den Konjunkturzyklus verlängert und erhöht, mittelfristig jedoch die wirtschaftliche Entwicklung destabilisiert, die schließ-

lich in die Krise einmündete. *Werner Kamppeter* (Bonn) zeigte in seinem Beitrag zu Südkorea auf, dass viele der negativen makroökonomischen Daten sich unmittelbar vor Ausbruch der Krise 1997 nicht nur wieder verbessert hatten, sondern im Vergleich zu langen Phasen der vorangegangenen Entwicklung recht moderat ausfielen. In Fall Südkoreas seien es hauptsächlich spezifische Veränderungen der regionalen und weltwirtschaftlichen Rahmenbedingungen, die im Zusammenwirken mit vereinzelt aber gleichwohl entscheidenden Modifikationen des bis dahin erfolgreichen Entwicklungsmodells zum Krisenprozeß führten.

Zur sogenannten „Tequila-Krise“ Mexikos 1994/95, die der Direktor des IWF schon damals als die „erste bedeutende Krise unserer neuen Welt der globalisierten Finanzmärkte“ bezeichnete, referierten *Jörg Faust* (Mainz) und *Dieter Boris* (Marburg). Jörg Faust legte den Fokus der Ursachenanalyse vor allem auf die internen politischen Entwicklungen, die maßgeblich geprägt seien von mangelnder Rechtsstaatlichkeit und den partikularen Interessen der sich seit den 80er Jahren etablierenden neuen und zunehmend exklusiven „Verteilungskonkationen“ zwischen den mexikanischen Eliten. Die damit einhergegangene Wirtschaftspolitik entspräche keiner kohärenten Programmatik, sondern stelle vielmehr ein Mix aus heterodoxen Maßnahmen mit neoliberalen Versatzstücken dar, die in ihrer Wirkung maßgeblich für die Krise verantwortlich seien.

Dieter Boris bestätigte in seinem Beitrag die Bedeutung dieser internen politischen Entwicklungen, hob jedoch in Kontrast zum vorangegangenen Referat hervor, dass die Wirtschaftspolitik und insbesondere das lange Festhalten an der Wechselkursparität zum US-Dollar, das einen wesentlichen Faktor der Krisenerklärung darstelle, für das PRI-Regime schon allein aus legitimatorischen Gründen durchaus rational gewesen sei. Die entscheidende Größe müsse demnach nicht in vereinzelt „Fehlern“ bei der Umsetzung der wirtschaftspolitischen Maßnahmen, sondern in der zugrunde liegenden Entwicklungsstrategie selbst verortet werden. Die Gewichtung der Krisenursachen zeige, daß externe ökonomische Determinanten weitaus bedeutender gewesen seien als die internen Defizite.

Die Brasilienkrise des vergangenen Jahres war Gegenstand der Analyse von *Barbara Fritz* (Berlin). Einerseits könne von inneren ökonomischen Ursachen nicht abgesehen werden, andererseits greife der Verweis auf eine vermeintlich „ungeschickte“ Fiskalpolitik zu kurz. Vielmehr läge die Krisenursache in den Widersprüchen der Entwicklungsstrategie selbst begründet. Diese seien vorrangig darauf zurückzuführen, dass dieses Entwicklungsmodell im wesentlichen auf einer „Verschuldungsstrategie“ basiere. Dabei habe sich im Fall Brasiliens gezeigt, daß die Formen der Kapitalimporte irrelevant seien. Der hohe Anteil von Direktinvestitionen, die häufig als „gutes“ Auslandskapital betrachtet würden, habe die Krisenanfälligkeit der Verschuldungsstrategie nicht abgemildert.

Abschließend erläuterte *Hansjörg Herr* (Berlin) die Wirkungen und Konsequenzen der unterschiedlichen Wechselkurssysteme und Kapitalmarktregulierungen, die in den momentanen Debatten um eine neue Finanzarchitektur diskutiert werden. Neben der theoretischen Begründung für die systematischen Instabilitäten und dysfunktionalen Wirkungen des derzeitigen Finanzsystems wurden auch eigene praktische Alternativen zur Diskussion gestellt. Trotz der Tatsache, daß für viele Finanzakteure diese Krisen ein lukratives Geschäft darstellten, seien grundlegende Reformen angesichts der Krisenhaftigkeit des aktuellen Finanzmarktregimes und den ihm immanenten Gefahren auch für die Metropolen langfristig unausweichlich. Durch mögliche zukünftige Krisenprozesse könnten auch derzeitig politisch unrealistische Alternativen durchaus praktische Bedeutung erlangen. Ihre Schwächen und Vorteile zu erfassen sei daher eine notwendige Aufgabe – die, so die einhellige Meinung aller Teilnehmer, zu einer Anschlußtagung inspiriere.

Jan Limbers/Alvaro Berriel Díaz/Sabine Reiner

Anmerkung zu Hansgeorg Conert „Rußlands dorniger Weg zum Kapitalismus“ in Z 40 (Dezember 1999), S. 134 - 147

Ich möchte auf die rätselhaften Tatsachen und Sensationen eingehen, die mit der sowjetischen Entwicklung für den Autor verbunden sind.

Zu meiner Person: Ich war mein ganzes Berufsleben praktischer Landwirt in einer LPG. Nach der Wende habe ich die LPG in eine GmbH umgewandelt und bin dann in Rente gegangen.

Für mich begannen die sowjetischen Wunder Mitte der 50er Jahre, als ich etwas mit dem Innenleben der Roten Armee vertraut wurde. Wir haben an die Rote Armee Kartoffeln und Gemüse geliefert, sie haben dafür bei uns Ernteeinsätze durchgeführt. Wir haben nicht verstanden:

- Die durchgehende Alkoholsucht der Soldaten, vom einfachen Soldaten bis zur den für mich sichtbaren Oberen. Ich bin nie von meiner Meinung abgegangen, dass das nichts mit Nationalcharakter zu tun hat, sondern Wirkung einer schweren gesellschaftlichen Krankheit darstellt. Die Krankheit aber konnte ich damals nicht benennen.

- In der Roten Armee herrschte eine durchgehende Mißachtung einfacher körperlicher Arbeit, jedenfalls soweit es landwirtschaftliche Arbeit betrifft. Nur die einfachen Soldaten mußten Kartoffeln sammeln, schon der nächste Ranghöhere stand nur herum, der Nächsthöhere lag am Feldrand und der oder die Leiter der Truppe waren unterwegs auf der Suche nach Schnaps.

Beides war für die vor kurzem noch selbständig gewesenen Genossenschaftsbauern inakzeptabel, unverständlich. Die unvermeidliche Teilnahme einer Betriebsdelegation an den sowjetischen Feierlichkeiten war aus diesem Grunde keine Auszeichnung, sondern eine Strafe, die durch Losentscheid entschieden werden mußte. Wir waren als junge Sozialisten erzogen, in den sowjetischen Menschen unser Vorbild zu sehen. Diese offensichtlichen Ungereimtheiten waren während meines Studiums Anlaß, in der wissenschaftlichen russischen Literatur nach Antworten zu suchen. Ich habe keine Antwort gefunden. Heute weiß ich, daß keine zu finden war. Siehe auch hier der von Conert besprochene Sammelband.

Später, längst wieder in der Praxis, fand ich Antworten mehr zufällig in der schöngeistigen sowjetischen Literatur. In der DDR wurde in sehr umfangreicher Weise sowjetische Literatur übersetzt und herausgegeben. Die sowjetischen Schriftsteller haben, wie sich jetzt herausstellt, ein reales Bild ihrer Heimat gezeichnet, das weit ab von den offiziellen Darstellungen lag. Jeder DDR-Bürger konnte diese Bücher lesen und sich darauf einen Reim machen. Sie haben mir den Zusammenbruch der UdSSR verständlich gemacht. Nicht schon vorher, aber mitten im Chaos kam mir das Verständnis.

Meine Überzeugung seit einigen Jahren:

- In der UdSSR hat schon bald nach der Revolution (siehe die Rede der Kolontai anlässlich der „Gewerkschaftsdiskussion“, von Z in Heft 36, Dezember 1998, dokumentiert) ein Prozeß der Verselbständigung der sowjetischen Oberschicht eingesetzt. Anfangs mehr oder weniger unmerklich haben ihre Vertreter sich abgesondert von der Massenbasis, bekamen ihre eigenen Urlaubsgebiete usw. (siehe auch Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder, 1955). Und dann wurden aus den Treuhändern des Volkseigentums mehr und mehr die Verfügungsberechtigten über das Staatseigentum. Im Zusammenbruch brauchte die sowjetische Oberschicht nur noch den alten löchrig gewordenen sozialistischen Pelz abzuwerfen – und vor uns stehen die neuen Vertreter einer mafiosen kapitalistischen Klasse. In der DDR, bei 30 Jahren Entwicklungsrückstand, war diese Entwicklung auf gutem Wege, aber noch nicht soweit gediehen, daß unsere Oberschicht schon vom Westen anerkannt worden wäre. Sie hat Pech gehabt und ist in ein schwarzes Loch gefallen.

- Unlösbar mit diesem Prozeß verbunden, setzte in der Arbeiterklasse, bei den Werktätigen insgesamt, ein erneuter Prozeß der Proletarisierung ein. Das betrifft nicht nur ihr reales Verhältnis zu ihrem Hauptreichtum, dem staatlichen Produktivvermögen, sondern auch die gesamte Ideologie. Wir sehen es im Zusammenbruch. Machtlos, desorientiert lassen sich die Millionen Werktätigen in der SU diesen Raubzug gefallen. In der DDR ist das nicht anders. Mit vollkommen irrealen Illusionen haben sie ihr Nationalvermögen in die Hände ihrer westdeutschen Brüder und Schwestern, der kapitalistischen, gelegt. Das Ergebnis war voraussehbar.

- Wo der Prozeß der Überführung der „niederen Form sozialistischen Eigentums“ in die „höhere Form sozialistischen Eigentums“, also des genossenschaftlichen Eigentums in das Staatseigentum, weit genug fortgeschritten war, dort wurde die Bauernklasse von dem Proletarisierungsprozeß mit erfaßt, mit dem gleichen Ergebnis, siehe weite Gebiete der ehemaligen Sowjetunion und Bulgarien. Wo der Gedanke des genossenschaftlichen Eigentums noch lebendig war, dort hat es sich trotz staatlicher Pressionen über die „Wende“, besser wohl Konterrevolution, erhalten.

Die ausgegrabenen Erkenntnisse der Kryschtanowskaja sind ein alter Hut.

Der Zusammenbruch beendete eine Zeit quantitativer Entwicklung und verhinderter qualitativer kleiner Entwicklungssprünge mit einem großen qualitativen Umbruch. Gorbatschow haben nur die angeklebten Schmetterlingsflügel gefehlt. In beeindruckender und zugleich deprimierender Weise hat er die These der Chaostheorie bewiesen, daß ein labil gewordenes System bereits durch den Hauch eines Schmetterlingsflügels zum Einsturz gebracht werden kann.

Unsere sozialistischen Gesellschaftswissenschaftler haben diesen Jahrzehnte währenden Prozeß neuer Klassenbildungen nach dem Motto, daß nicht sein kann was nicht sein darf, nicht zur Kenntnis genommen. Wenn sie unter dem Rauchvorhang staatlicher Ideologie, sozialistischer Agitation und Pro-

paganda die tatsächlichen Gesellschaftsprozesse nicht sahen und nicht sehen, wozu sind sie dann nutze? Jetzt werden die Ursachen dieser Fehlentwicklung (nach unserem Verständnis, und nur unserem) im Überbau der Gesellschaft gesucht. Für was mußten wir Praktiker uns einst viele Stunden unnützlich mit M-L, historischem und dialektischem Materialismus befassen, wenn unsere einstigen Professoren nicht einmal zwischen Ursache und Wirkung sortieren können?

Lothar Ratai

Für eine friedliche Lösung ethnischer Konflikte



April 1999 · 284 Seiten
DM 48,- · öS 350,- · Sfr 44,50
ISBN 3-932133-49-8

Wenn ich über Bosnien und Kosovo schreibe, „möchte ich das, was dort geschehen ist, nicht nur auf die Reaktivierung eines gewählten Traumas reduzieren. Ich wollte vielmehr eine detaillierte Darstellung von einem gewählten Trauma liefern. Sich die gewählten Traumata von Gruppen, die in Konflikt miteinander liegen, bewußt zu machen, kann dazu beitragen, besser zu verstehen, wie sie zum Zündstoff für die Entfaltung der entsetzlichsten menschlichen Dramen werden und/oder das Feuer in Gang halten können, wenn die Feindseligkeiten erst einmal angefangen haben.“

Vamik D. Volkan

PSV
Psychosozial-Verlag

Eine neue Prosperitätskonstellation ist nicht in Sicht

Joachim Bischoff, *Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts – Systemkrise oder Rückkehr zur Prosperität?* VSA-Verlag, Hamburg 1999, 284 S., 34,80 DM.

Joachim Bischoff beantwortet die im Titel des Buchs gestellte Frage eindeutig: Seiner Auffassung nach befindet sich der Kapitalismus zum Ende des 20. Jahrhunderts in einer anhaltenden Krise, aus der Auswege derzeit nicht absehbar sind. Seine Analyse bringt zwar keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse, sie faßt aber den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand der Linken auf eindeutige Weise zusammen und liefert damit eine gute Grundlage, von der aus Fragen formuliert und Probleme benannt werden können.

Seine Darstellung behandelt im Kern drei Fragenkomplexe:

- Die Darstellung des Fordismus als Prosperitätskonstellation des Kapitalismus;
- die Ableitung der Krise des Fordismus, die seiner Ansicht nach immer noch andauert, und
- die politischen Strategien zur Überwindung dieser Krisensituation.

Die historisch einmalige Prosperität der Nachkriegszeit sei einem Bündel von Faktoren zu danken, welches mit dem Begriff des Fordismus als Bezeichnung für eine bestimmte Entwicklungsetappe des Kapitalismus zusammenfassend beschrieben werden könne. Der Fordismus ist ein relativ stabiler Zusammenhang von „gesellschaftlicher Betriebsweise, politisch-gewerkschaftlichen Kräfte-

verhältnissen (Sozialstaat) und spezifischer Lebensweise (Kultur)“ (31) mit den konkreten Eckpunkten Massenproduktion, tayloristische Betriebsorganisation, Sozialstaat und Massenkonsum bei stabilen internationalen Hegemoniekonstellationen. Die Eingangsfrage nach Systemkrise oder Prosperität orientiert sich an diesem Muster: Im Gefolge der Analysen Gramscis wird nach Momenten einer neuen ökonomisch-politischen Konstellation im Kapitalismus gesucht, die ähnlich kohärent ist wie es die Periode des Fordismus (Nachkriegszeit) war, die also ökonomische mit politischer Stabilität im Rahmen von Klassenkompromissen verbindet. Da Ansätze zu einer solchen neuen gesellschaftlichen Produktionsweise heute nicht gesehen werden, wird der Kapitalismus der Gegenwart als Krisenkonstellation begriffen. Ob der Fordismus tatsächlich das geeignete analytische Handwerkszeug zur Bestimmung von Entwicklungsetappen im Kapitalismus bereit stellt, kann hier nicht diskutiert werden. Aber schon, wenn man dieses Konzept auf „vor-fordistische“ Perioden im Kapitalismus anwendet, sind Mängel unübersehbar. So muß kritisch gefragt werden, ob wirklich jede andere kapitalistische Entwicklungsetappe als krisenhaft bezeichnet werden kann, die keine dem Fordismus vergleichbare „Prosperitätskonstellation“ herstellt. Die gesamte vom Fordismuskonzept ausgehende Debatte über die Charakterisierung der nach-fordistischen Etappe des Kapitalismus nährt den Verdacht, dass immer wieder nach einer der Nachkriegszeit vergleichbaren Faktoren-

konstellation gesucht wird. Andere Konzepte der Etappendefinition werden erwähnt, aber nicht diskutiert.

Die Expansionspotentiale des Fordismus erschöpften sich, als der rapide Anstieg der organischen Zusammensetzung des Kapitals (Fixkapital) und die gestärkte Verteilungsmacht der Arbeiterbewegung einen nachhaltigen Rückgang der Profitraten bewirkte und gleichzeitig neue Technologien auftauchten, die teilweise kapitalsparend waren und neue, effizientere betriebliche Organisationsformen ermöglichten. Rückläufige Investitionsquoten und sinkende Zuwachsraten beim privaten Konsum bewirkten eine stärkere Außenorientierung und mehr internationale Konkurrenz. Das Währungssystem von Bretton Woods löste sich unter diesem Druck auf, was zu einer weiteren Verschärfung des internationalen Wettbewerbs führte. Ab 1971-73 setzte eine Krisenperiode ein, die vom Autor (im Gefolge der Regulationstheorie) als Krise des Fordismus bezeichnet wird.

Die zentralen Teile des Buches befassen sich mit der Bestimmung der nach-fordistischen Periode, wobei Bischoff die Ansicht vertritt, dass es bislang noch nicht gelungen sei, den Übergang zu einer neuen, durch relativ stabile ökonomische und politische Konstellationen gekennzeichneten kapitalistischen Entwicklungsetappe zu vollziehen. Die Krise des Fordismus hält an. Diese wird als „chronische Überakkumulationskrise“ (15) beschrieben: „Die strategische Herausforderung besteht mit-hin darin, dass eine chronische Überakkumulation mit der bekann-

ten Diskrepanz einer unzulänglichen realwirtschaftlichen Akkumulation und einer dynamischen Geldvermögensbildung die Grundstrukturen der entwickelten kapitalistischen Gesellschaften in Frage stellt.“ (55) Die nähere Bestimmung dieser nun immerhin schon fast 30 Jahre (länger als die Periode des Fordismus selbst) währenden Krisenperiode als Widerspruch zwischen Geld- und Realkapitalbildung wirft allerdings einige Fragen auf. Die aufgezählten Krisenmomente: „verstärkte Verteilungskonflikte, Absenkung von Arbeits- und Sozialeinkommen, Stärkung der Kapital- und Vermögensposition, Käufermärkte oder chronischer Verdrängungswettbewerb von Kapital, öffentliche Verschuldung und boomende Finanzmärkte“ (51) sind als solche nicht immer einsichtig. Ob gegenwärtig wirklich von verstärkten Verteilungskonflikten gesprochen werden kann, ob die Stärkung von Kapitalpositionen Ausdruck von Krisenhaftigkeit ist, erscheint zumindest fraglich.

Im Mittelpunkt der Krisenableitung steht die Kategorie der Überakkumulation, die in der Marxistischen Krisentheorie zwar theoretisch gut belegt, im vorliegenden Buch aber nicht mehr genauer bestimmt wird. Ausgangspunkt ist eine verlangsamte realwirtschaftliche Akkumulation, die allerdings mit einer weiteren Zunahme der gesellschaftlichen Reichtumsproduktion (Bischoff weist wiederholt darauf hin, dass eine Wachstumsrate von 2 Prozent jährlich eine Verdoppelung der Produktion innerhalb von 35 Jahren bedeutet!) und vor allem steigenden

Profitraten und Profitmassen vereinbar ist. Es scheint, dass Bischoff den Begriff der chronischen Überakkumulation hier nur in seiner Form als chronische Überproduktion faßt: Die durch die Umverteilung hervorgerufene Beschränkung der privaten und öffentlichen Nachfrage bremst die Realkapitalakkumulation und führt – in Verbindung mit dem im Rahmen der neuen Technologien möglichen arbeits- und kapitalsparenden technischen Fortschritt – zu einer chronischen Unterauslastung des gesellschaftlichen Produktionspotentials. Während einerseits die anlagesuchenden Profitmassen rasch zunehmen, erweitern sich – nachfragebedingt – die ‚realen‘ Anlagemöglichkeiten nur noch langsam. Es gibt „zuviel gesellschaftlichen Reichtum in seiner kapitalistischen Form“ (97).

Vor diesem Hintergrund bildet sich ein kapitalistischer Entwicklungstyp heraus, der von Bischoff in Anlehnung an aktuelle Diskussionen als Shareholder-Value-Kapitalismus bezeichnet wird. Aber: „Die Herausbildung des Shareholder-Value-Kapitalismus markiert kein neues Entwicklungsstadium, sondern ist selbst nur eine krasse Erscheinungsform der anhaltenden Krise der fordistischen Produktionsweise.“ (83). In einem umfangreichen, der konjunkturellen Situation nach der asiatischen Finanzkrise gewidmeten Kapitel („Globalökonomie am Rande des Absturzes“) wird deutlich, dass nach Ansicht des Autors ein „Übergang der Deflation in eine große Depression“ (153) droht. Obwohl dies an keiner Stelle der Arbeit explizit gesagt wird, entsteht doch der

10 Jahre Berliner Dialog HEFTE

Die Zeitschrift für den
christlich-marxistischen Dialog
(Europaweit die einzige Zeitschrift, die
sich diesem Thema widmet)

**Mit 415 Beiträgen
von 167 Autoren
in 42 Heften
und Abonnenten in 13 Ländern**

* * *

Vorschau
auf das Heft 1/2000 (43)

Wir veröffentlichen unter anderem eine Artikelserie zum Thema
„Was erwarte ich
vom Jahr 2000“

Mit Beiträgen von

Dick Boer, Amsterdam
Judith Hell, Budapest
Willibald Jacob, Berlin
Ferenc Lendvai, Budapest
Reinhard Mocek, Berlin
Robert Steigerwald, Eschborn
Marcel Zachoval, Prag

Jahresabo 30,- DM
Einzelheft 8,- DM

Bestellungen und Abonnement bei:
Gesellschaft zur Förderung des
christlich-marxistischen Dialogs
Limonenstraße 26
12203 Berlin

Eindruck, dass die vorgelegte Krisenanalyse auf das Warten auf den großen Crash hinausläuft. Dieser Eindruck wird bestärkt durch exzessive Zitate von George Soros, der mit einer unmittelbar bevorstehenden Auflösung des kapitalistischen Weltsystems rechnet (153). Der Widerspruch zwischen der raschen Expansion des Geldkapitals einerseits und der langsamen Realkapitalakkumulation andererseits kann demnach im Rahmen des herrschenden Regulierungssystems nicht dauerhaft gelöst werden. Wenn die „große Depression“ nicht 1999/2000 im Gefolge der Krisen in Asien, Lateinamerika und Rußland ausbricht, dann eben an anderer Stelle – so lautet die implizite Botschaft: „Das Wettrennen um die Steigerung der Eigenkapitalrendite und der Aktienkurse beschränkt in letzter Konsequenz den Handlungsrahmen des Realkapitals.“ (108), es herrsche „eine deflationäre Grundkonstellation, die jederzeit über eine Finanz- und Kreditverwerfung in eine Deflationskrise umschlagen kann.“ (49) Muß also mit einem großen Crash gerechnet werden oder hat der Kapitalismus nicht Instrumente entwickelt, die eine Selbstverstärkung von Finanzkrisen verhindern können? Die Frage ist von großer politischer Relevanz, da eine linke Politik des ‚Wartens auf den großen Krach‘ anders ausssehen dürfte als eine Strategie, die von einer relativen ökonomischen Stabilität ausgeht.

Es ist aber genau das Problem der Krisenanfälligkeit, welches durch die Charakterisierung der gegenwärtigen Etappe als „Shareholder-Value-Kapitalismus“ eher verdeckt

als geklärt wird. Denn dass die unter diesem Vorzeichen gegenwärtig ablaufende Umstrukturierung des Kapitalismus innovationshemmend – wie an einer Stelle behauptet wird –, dass die Herrschaft des Geldvermögensbesitzers gegen die realwirtschaftliche Rationalität des Kapitalismus gerichtet sei, wäre noch zu belegen. Jedenfalls ist die Behauptung, die Entwicklung auf den Finanzmärkten sei generell disfunktional vom Standpunkt des ‚Realkapitals‘, in der vorliegenden Arbeit nicht ausreichend belegt. Es kann nicht übersehen werden, dass die notwendige Umstrukturierung der Unternehmenslandschaft durch die Veränderungen an den Kapitalmärkten auch gefördert wird – das Börsenroulette produziert nicht nur Krisen, sondern es erleichtert den Konzernen auch die Anpassung an neue Technologien und die Veränderung internationaler Wettbewerbsverhältnisse. Das flotte journalistische und agitatorisch wirksame Wort vom ‚Kasinokapitalismus‘ verleitet dazu, die produktiven Funktionen der Finanzmärkte zu übersehen. Dass der Kapitalismus soziale Ungerechtigkeiten produziert und für grenzenlose Vergeudung gesellschaftlicher Ressourcen steht, ist solange nicht Ausdruck konkreter Krisenhaftigkeit in einer bestimmten historischen Etappe, wie der Prozess der Selbstverwertung des Kapitals funktioniert und soziale Konflikte nicht systembedrohenden Charakter annehmen. Im übrigen erscheint der völlige Verzicht auf die Diskussion ökologischer Krisen nur auf den ersten Blick überraschend: Dies ist ein Problem des Realkapitals.

Der dritte von Bischoff behandelte Fragenkomplex bezieht sich auf die Strategien der politischen Akteure, mit denen sie auf die Herausforderungen der nachfordistischen Periode reagieren. Die Arbeit geht davon aus, dass die Strategie des Neoliberalismus/Neokonservatismus bereits gescheitert ist. Indikator sei die Abwahl der konservativen Regierungen in den meisten entwickelten Ländern. Bischoff geht daher auf die neokonservativen Konzepte nicht näher ein, sie werden im Kern als Versuch beschrieben, politische Regulierung durch Marktmechanismen zu ersetzen („Marktradikalismus“). Der Rezensent hat allerdings Zweifel daran, ob dies jemals eine auch nur ansatzweise praktizierte politische Variante gewesen ist. Heute jedenfalls sieht Bischoff einen Ansatz im Vordergrund, der sich – zumeist unter dem politischen Label der Sozialdemokratie – als „Dritter Weg“ definiert: „Es geht um eine Art Königsweg zwischen den ungebremsten Marktkräften des Kapitalismus und allen Formen eines Wirtschaftsdirigismus.“ (21) Wie dieses Konzept des dritten Wegs genau aussieht, bleibt allerdings auch bei Bischoff vage. Es geht im Kern wohl um die soziale Regulierung der selbst nicht hinterfragten kapitalistischen Umstrukturierung, um „begleitende politische Regulierung“ (250). Dem Rezensenten scheint die Differenzierung zwischen Marktradikalismus einerseits und sozialer Regulierung andererseits allerdings reichlich künstlich: Es ist keine ernsthafte politische Strömung auszumachen, die der ungebremsten Durchsetzung der Marktkräfte ohne begleitende

politische Regulierung das Wort redet – dies gilt für die abgewählte CDU mit ihrer Verankerung im christlichen Milieu sicherlich zuletzt. Der Widerspruch zwischen der Marktlogik als Wirtschaftskonzeption einerseits und als Gesellschaftskonzeption andererseits ist in der Tat – wie Bischoff hervorhebt – ein Grundproblem aller prokapitalistischen politischen Strategien. Nach Ansicht des Rezensenten geht es aber bei den politischen Akteuren vor allem darum, wie dieser Widerspruch gelöst werden soll – Ulrich Becks mehrfach zitierte Behauptung, der Neoliberalismus verwechsle Politik mit Wirtschaft (248), ist zwar eingängig, beschreibt aber kaum die Wirklichkeit. Abgesehen von einigen Ideologen der FDP ist dem Rezensenten keine politische Kraft bekannt, die dieser Verwechslung tatsächlich zum Opfer gefallen wäre. Von daher geht es in der Politik nicht um dritte Wege, sondern um pragmatische Lösungen zur Sicherung der Kapitalakkumulation unter veränderten Bedingungen. Nicht das ‚ob‘ sondern das ‚wie‘ der begleitenden politischen Regulierung macht die Unterschiede zwischen den kapitalfreundlichen Varianten aus.

Daher gilt die von Bischoff hinsichtlich der Vorstellungen des „Dritten Wegs“ geäußerte Skepsis eigentlich auch für andere Politikvarianten: Der Versuch, einen neuen sozialen Block zu bilden, der dem Shareholder-Value-Kapitalismus eine neue soziale Basis schafft, könne nicht gelingen, solange nicht in dessen Grundstrukturen eingegriffen wird. „Aus der Abwärtsspirale von

abgeschwächtem Wirtschaftswachstum und heftigen Verteilungsaueinandersetzung (die bislang allerdings nur von der Kapitaleseite „heftig“ geführt werden, J. G.) führte nur eine bewusste gesellschaftliche Steuerung des Strukturwandels in eine Dienstleistungsgesellschaft heraus.“ (257). Der Verzicht auf solche Eingriffe macht aber gerade den Konsens fast aller relevanten politischen Kräfte aus – auch innerhalb der Sozialdemokratie. Wer politische Gestaltung will, hebt Bischoff hervor, der muß in die Grundstrukturen der Ökonomie eingreifen.

Vor diesem Hintergrund finden sich im Buch eher verstreut einige Elemente für die Erarbeitung einer realistischen politischen Strategie der Linken. Dabei geht es, wie Bischoff im Vorwort betont, „um gesellschaftliche Steuerung der Ökonomie und eine Veränderung der gesellschaftlichen Verteilungsverhältnisse“. (10) Drei Elemente werden dabei eher beiläufig erwähnt: die Arbeitszeitregelung, der Eingriff in die Verteilungsverhältnisse zugunsten der Produzenten und die Beendigung der Subsumtion der sozio-kulturellen Dienste sowie der gesellschaftlichen Infrastruktur unter die profitorientierte Ökonomie. Dabei setzt der Autor bestenfalls übergangsweise auf den Staat: „eine zukunftsorientierte linke Perspektive (kann) nur nicht-etatistisch sein“ (56). Er schlägt als Ausweg eine „programmierte Ökonomie“ vor, die bei Aufrechterhaltung der marktformigen Steuerung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses eine gemeinschaftliche Kontrolle des Stoffwechsels mit der Natur ermög-

licht. Statt Verstaatlichung wird für pluralistische Eigentumsverhältnisse plädiert. Wie sich bei Aufrechterhaltung der Produktion für den Markt (wenn auch nun durch den frei assoziierten Produzenten) eine bewußte gemeinschaftliche Kontrolle ohne zentrale Lenkung herstellen kann, ist ein altes Problem des Sozialismus – hier würde sicherlich ein vorurteilsloser Blick in die umfangreiche Literatur zum Thema Marktsozialismus lohnend sein. Die eher cursorische Behandlung der linken Alternativen an dieser Stelle kann Bischoffs Arbeit allerdings nicht vorgeworfen werden – dies war nicht Thema der Analyse.

Die Lektüre des Buchs wird durch zahlreiche handwerkliche Mängel erschwert und verlängert. Umfangreiche Zitate ersetzen auch dann nicht einen soliden empirischen Nachweis, wenn sie von Soros, Beck oder Hobsbawm stammen – was im übrigen auch für Marxzitate gilt. Und auch dass einige dieser Zitate gleich mehrfach auftauchen, macht die Lektüre nicht vergnüglicher. Die Argumentation ist manchmal redundant und wiederholt sich an mehreren Stellen. Einige Exkurse zur Übernahme der DDR und zur Situation in Rußland bringen weder neue Aspekte noch sind sie für die Argumentation unabdingbar, wären also verzichtbar gewesen.

Trotz dieser Einschränkungen ist das Buch m.E. eine der wichtigsten Veröffentlichungen der letzten Jahre, weil es den Versuch einer Gesamtanalyse macht und weil es Bischoff gelingt, die Kritik von Einzelerscheinungen des modernen Ka-

pitalismus in einen kohärenten Zusammenhang zu bringen. Dabei bleiben sicherlich viele Fragen offen und nicht alle Aussagen erscheinen ausreichend begründet. Bischoff hat aber mit diesem Buch einen Rahmen vorgelegt, innerhalb dessen die Diskussionen über den Charakter des gegenwärtigen Kapitalismus und seine Widersprüche, über die Konzeptionen der prokapitalistischen politischen Kräfte und schließlich auch über linke Alternativen in den notwendigen inneren Zusammenhang gebracht werden können.

Jörg Goldberg

Unter Geiern

Jörg Huffs Schmid, *Politische Ökonomie der Finanzmärkte*, VSA-Verlag, Hamburg 1999, 246 S., 29,80 DM

Angesichts der in der letzten Zeit sich häufenden, schweren Finanzkrisen und des damit entsprechend wachsenden Erklärungsbedarfs kommt das gerade erschienene, informative, didaktisch vorbildlich aufbereitete Buch (übersichtliche Zusammenfassungen, ergänzende „Kästen“, besondere Lesehinweise, Schaubilder, Tabellen etc.) des Bremer Ökonomen just zur rechten Zeit. Insbesondere weil es von einem Bereich handelt, bei dem die Relevanz für die gesamte wirtschaftliche Entwicklung zunehmend im umgekehrt proportionalen Verhältnis zur Durchschaubarkeit steht, muss dieser Publikation ein hoher Aufklärungswert attestiert werden.

Im ersten Kapitel gibt der Verfasser einen Überblick über die Entstehung, Struktur und Entwicklungsformen der Finanzmärkte, die neben den klassischen Kredit- und Wertpapiermärkten vor allem die neuerdings stark expandierenden Währungs- und „Derivaten“-Märkte enthalten. Dabei zeigt er klar auf, dass diejenigen Typen und Formen von Finanzgeschäften sich in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren am dynamischsten entwickelt haben, die am weitesten von den Realinvestitionen, der Produktionssphäre und dem Güter- und Dienstleistungshandel entfernt sind und deren Aktivitäten am wenigsten staatlich beaufsichtigt werden. Dabei zeichnet sich häufig folgendes Grundmuster ab:



„Während zunächst ein Bedürfnis aus der realen Reproduktion, hier die Nachfrage nach Absicherung bestimmter Finanzrisiken der Produktion oder des Handels, als Triebkraft im Vordergrund stand, ist es mittlerweile das Angebot der Finanzindustrie, die immer neue Derivatprodukte entwickelt und der Kundschaft verkaufen will.“ (59). Angesichts der Möglichkeit bei bestimmten Derivatgeschäften, einen enormen Gewinn in kurzer Zeit bei geringem Risiko zu realisieren, nimmt es nicht wunder, dass manche Kategorien von Finanzgeschäften sich in den letzten Jahren geradezu explosionsartig entwickelt haben.

Im zweiten Kapitel werden die „Akteure“ hinter den Finanzmärkten, die Finanzunternehmen (Großbanken, Versicherungsgesellschaften, „institutionelle Anleger“) einer Analyse unterzogen. Ihr fulminantes Wachstum in den letzten dreißig Jahren, das von Rationalisierung, Produktdifferenzierung, internationaler Marktausweitung und vor allem von Zentralisation/Konzentration gekennzeichnet war, profitierte insbesondere von der wachsenden Staatsverschuldung, von neoliberalen Privatisierungswellen und von großen Fusionen, welche die Finanzakteure teilweise aktiv vorantrieben. Besonderes Augenmerk wird hier den „institutionellen Anlegern“ (z.B. Pensionsfonds) und den „Hedge-Fonds“, die faktisch keiner Aufsicht unterliegen, geschenkt.

Das dritte Kapitel stellt die Entwicklung der Finanzmärkte in einen größeren politisch-ökonomischen

Zusammenhang, insbesondere der Nachkriegsperiode. Diese war nach Hufschmid eine „historisch einzigartige Reformkonstellation“, die aus der Erinnerung an die Weltwirtschaftskrise, aus der tiefen Diskreditierung der Unternehmer während des Faschismus, aus dem politischen Bedeutungszuwachs der Arbeiterbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg sowie aus der Ost-West-Systemkonkurrenz resultierte. Die Liberalisierung der internationalen Warenmärkte ging nach dem Zweiten Weltkrieg mit festen Wechselkursen und Kapitalverkehrskontrollen einher, was eine sozial orientierte und demokratisch legitimierte nationale Wirtschaftspolitik ermöglichte (109 ff.). Das Ende des „Goldenen Age“ der kapitalistischen Nachkriegsprosperität auf dieser Grundlage zeichnete sich in den ausgehenden sechziger Jahren deutlich ab; die Abkehr vom Bretton Woods-System, der Beginn des neoliberalen Diskurses auf nationaler und internationaler Ebene sollte der inzwischen zutage getretenen Akkumulationschwäche abhelfen und dem Kapitalismus in den entwickelten Industriestaaten einen neuen Revitalisierungsschub bescheren. In dieser Situation der 70er Jahre war nach Auffassung Hufschmids die politisch zu entscheidende Alternative „Fortsetzung und Vertiefung oder die Rücknahme der Nachkriegsreform“ (116) mehr oder minder eindeutig zugunsten letzterem ausgefallen. Nicht ein anonymer „Sachzwang des Weltmarkts“ oder „der Globalisierung“ haben letztlich das neoliberale Projekt geboren, sondern es war Resultat bewusster Entschei-

dungen von Regierungen, Kapitalgruppen (vor allem solcher, die an der Liberalisierung und Deregulierung der Finanzmärkte besonders interessiert waren) und der relativen Schwäche der herrschaftsunterworfenen Bevölkerungssegmente (der Gewerkschaften und bestimmter Parteien). „Die Abschaffung der festen Wechselkurse geht auf die politische Entscheidung der amerikanischen Regierung zurück, ihren Vorteil in der Währungskonkurrenz zu suchen, statt die in der Tat untragbar gewordene Führungsrolle des Dollar durch ein kooperatives globales Währungssystem abzulösen. Die Liberalisierung des Kapitalverkehrs geht auf die unter Druck von Interessen und Verbänden getroffenen politischen Entscheidungen souveräner Staaten zurück, dem anlagensuchenden Kapital neue Möglichkeiten der Expansion zu bieten. Diese Entscheidung zieht allerdings politische Konsequenzen im Inneren nach sich: Um das Kapital im Land zu halten, müssen ihm jetzt zumindestens genauso günstige Verwertungsgelegenheiten geboten werden wie im Ausland.“ (122 f.)

Die Untersuchung der Auswirkungen der „entfesselten Finanzmärkte“ auf die Lebenslage der Mehrheit der Bevölkerung in den OECD-Staaten, aber auch in den Peripherieländern, auf die weltwirtschaftlichen Ungleichgewichte und auf die Häufung schwerer Finanzkrisen ist Gegenstand des vierten Kapitels. Hufschmid zeigt, dass unter dem Druck und dem Drohpotential der Finanzakteure sich die wirtschaftspolitischen Zielstellungen der meisten Regierungen (z.B. Antiinflationspo-

litik rangiert weit vor der Beschäftigungspolitik) stark verschoben haben. Damit einher geht allerdings eine verstärkte soziale Polarisierung (Erhöhung der Einkommensungleichheit) und generell ein hohes Niveau der Massenarbeitslosigkeit (in den meisten OECD-Ländern). Vor allem werden die neuen Aspekte der jüngsten Finanzkrisen, ihrer Ablaufsequenzen, die unterschiedlichen Typen, die ökonomisch-gesellschaftlichen Wirkungen im Überblick analysiert und auf die vorangegangene Deregulierung und Liberalisierung bezogen. So wird die sogenannte „Asien-Krise“ (1997/98) als Typus einer von den Metropolländern ausgehenden „stagnationsgetriebenen Finanzkrise“, die die charakteristischen Anlageprobleme (Überliquidität) auf die „aufstrebenden Märkte“ Ostasiens „auslagerte“, analysiert; die verhängnisvollen Folgen in Form der Zerstörung von Produktivkapital und der sprunghaften Erhöhung der Armutsquote in den betroffenen Ländern sind ebenfalls Gegenstand dieser Analyse. Zu fragen bleibt allerdings, aufgrund welcher ökonomischer und sozialstruktureller Konstellation in den „Empfängerländern“ des Kapitalzustroms sich die maßgebende Politik und der Finanzsektor derart leicht in eine überaus riskante, kurzfristig wirksame Kredit- und Verschuldungsfalle hat locken lassen, zumal sonst gerade diese Regimes längere Zeit eine gewisse wirtschaftspolitische Eigenständigkeit gegenüber den Forderungen von IWF und Weltbank demonstriert hatten.

Im letzten Kapitel werden verschiedene Formen von Krisenmanage-

ment und die diversen Vorschläge zur Bildung einer neuen internationalen Finanzarchitektur vorgestellt und kritisch beleuchtet. Darüber hinaus steuert Huffs Schmid selbst eine Reihe von kurz- und mittelfristig angelegter Reformvorschläge zur Neuordnung der Finanzmärkte auf nationaler und internationaler Ebene bei, die auf eine Beschränkung (der Spekulationen und des Kreditsystems), eine Entschleunigung der Wertpapiermärkte und eine Stabilisierung der Wechselkurse als Zielorientierungen hinauslaufen, und deren Realisierung er von einer entsprechenden Re-Regulierungstendenz vor allem auf regionaler Ebene abhängig macht. In diesem Zusammenhang werden Umriss und Bausteine für eine neue Finanzarchitektur, ausgehend von der Europäischen Union skizziert (209ff.). Allerdings, so resümiert Huffs Schmid, wird eine dauerhafte Stabilisierung eine längere Frist in Anspruch nehmen und vor allem auf die Ursachen der Produktion von hohen Kapitalüberschüssen Bezug nehmen müssen. „Eine Vermeidung dieser Überschüsse ist nur durch einen grundlegenden Kurswechsel in der Wirtschaftspolitik und letztlich einen anderen Typ der wirtschaftlichen Entwicklung möglich.“ (170).

Jörg Huffs Schmid ist nicht nur wegen dieses neuen, sehr gelungenen und notwendigen Werkes, sondern auch zu seinem kürzlich gefeierten 60. Geburtstag zu beglückwünschen. Seit dem für eine ganze Generation wichtigen Suhrkamp-Band („Die Politik des Kapitals. Konzentration und Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik“) von 1969, also seit

über dreißig Jahren, hat dieser Autor, der ja bekanntlich auch zu den Gründern und Motoren der „Memorandums-Gruppe“ gehört, in vorderster Front der linken politökonomischen Analyse, der geduldigen, alternativen Aufklärungsarbeit und der fortschrittlichen wirtschaftspolitischen Praxisvorschläge gestanden.

Dieter Boris

antimilitarismus information

1/00

Sie spenden,
wir
quittieren !



- *Bioethik-Konvention in Kraft
- *Razzia-Überfall im Berliner Mehringhof
- *Outsourcing bei der Bundeswehr
- *EU bekommt Interventionsarmee
- *Montenegro: Balkan-Krieg Nr. 5?
- *Filz und Friedensforschung
- *Dienstweihnachtsbäume in Österreich
- *Jahresregister 1999 uvm.

monatliche Informationen und
Analysen zu Militär, Friedens-
forschung und -bewegung

Abo: 9 Normal-/ 3 Themenhefte DM 50.-;
Ausland: DM 60.-; Themenheft DM 5.- (+Porto)
Probeheft gratis
Bezug: Verein für friedenspolitische
Publizistik e.V. Kurfürstenstr. 14, 10785
Berlin e-mail: ami@zedat.fu-berlin.de
http://userpage.fu-berlin.de/~ami
Telefon/Fax: ++30-25 79 73 42

Altwater-Festschrift

Michael Heinrich, Dirk Messner (Hrg.), *Globalisierung und Perspektiven linker Politik. Festschrift für Elmar Altwater*, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster, 1998, 350 S., DM 48,-.

Üblicherweise stellt eine Festschrift die „akademische Form der Mumifizierung dar“. Hiervon wollen sich die beiden Herausgeber absetzen. Die Beiträge würdigen aus Anlaß seines 60. Geburtstages das umfangreiche Werk Elmar Altwaters (zum Teil auf eine sehr persönliche Art), entwickeln es aber gleichzeitig weiter und/oder üben Kritik daran. Eine zentrale Frage des Sammelbandes ist das Verhältnis von Globalisierung und Nationalstaat. Die Beiträge sind in vier große Blöcke unterteilt, die das breite Spektrum der Forschungen Altwaters widerspiegeln.

Zunächst diskutieren Heiner Ganßmann und Alex Demirovic die „theoretischen Konstruktionen“ der politischen Ökonomie von Marx, wobei gerade der Aufsatz von Demirovic sich auf einem theoretisch sehr hohen Niveau bewegt. Nach Auffassung von Demirovic wurde Marx bisher auf die ökonomische Dimension reduziert. Er versucht nun nachzuweisen, dass Marx auch eine materialistische Theorie der Sinnproduktion vertritt, er folgt der Logik des Sinnes in seiner Theorie und Analyse.

Ein Verdienst Elmar Altwaters ist die Einbeziehung naturwissenschaftlicher und ökologischer Kategorien in die Sozialwissenschaften. In diesem Zusammenhang fordert Hans-Peter Dürr, dass der Mensch

seinen Aktionsradius stark einschränken muss und „eine Abkehr von wesentlichen kapitalistischen Prinzipien dringend geboten (ist), um nicht mit der Dynamik des natürlichen Grundsystems in Konflikt zu kommen.“ (70). Anschließend unterzieht Ulrich Albrecht die naturwissenschaftlichen Begrifflichkeiten Altwaters einer kritischen Überprüfung: Er betrachtet die von Altwater angebotenen Alternativen als zu zahm und vermisst eine herrschaftskritische Sicht des Mensch-Natur-Verhältnisses. Die technischen Grundlagen der Globalisierung nimmt Raúl Rojas in sein Blickfeld: Er beschreibt den Beschleunigungsprozess und die rasante technische und ökonomische Revolution in der Telekommunikation und Mikroprozessortechnik. Eine Entwicklung, die mit Standardisierung (zum Beispiel die weltweite Durchsetzung des Betriebssystemes Windows) und der Konzentration ökonomischer Macht einhergeht.

Im nächsten Kapitel wird die zeitliche und räumliche Verortung der Globalisierung historisch rekonstruiert. André Gunder Frank kritisiert in diesem Zusammenhang die eurozentristische Sicht der Sozial- und Geisteswissenschaften und stellt die von Altwater und seiner Ko-Autorin Birgit Mahnkopf in den „Grenzen der Globalisierung“ herausgearbeiteten historischen Voraussetzungen in Frage. Marek Waldenberg diskutiert die „Rolle des nationalen Faktors in Ost-Mitteleuropa“. In detaillierter Form analysiert er die Funktionen von Nationalismus und Differenz. Heribert Dieter analysiert die Risiken und Chancen von Ent-

wicklungsländern in einer fragmentierten Weltwirtschaft. Er vertritt die Position, dass geschützte Binnenmärkte gerade für Entwicklungs- und Transformationsländer die Chance und Möglichkeit „zur Steigerung des Wettbewerbs und der Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen ... bieten, ohne sofort der härteren Konkurrenz des Weltmarktes ausgesetzt zu sein“ (213). Es besteht allerdings die Gefahr, dass durch Fragmentierung in einzelne Binnenmärkte die Entwicklungsunterschiede verfestigt werden. „Die wissenschaftliche Debatte wird sich in den kommenden Jahren mit den verschiedenen Formen des Regionalismus beschäftigen. Wenn der Regionalismus ein Megatrend in der Weltwirtschaft sein sollte, müssen Politik und Wissenschaft darüber nachdenken, wie regionale und globale Lösungen miteinander kompatibel gemacht werden können.“ (225) Die geringe ökonomische Bedeutung der Dritten Welt ist für Dieter Ausdruck der Marginalisierung der Entwicklungsländer und des Desinteresses der Industrienationen. Milos Nikolic sieht in seinem Beitrag über Transitionsprobleme (Nikolic spricht bewußt von Transition; er versteht hierunter „die Auswechslung eines ganzen Gesellschaftssystems, [...] weil das ökonomische System radikal verändert werden muß.“ [166]) insbesondere das Problem der Einbettung der mittel- und osteuropäischen Staaten in die internationale Arbeitsteilung. Er verweist dabei auf das komplexe Verhältnis von internationalen Finanzorganisationen und endogenen Transitionsproblemen („soziale Re-

volution von oben“). Der von Globalisierungstheoretikern häufig konstatierte Bedeutungsverlust der Dritten Welt wird von Enrique Dussel Peters relativiert. Die Entwicklungsländer, die Peripherien, werden räumlich nicht von den Zentren entkoppelt, vielmehr wird die räumliche Verbindung deutlich an der Standortdebatte in den Industrieländern, die Entwicklungs- und Industriepotentiale von Entwicklungsländern als Drohgebärde aufbaut. Die enge Verbindung von Zentren und Peripherien belegt Victor Hugo Klagsbrunn anhand von Migrationsströmen. Er untersucht sozialstrukturelle Muster brasilianischer Migranten und unterstreicht die Bedeutung ihrer Devisentransfers für die Heimatländer. Insgesamt muss der Globalisierung der Arbeitsmärkte zunehmend Gewicht in der sozialwissenschaftlichen Diskussion zugemessen werden. Leo Panitch geht den Chancen auf Veränderung in einem sozialdemokratischen Europa nach und betont den Fortbestand von Regulationsmöglichkeiten innerhalb des Nationalstaates.

Der letzte Abschnitt diskutiert die politischen Perspektiven: Ludger Vollmer, jetziger Staatsminister im Auswärtigen Amt, analysiert die (Außen-)Politik der Grünen und kritisiert insbesondere den Mitte der 80er Jahre und mit dem Ende der Bipolarität vollzogenen „Tabubruch“ und die Anpassung der grünen Politik an den „Zeitgeist“. Helmut Schauer und Bodo Zeuner fordern aus nationalstaatlicher Perspektive eine Diskussion über verteilungspolitische Alternativen, denn der Arbeitsmarkt funktioniert wie ein be-

liebiger Warenmarkt, auf dem das Prinzip des „gegenseitigen Niederkonkurrierens“ herrscht (Schauer). Zeuner verlangt theoretische Anstrengungsprozesse von der Linken: „Es stellen sich der Linken also große Aufgaben praxisleitender Theoriebildung. Weniger denn je sind die Fragen, wieviel Staat der Mensch und wieviel Staatseigentum die Gesellschaft braucht, überzeugend beantwortet“ (300). Jürgen Hoffmann untersucht die Frage nach den Chancen einer Dienstleistungsgesellschaft. Erfreulich differenziert wird das Problem der Definition des Dienstleistungsbegriffs herausgearbeitet und dargelegt, dass eine „McDonaldisierung“ der Dienstleistungen und auch die us-amerikanische Arbeitsmarktpolitik in der Bundesrepublik nicht möglich ist: Allein die Tatsache, dass zwei Prozent der erwerbsfähigen Männer in den USA im „Knast“ sitzen, ist eine erschreckende Zahl, die - wie Hoffmann richtig betont - beim Vergleich vom Arbeitslosenzahlen berücksichtigt werden muss. Urs Müller-Plantenberg beschäftigt sich abschließend mit dem Thema des „Zukunftsverbrauchs“, was er insbesondere am Beispiel der Altersversorgung und den Problemen intergenerationaler Verteilung in der Rentenversicherung unter den Bedingungen neoliberaler Politik deutlich macht.

Matthias Heyck

Alte oder neue Wertdiskussion?

Kai Eicker-Wolf, Torsten Niechoj, Dorothee Wolf (Hrsg.), *Nach der Wertdiskussion?, Schriftenreihe der Forschungsgruppe Politische Ökonomie: Schrift No.1, Marburg 1999, 176 Seiten, o. Preis. Bezug: FG Politische Ökonomie., Institut für Politikwissenschaften der Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Straße 6, 35039 Marburg.*

Der Sammelband enthält die Referate einer Tagung, die 1998 von der Forschungsgruppe Politische Ökonomie am Institut für Politikwissenschaft der Philipps Universität Marburg durchgeführt wurde. (Vgl. den Bericht von Dorothee Wolf in Z 36, Dezember 1998, S. 187ff. mit Verweis auf die vorhergehenden Beiträge zur „Transformationsdebatte“ in Z 8, Z 21 und Z 27.) Eine „erste Wertdiskussion“ (nämlich die Frage nach der Transformation von Arbeitswerten in Produktionspreise) halten die HerausgeberInnen Kai Eicker-Wolf, Torsten Niechoj und Dorothee Wolf, wie sie in ihrem Einleitungsbeitrag erklären, für abgeschlossen. Sie wollen eine „zweite“ Wertdiskussion eröffnen - ein hochgesteckter Anspruch, an dem der Band zu messen ist.

Die (Arbeits)Werttheorie gilt zwar als Kernstück des Marxschen „Kapital“. Worin ihr wesentlicher Gehalt besteht, ist jedoch höchst umstritten. Ökonomen erblicken in ihr in erster Linie eine Theorie zur Bestimmung der Austauschverhältnisse von Waren: nicht vom Nutzen, sondern von der verausgabten Arbeitsmenge sollen die relativen Preise

abhängen. Eine solche Argumentation findet sich in den ersten Kapiteln des „Kapital“. Marx weist aber bereits im ersten Band darauf hin, dass ein Tausch zu „Arbeitswerten“ bei gleicher Mehrwerttrate und ungleicher organischer Kapitalzusammensetzung in den einzelnen Produktionsphären unterschiedliche Branchenprofitraten bedingen würde (MEW 23, S. 325). Im dritten Band werden daher von den Werten abweichende „Produktionspreise“ eingeführt: Die produzierten Mehrwertmassen werden so zwischen den Branchen umverteilt, dass sich die unterschiedlichen Profitraten zu einer Durchschnittsprofitrate ausgleichen. Das Marxsche Transformationsverfahren ist jedoch problematisch, da konstantes und variables Kapital auch ins Produktionspreissystem nur als Werte eingehen. Eine „berichtigte“ Berechnung der Produktionspreise (die sich nicht auf die Umverteilung von Mehrwertmassen beschränkt) wurde zwar schon zu Beginn des Jahrhunderts von Ladislaus von Bortkiewicz veröffentlicht, allerdings brachte diese „Lösung“ des Transformationsproblems eine Reihe weiterer Schwierigkeiten mit sich: So war gesamtgesellschaftlich die Summe der Profite nicht mehr zwangsläufig gleich der Summe der Mehrwerte und ähnliches. Verschärft wurde die Debatte, als im Anschluß an Piero Sraffa's neoricardianischen Ansatz deutlich wurde, dass zur Berechnung von Produktionspreisen die Kenntnis von Arbeitswerten gar nicht nötig ist. Es genügt, wenn die Reproduktionsstruktur (d.h. die notwendigen Inputs an Materialien und Arbeitszeit

pro Outputeinheit jeder Branche) bekannt ist. Auf dieser Grundlage wurde dann die „Redundanz“ der Arbeitswerttheorie verkündet. Für viele Marx-Kritiker war (und ist) dies ein durchschlagendes Argument gegen die Marxsche Theorie.

Diejenigen, die auch weiterhin an der Marxschen Theorie festhalten wollten, reagierten ganz unterschiedlich. So akzeptierte der vor allem in den angelsächsischen Ländern verbreitete „analytische“ Marxismus die Redundanzthese und ging daran, einen modernisierten Marxismus ohne Arbeitswerttheorie zu entwickeln. Dagegen versuchten andere, das quantitative Transformationsverfahren von Marx in der einen oder anderen Weise zu retten und damit der Werttheorie auch weiterhin einen Platz zu sichern. Schließlich wurde aber auch die Konzentration auf quantitative Fragen grundsätzlich kritisiert und herausgestellt, dass es bei der Marxschen Werttheorie um weit mehr geht als um eine Theorie der relativen Preise: Eigentliches Thema seien die Darstellung der Formbestimmungen bürgerlicher Produktion und die Kritik der darauf aufbauenden Kategorien ökonomischer Wissenschaft. Die letzte Richtung traf die Marxsche Intention sicher besser als die rein quantitativen Betrachtungen, allerdings wurden hier oftmals die quantitativen Probleme der Marxschen Werttheorie bagatellisiert oder schlicht nicht zur Kenntnis genommen.

Wenn nun die HerausgeberInnen die „erste“ Wertdiskussion mit dem Nachweis der Inkonsistenz der

Marxschen Lösung der Transformation von Werten in Preise für abgeschlossen erklären, so ist zwar positiv zu vermerken, dass sie die quantitativen Probleme der Marxschen Theorie ernst nehmen. Zugleich rezipieren sie die ganze Debatte aber höchst einseitig: Die Werttheorie wird einzig und allein als Grundlage einer Theorie der Preisbestimmung aufgefaßt, ihre qualitative Seite wird komplett ausgeblendet. Dass Marx mit dem „Kapital“ keine „politische Ökonomie des Kapitalismus“, sondern eine „Kritik der politischen Ökonomie“ verfaßt hat, und dass sich diese Kritik nicht einfach auf konkurrierende Theorien, sondern auf die einer ganzen Wissenschaft zugrunde liegenden Kategorien bezieht, wird vollständig ignoriert. Und doch ist es gerade diese Kritik an den Grundlagen eines ganzen theoretischen Raumes, die den Hintergrund bildet, vor dem Marx seine - fehlerhaften - quantitativen Überlegungen entfaltet.

Von den insgesamt sechs Aufsätzen des Bandes widmen sich vier quantitativen Fragen im engeren Sinn. *Sigrun Quaas* referiert die Diskussionen zum Transformationsproblem, wobei sie aber selbst bei der quantitativen Seite (auf die sie sich beschränkt) nur den Teil der Debatte berücksichtigt, der sich unmittelbar an die Beiträge von Bortkiewicz und Sraffa anschloß. Nahegelegen hätte eine kritische Auseinandersetzung mit alternativen Versuchen einer quantitativen Lösung des Transformationsproblems, wie sie etwa in Frankreich von Lipietz und Dumenil oder in den angelsächsischen Ländern von Foley, Rowthorn, Wolff,

Roberts, Callari und anderen seit über 20 Jahren diskutiert wurden und werden. *Georg Quaas* kritisiert in seinem Beitrag den von Bertram Schefold formulierten Anspruch, die neoricardianische Theorie umfasse die Marxsche Arbeitswerttheorie als einen Spezialfall und bemängelt eine fehlende wertheoretische Grundlage der neoricardianischen Theorie. *Fritz Helmedag* wiederholt die bereits 1992 in seiner Habilitationsschrift vorgetragene „Rehabilitierung“ von Arbeitswerten als Alternative zu Produktionspreisen, und *Georg Stamatis* unterzieht die in vielen Beiträgen unterstellte Vorstellung, es müsse eine eindeutige Beziehung zwischen klar definierten Arbeitswerten und ebenso eindeutig bestimmten Produktionspreisen geben, einer Kritik.

Die Unterschiede im Umgang mit den formalen Modellwelten lassen sich an den beiden zuletzt genannten Texten gut demonstrieren. Der Aufsatz von Stamatis (der innovativste des gesamten Bandes) argumentiert streng formal innerhalb eines einfachen Modells (über dessen Grenzen er sich allerdings auch bewußt ist) und arbeitet dabei bestimmte Anomalien heraus, wie etwa die, dass es nicht immer möglich ist, dass bei positiven Produktionspreisen überhaupt eine einheitliche Profitrate existiert - Anomalien, die weiter verfolgt werden sollten. Im Unterschied dazu scheint mir der Beitrag von Helmedag eher ein Beispiel für die Sackgassen zu sein, in die man bei der Modellbildung geraten kann. Da sich diese Sackgassen nicht nur bei Helmedag finden, will ich etwas näher auf seinen Ansatz eingehen.

Helmedag stellt drei Modelle der Preisbildung gegenüber: das Bortkiewicz-Modell, bei dem Aufwendungen für Löhne und konstantes Kapital als Vorschüsse gelten, auf welche die (einheitliche) Profitrate berechnet werden muß; das Sraffa-Modell, bei dem nur das konstante Kapital als Vorschuß gilt, auf den dann die Profitrate berechnet wird (die Löhne werden nachträglich aus den Erträgen bezahlt) und schließlich das *Helmedag*-Modell, bei dem die Profitrate lediglich auf die Löhne berechnet wird. Die Preise des *Helmedag*-Modells entsprechen Arbeitswerten, seine einheitliche Profitrate entspricht der einheitlichen Mehrwerttrate. *Helmedag* will nun nachweisen, dass einzig sein Modell der Preisbildung (also Arbeitswerte) mit arbeitsteiliger Produktion vereinbar ist. Dazu vergleicht er die unterschiedlichen Profitmassen, welche sich bei den unterschiedlichen Preisbildungsmodellen für die einzelnen Produktionssphären ergeben. Da insbesondere für die arbeitsintensiveren Sphären die Profitmassen bei *Helmedag*-Preisen (Arbeitswerten) höher sind als bei Bortkiewicz- oder Sraffa-Preisen, folgert *Helmedag*, dass die Unternehmer dieser Sphären versuchen werden, Preissysteme, die nicht mit dem *Helmedag*-System identisch sind, zu verlassen, indem sie gegebenenfalls die benötigten Vorprodukte selbst herstellen. Somit würde lediglich das *Helmedag*-System (und damit Arbeitswerte) eine stabile Grundlage einer arbeitsteiligen kapitalistischen Ökonomie abgeben.

Bei den von *Helmedag* angeführten Preisbildungsmodellen handelt es

sich um Gleichgewichtsmodelle, die von der auf realen Märkten existierenden Unsicherheit abstrahieren und dynamische Prozesse (wie ungleichgewichtige Akkumulation, Krisen etc.) ausschließen. Es handelt sich bei diesen Modellen um eine Abstraktion des Theoretikers, der unterstellt, dass er alle relevanten ökonomischen Sachverhalte kennt und dann nach verschiedenen Methoden berechnet, welche Preise eine störungsfreie Reproduktion ermöglichen. Solche Gleichgewichtsmodelle sind in der Volkswirtschaftslehre dominierend. Bei vorsichtiger Verwendung können sie den einen oder anderen Aspekt beleuchten, häufig führen sie jedoch zu zwar formal korrekten, aber gänzlich irrelevanten Ergebnissen. Indem nun *Helmedag* annimmt, die Unternehmer würden die von den verschiedenen Preisbildungsmodellen berechneten Profitmassen vergleichen und zur Grundlage ihres Handelns machen, nimmt er an, dass die keineswegs reale, sondern aus methodischen Gründen unterstellte Allwissenheit des Theoretikers auch ein zulässiges Modell für die Handlungen der realen Kapitalisten sei, was wenig überzeugend ist, in der ökonomischen Theorie aber manche Parallele findet.

Aber einmal unterstellt, der allwissende *Helmedagsche* Kapitalist versuche wirklich mittels vertikaler Integration seiner Produktion aus dem gegebenen Preissystem auszuberechnen. Durch sein Verhalten ändert sich die physische Produktionsstruktur des Gesamtsystems, aus einem Gleichgewichtszustand gerät es zunächst einmal in eine Ungleichgewichtssituation. *Helmedag* unter-

stellt nun, dass das System aus diesem Ungleichgewicht in ein neues Gleichgewicht (das *Helmedag*-System) gelangt. Formal läßt sich das aber nicht nachweisen. Ändert man in einem Gleichgewicht einen Parameter, so hat man keine Gewähr dafür, dass sich ein neues passendes Gleichgewicht einstellt. Komparative Statik (der Vergleich zweier Gleichgewichtszustände) wird hier unzulässigerweise mit Dynamik (der Entwicklung von einem Zustand zum anderen) vermischt - diese Verwechslung ist in der modernen Volkswirtschaftslehre gang und gäbe.

Aber selbst wenn man sich auf *Helmedags* Gedankengang einläßt, ist nicht einzusehen, warum nur diejenigen Unternehmer, die von *Helmedagschen* Preisen Vorteile haben, aktiv werden sollen und nicht auch diejenigen, die Nachteile haben: So könnte nicht nur (wie in einem Beispiel bei *Helmedag*) die Luxusgüterbranche versuchen, die von ihr benötigten Vorprodukte selbst herzustellen, um ins *Helmedag*-System zu kommen; genausogut könnte auch der Produktionsmittelsektor versuchen, die Luxusgüter selbst herzustellen, um eine Luxusgüterindustrie, die sich aus dem gegebenen System verabschieden will, überflüssig zu machen.

Auf einer anderen Ebene argumentieren die beiden letzten Beiträge. *Hans-Jörg Schimmel* stellt in seinem Aufsatz die Frage nach der „Objektivität der Wertkonstitution“. Ausgangspunkt seiner Argumentation ist die Marxsche Wertformanalyse: Diese wird als geraffte Beschreibung

der historischen Herausbildung der Warenform aufgefaßt - ohne dass *Schimmel* auch nur mit einem Wort auf die umfangreichen Auseinandersetzungen eingeht, die es gerade über diese problematische These gegeben hat. Die historisierende Interpretation der Wertformanalyse dient ihm als Orientierung, um die „Genesis des Wertes im menschlichen Bewußtsein“ zu rekonstruieren - ausgehend vom „egozentrischen Stadium (bis ca. 4 Jahre)“ des Kleinkindes (133). Dem Rezensenten fehlen die psychologischen Kenntnisse, um derartige Konstruktionen zu beurteilen, allerdings scheint ihm die anschließende Folgerung „Die Wertzuweisung erfolgt durch den Eigentümer ... Wert ist die Antizipation des Preises bereits in der Produktion“ (136f, Hervorhebung im Original) nicht mehr viel mit der Marxschen Werttheorie zu tun zu haben (auf die sich *Schimmel* aber gleichwohl bezieht).

Jens Weiß (einer der Herausgeber) will schließlich die „Brauchbarkeit der Arbeitswerttheorie für eine politikwissenschaftliche Analyse der Politischen Ökonomie moderner kapitalistischer Gesellschaften“ (154) überprüfen. Derartige Tests sind in den letzten Jahren in den Sozialwissenschaften in Mode gekommen: der aufgeklärte Soziologe, Politologe, Ökonom etc. wischt die Marxsche Theorie nicht mehr einfach beiseite, sondern stellt die Frage, was kann mir diese Theorie heute noch, d. h. angesichts meiner heutigen Maßstäbe (die in der Ökonomie dann meist aus der Neoklassik, in Soziologie/Politologie aus den Rational-Choice Ansätzen genommen werden) noch

sagen? Zumeist wird gönnerhaft festgestellt, dass Marx die eine oder andere moderne Einsicht vorweggenommen hat und dass man mit irgendeinem Teil der Marxschen Theorie sogar etwas anfangen kann. Bei Weiß liest sich das so: „Diese Grundideen der modernen Institutionenökonomik lassen sich in Ansätzen durchaus in Marx Arbeiten finden ... Eine Politische Ökonomik, die sich als marxistische verstehen will, könnte hier Anknüpfungspunkte finden, um eine Theorie des -intendierten und nicht-intendierten - institutionellen Wandels als einer Regulierung und Deregulierung von Märkten zu formulieren. Ob diese Theorie in irgendeiner Form arbeitswerttheoretisch fundiert sein muß, läßt sich in Anbetracht der angeführten Argumente nachhaltig bezweifeln“ (167). Ob eine Theorie der „Regulierung und Deregulierung von Märkten“ das Etikett „marxistisch“ benötigt, mag eine Geschmacksfrage sein, nicht aber die Art und Weise, wie die „Arbeitswerttheorie“ hier verabschiedet wird. Dass gerade die Interpretation der Marxschen Werttheorie umstritten ist, habe ich eingangs betont. Wenn es auch nicht möglich ist, die eine, authentische Interpretation zu formulieren, so heißt dies aber nicht im Umkehrschluß, dass sich nun alles behaupten läßt; ein gewisser Bezug zum interpretierten Text sollte schon noch vorhanden sein. Wenn Weiß etwa behauptet, Marx habe „die Relevanz der Arbeitswerttheorie für die Politische Ökonomie einer sozialistischen Wirtschaft betont“ (164) (und daran dann einige Kritikpunkte knüpft), so ist dies rein philologisch

schlicht Unfug. Zwar sah Marx die Verteilung der Arbeit auch als entscheidendes Problem einer sozialistischen Ökonomie an, nur sollte diese Verteilung gerade nicht mehr über die Form des *Werts* vermittelt sein (vgl. etwa MEW 23, 92). Äußerst oberflächlich wird mit der Arbeitswerttheorie auch bei der Frage verfahren, ob sie etwas zur Erklärung des Handelns von Akteuren beisteuern könne. Dies wird von Weiß verneint: Da sich Handlungen aus den subjektiven Wahrnehmungen der Akteure begründen, könne die Arbeitswerttheorie nur Erklärungsrelevanz beanspruchen, wenn eine „kognitive Transformation der werttheoretischen Kategorien in Vorstellungen der Akteure“ anzugeben wäre (161), was aber offensichtlich nicht der Fall sei: die Streikbereitschaft, so Weiß weiter, hänge eben nicht unmittelbar mit der wertmäßigen Ausbeutungsrate zusammen. Reduziert man die Arbeitswerttheorie im Rahmen einer *politischen Ökonomie* auf die Rechnung mit Wertquanten, dann ist es ein Leichtes, ihre Mangelhaftigkeit festzustellen. Anders verhält es sich, wenn man die Werttheorie im Rahmen einer *Kritik der politischen Ökonomie* als Theorie der Verselbständigung gesellschaftlicher Beziehungen und deren Verkehrung zu quasi-substantiellen Eigenschaften versteht, d. h. als Theorie der Konstitution einer „verzauberten Welt“ (MEW 25, 838). Stellt man vor diesem Hintergrund die Frage nach der Erklärung von Akteurshandlungen, dann könnte man gerade bei diesen von der Werttheorie dechiffrierten Verkehrungen fündig werden: nicht

zu Unrecht sieht Marx in der Verwandlung des Werts der Arbeitskraft in Wert der Arbeit die Grundlage „der Rechtsvorstellungen des Arbeiters wie des Kapitalisten“ (MEW 23, 562). Es sind diese Verkehrungen, in denen die Akteure als „objektive Gedankenform“ (MEW 23, 90) eine bestimmte Rationalität, wie auch bestimmte Normen (beides gleichermaßen handlungsrelevant) immer schon vorfinden.

Um diese Aspekte der Marxschen Theorie fruchtbar zu machen, ist nicht unbedingt eine „neue“, „zweite“ Wertdiskussion erforderlich, aber vielleicht die erneute Lektüre eines alten Klassikers und die Auseinandersetzung mit dem, was die (nicht auf quantitative Fragen reduzierte) Diskussion über Marx schon einmal erbracht hatte.

Michael Heinrich

Zweite Berliner Einführung

Elmar Altvater, Rolf Hecker, Michael Heinrich und Petra Schaper-Rinkel, *KAPITAL.DOC. Das Kapital (Bd. 1) von Marx in Schaubildern mit Kommentaren. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 1999, DM 48,-*

Nun liegt die zweite Berliner Einführung in das „Kapital“ vor. Es wäre ohnehin interessant, die verschiedenen Versuche auf diesem Feld, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Paris (Althusser u.a.), Tokio (Kozo Uno) und andersorts entstanden sind, einmal miteinander vergleichen. (Die „Politische Ökonomie des Kapitalismus - Einführung“ von Alfred Lemnitz und

Heinz Schäfer, Frankfurt/Main 1973, gehört ebenfalls hierher.)

Aus Berlin also haben wir seit 1974 die „Vorlesungen zur Einführung ins Kapital“ von Wolfgang Fritz Haug. Nun legen Elmar Altvater, Rolf Hecker, Michael Heinrich und Petra Schaper-Rinkel zum selben Gegenstand ein Buch vor, das - ebenso wie Haugs Text - aus einer Fülle von Lehrveranstaltungen hervorgegangen ist. Sein umfangreichster Teil - von Altvater verfaßt - besteht in einem kritischen und kommentierenden Referat der fünf- und zwanzig Kapitel des ersten Bandes, unterstützt von Schautafeln.

Als Unterschied zu Haug fehlt die intensive philologische und dialektische Begriffsanalyse. Dafür sind die akkumulationstheoretischen Aspekte deutlich herausgearbeitet. Nachdem Elmar Altvater in seinen eigenen an Marx orientierten Untersuchungen in der Vergangenheit hierauf immer das Hauptgewicht gelegt hatte, verwundert das nicht. Diese Akzentuierung hat aber nicht nur einen forschungsstrategischen Grund, sondern auch einen hochschuldidaktischen. Die Autorin und die drei Autoren schreiben im Vorwort: „Regelstudienzeit und der Zwang zum Jobben einerseits und neue Fragestellungen, für deren Beantwortung die Marxsche Theorie wenig zu bieten hat, lassen eine zeit- und arbeitsintensive Beschäftigung mit dem ‘Kapital’ als Luxus erscheinen. Wie also das immer noch große Interesse am ‘Kapital’ befriedigen, ohne unzumutbaren Zeitaufwand zu verlangen oder den Stoff bruchstückhaft und verflacht zu vermitteln“

teln?“ (S. 7) Die Schautafeln sind die eine didaktische Antwort auf diese Frage, eine von Petra Schaper-Rinkel konzipierte und realisierte CD-Rom ist die zweite. Mit Hilfe der Letzteren und durch Anschluß ans Internet können weite Passagen des „Kapital“ sowie andere Texte - darunter zum Beispiel das gesamte „Manifest der Kommunistischen Partei“ - aufgesucht und einbezogen werden.

Elmar Altvater bietet in seinem Text zumindest in dreifacher Weise mehr als nur eine Marx-Wiedergabe: Er fügt, erstens, wo es sich im Anschluß an den „Kapital“-Text zwanglos - meist aber sogar zwingend - ergibt, seine eigenen akkumulationstheoretischen Überlegungen zu „Inwertsetzung“ und „Außerwertsetzung“ ein. Zweitens betont er ökologische Gesichtspunkte, bis hin zu seinen älteren, nicht unumstrittenen Entropie-Analogien. Und drittens kombiniert er streckenweise Marx mit Karl Polanyi. Dieser Autor verstand sich als dezidiert Nicht-Marxist (und Nicht-Ricardianer). Der Bezug auf ihn markiert für Altvater wohl einige der „neue(n) Fragestellungen, für deren Beantwortung die Marxsche Theorie wenig zu bieten hat.“ (s.o.)

Allerdings bin ich nicht sicher, ob der Autor seinen Polanyi an allen Stellen richtig verstanden hat. Die von diesem beschriebene „Great Transformation“ sei, so schreibt er, durch „Entbettung“ charakterisiert. (S. 34) Bei Polanyi gibt dies aber historisch nur den ersten Teil der sich über Jahrhunderte hinziehenden gesamtgesellschaftlichen Umwand-

lung wieder. Die „Great Transformation“ geht für diesen in einer Gegenbewegung weiter, in der Geld, Arbeitskraft und Boden zumindest teilweise wieder der Marktwirtschaft entzogen werden. Der dritte Teil des Buches von Polanyi trägt die Überschrift „Die Transformation schreitet fort“, und die Tendenz dieses Abschnittes ist durch folgenden Satz gekennzeichnet: „Nach einem Jahrhundert blinder ‚Verbesserungen‘ geht der Mensch daran, seine ‚Behausung‘ wiederherzustellen.“ (Polanyi, *The Great Transformation*, Frankfurt/Main 1978, S. 329). Altvaters Mißverständnis findet sich auch bei anderen Interpreten und ist wohl durch den ziemlich konfusen Aufbau (bei völliger Klarheit des Gedankens) in dem von ihnen rezipierten älteren Werk verursacht.

Polanyi diskutiert die Problematik der Minimal-Löhne nicht nur „am Beispiel der Gemeinde Speenhamland“ (Altvater/Heinrich/Hecker/Schaper-Rinkel, S. 177). In diesem Ort befand sich lediglich der Gasthof Pelikan Inn, wo 1795 die Friedensrichter von Berkshire Beschlüsse faßten, welche hinfort nicht nur dort, sondern in vielen Dörfern und „später sogar in einigen Industriebezirken“ Geltung hatten. (Polanyi, a.a.O., S. 114)

Doch diese Ausstellungen besagen nichts gegen die Tunlichkeit von Altvaters Versuch, „Das Kapital“ durch Polanyi gleichsam zu ergänzen. Seine Einwände gegen einige Thesen von Marx gehen ohnehin darüber hinaus. Das Scheitern der sozialistischen Experimente im zwanzigsten Jahrhundert habe ge-

zeigt, daß die Ersetzung von Privat- durch gesellschaftliches Eigentum, von Markt durch Plan keineswegs bereits die Gesamtheit der „zweiten Negation“ ausmache. (S. 183)

Michael Heinrich hat eine „Kommentierte Literaturliste zur Kritik der politischen Ökonomie“ beige-steuert. Sie enthält in ihrem größeren Teil eine kompakte und höchst instruktive Geschichte der „Kapital“-Interpretation im zwanzigsten Jahrhundert, darunter auch - endlich! - eine erste Bilanz des „Western“ und „Academic Marxism“ auf diesem Gebiet.

Ebenfalls materialreich und anregend ist der Aufsatz von Rolf Hecker „Die Entstehungs-, Überlieferungs- und Editions-geschichte der ökonomischen Manuskripte und des ‚Kapital‘“. In seinem Schlußabschnitt erfahren wir u.a. viel über den gegenwärtigen Stand der Text-Erschließung im Rahmen der Marx-Engels-Gesamtausgabe.

Die über die CD-Rom vermittelten Verbindungen erlauben ein Surfen in der immer noch beträchtlichen Galaxie der gegenwärtigen Marxismus-Forschung.

So bietet dieses Werk ein Doppeltes. Wer sich gleichsam auf seine Oberfläche - eine Art Nacherzählung und Faktendarbietung - beschränkt, erhält jene relativ schnelle Unterweisung, die angesichts eines neuen Rezeptionsverhaltens offensichtlich angebracht ist. Aber man kann auf eine zweite Ebene durchtauchen und sich dort aufs Angenehmste und Lehrreichste verlieren.

Diese Differenzierung in Wesen und Erscheinung aber ist etwas, was ältere

Marxisten kennen, jüngere hier lernen können.

Also insgesamt: besonders empfehlenswert.

Georg Fülberth

Politische Positionen zur Weiterbildung

Hajo Dröll, *Weiterbildungspolitik. Politische Positionen zum vierten Bildungssektor. Ein Überblick, (Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung, hg. v. Deutschen Institut für Erwachsenenbildung e.V.), Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb 1999, 150 S., DM 24,80*

Weiterbildung ist das bestimmende Thema hinter den Kulissen der Tagespolitik. In Deutschland wie in Großbritannien nehmen inzwischen mehr als die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung alljährlich an ihr teil. An jedem Arbeitstag erscheinen weltweit 20.000 wissenschaftliche Aufsätze. Jeder fünfte Deutsche lehrt oder lernt im Bildungssystem. Vom Finanzvolumen her ist die Weiterbildung mit etwa 120 Milliarden DM der größte der vier Bildungsbe-reiche. Der ehemalige Bildungsminister Rüttgers sprach gar von einer „exponentiellen Zunahme des Wissens auf allen Gebieten“ (37). Der immer schnellere Umschlag des Wissens, die Notwendigkeit, Qualifikationen und Kompetenzen dem wirtschaftlichen Strukturwandel anzupassen, und die im Standortpoker hochgehaltene Rolle des Rohstoffs Bildung haben Weiterbildung und lebenslanges Lernen zum selbstver-

ständlichen Teil des Berufslebens gemacht.

Eine Debatte über Weiterbildung dagegen findet zwar seit Jahrzehnten statt, jedoch nur in der interessierten Fachöffentlichkeit, vor allem aber auch ohne Echo in der politischen Auseinandersetzung und ohne „öffentliche Wahrnehmung des notwendigen Streits über die politische Ausgestaltung ihrer Rahmenbedingungen“ (10). Eine „schwer überschaubare Debatte“ (10) nennt Hajo Dröll, der Verfasser dieses ersten systematischen Überblicks über die verschiedenen politischen Positionen zur Weiterbildung, diesen Zustand. Er benennt die wesentlichen inhaltlichen, juristischen, ökonomischen und sozialpolitischen Aspekte der Weiterbildungsdiskussion und die an dieser Diskussion beteiligten Akteure aus Wissenschaft, Wirtschaft, Gewerkschaften, Parteien, Weiterbildungseinrichtungen und den staatlichen und überstaatlichen Verantwortungsebenen.

In der Diskussion der letzten Jahre und Jahrzehnte markiert - nach dem Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen aus dem Jahr 1960 und dem Strukturplan des Deutschen Bildungsrats von 1970 - der Bericht der baden-württembergischen Kommission Weiterbildung (damals noch als ‚Erwachsenenbildung‘ titulierte) von 1984 einen Wendepunkt, „weil er den Neubeginn einer eingeschlafenen Debatte darstellte“ (27). Hatten die früheren Beiträge jedoch noch eine langfristige Planung der Weiterbildung eingefordert und dem Menschen die Rolle zugewiesen, die

Technik „frei und verantwortlich“ (39) zu beherrschen, stellt der Stuttgarter Bericht die Forderung auf, Weiterbildung an den Anforderungen der Arbeitswelt auszurichten. Das gleiche Argumentationsmuster greift 1990 die Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages ‚Zukünftige Bildungspolitik - Bildung 2000‘ auf. Auch das Weißbuch der Europäischen Kommission ‚Lehren und Lernen - Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft‘, das 1996 als neue große gesellschaftliche Strukturveränderung, gar als „Übergangsphase zu einer neuen Gesellschaftsform“ (35), die ‚Informationsgesellschaft‘ proklamiert, fordert ausdrücklich, „dass sich jeder nicht nur an die neuen technischen Hilfsmittel, sondern auch an die Veränderungen der Arbeitsbedingungen anpasst“ (31).

Neben den in allen wichtigen staatlichen und überstaatlichen Dokumenten vorkommenden Mutmaßungen über soziale und ökonomische Veränderungen (Krise des Arbeitsmarktes, Wertewandel und ähnliche Schlagworte) wird der Weiterbildung auch eine weitere Rolle zugewiesen. Da der internationale Konkurrenzkampf zu immer neuen Rationalisierungen (‚lean‘-Konzepte) zwingt, müsse das Management verkleinert und enthierarchisiert werden, auf der Gegenseite jedoch dafür Sorge getragen werden, „dass gut qualifizierte Mitarbeiter Eigenverantwortung planen, organisieren, produzieren und die Qualitätskontrolle übernehmen“ (33). Mit anderen Worten: „Der Mitarbeiter müsse sich als Unternehmer im Unternehmen fühlen“ (74), als „Unternehmer

in eigener Sache“ (75). Weiterbildung wird also eingeordnet in eine Standortpolitik, die den Versuch unternimmt, wie Peter Faulstich schreibt, „über Senkung von Löhnen, Steuern und Sozialleistungen und damit der Kosten und letztlich der Preise Anteile auf dem Weltmarkt zu erobern“¹. Der Mitarbeiter wird zur sich selbst instrumentalisierenden Persönlichkeit. Der Zueignung von sozialen und personalen Kompetenzen dient dann vorrangig „der selbständigen Zurichtung der Persönlichkeit für fremde Zwecke“ (75).

Ob Weiterbildung mehr als kurzfristig verwertbarer Wissenserwerb sein kann, wird nur noch am Rande thematisiert; ebenso die Frage, „wie weit das lebenslange Lernen als eigenständige menschliche Grundtätigkeit helfen kann, für die Menschen sowohl sinnerfüllte Lebensperspektiven wie verlässliche wirtschaftliche Lebensgrundlagen zu erschließen“². Erstaunlicherweise sind es kirchliche Dokumente, die Dröll anführt, in denen Weiterbildung noch in den Zusammenhang „der Persönlichkeitsbildung und der Entwicklung solidarischen Handelns“ (72) gestellt wird.

Auch der sozialdemokratische Bildungsoptimismus der frühen siebziger Jahre endete nach 1980 (bis 1995) in einer „Marginalisierung der Weiterbildungsgesetze ... bei gleichzeitiger Verabschiedung der Länder von einer aktiven Weiterbildungspolitik“³. Die von Dröll festgestellten zwei großen prinzipiellen Streitpunkte in der Weiterbildungsdiskussion - „zum einen Markt oder

Staat, zum anderen funktionales oder personales Verständnis von Weiterbildung“ (41) - scheinen vorläufig entschieden zu sein. Ganz offen stellt das Institut der deutschen Wirtschaft seine Weiterbildungsthesen unter das Motto ‚Mehr Markt in der Weiterbildung‘. Und Hans Peter Stihl, Präsident des DIHT, verwahrt sich gegen jegliche staatliche Intervention, gegen den Ausbau von Weiterbildung in öffentlicher Verantwortung, gegen Bildungsurlaub, gegen Qualitätserlasse und Gütesiegel und gegen ein Zertifizierungssystem für die Qualität der Weiterbildung. Aus diesem Bereich - so Stihl - „hat sich die Politik fernzuhalten“⁴. Die von der Wirtschaft so dringend geforderten ‚Investitionen in das Humankapital‘ sollen jedenfalls unter eigener Kontrolle bleiben; zur Finanzierung dürfen Sozialversicherungen und öffentliche Hand durchaus Beiträge leisten; wenn schon selbst in Weiterbildung investiert werden solle, müsse sich das auf jeden Fall rechnen.

Die Auswirkungen einer solchen Bildungspolitik, falls man von Politik dann noch sprechen will, werden in der gegenwärtigen deutschen Weiterbildungslandschaft evident. Öffentliche Verantwortung für die Sicherung von Rahmenbedingungen, für Kooperation und Koordination, für Information, Beratung, Sicherung der Qualität, Teilnehmerschutz und schließlich für die Arbeitsbedingungen des Weiterbildungspersonals findet kaum mehr statt. Oder wie es das Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister 1994 formuliert: „Die öffentliche Hand nimmt ihre Verantwortung für die

Weiterbildung in Zusammenarbeit mit der Wirtschaft, den gesellschaftlichen Gruppen und den sonstigen an Weiterbildung Beteiligten wahr.⁵ Im Schlussabschnitt⁶ greift Dröll ‚aktuelle Streitpunkte‘ der Weiterbildungspolitik auf, wobei er unter anderem nochmals die Punkte Qualität, Zertifizierung, Modularisierung, Institutionen, Rahmenbedingungen und Finanzierung beleuchtet. Die dazu in jüngster Zeit selbst von gewerkschaftlicher Seite (Sachverständigen-Gutachten der Hans-Böckler-Stiftung) erschienenen Vorschläge belegen auch hier den vorläufigen Triumph der Marktkräfte, leider auch das Aufgeben einer autonomen Gewerkschaftsposition, so dass der Kommentator der FAZ seine Freude nicht mehr klammheimlich, sondern offen ausdrücken kann: „Das sicherste Zeichen für die Überlegenheit einer Sache ist nicht der Rückzug des Gegners, sondern sein Überlaufen ins Lager des Siegers.“ (97)

Hajo Dröll, den seine erst kürzlich erschienene Untersuchung des Frankfurter Weiterbildungsmarktes⁷ als profunden Kenner der deutschen Weiterbildungsdiskussion ausgewiesen hatte, hat hier mit großer Akribie die verschiedenen (politischen) Positionen zur Weiterbildung zusammengetragen. Klug gegliedert erleichtert der Aufbau dieses Bändchens den schnellen Überblick über die hier dargebotene Materialfülle und ist unentbehrliches Rüstzeug für jeden, der sich an der Weiterbildungsdiskussion beteiligen will.

Friedrich Sendelbeck

- 1 Peter Faulstich, Regionalisierung statt Globalisierung in der Politik für die Weiterbildung; in: GdWZ 6/1996, S. 306-311, hier S. 306.
- 2 Günther Dohmen, Das lebenslange Lernen. Leitlinien einer modernen Bildungspolitik, hg. v. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, Bonn 1996, S.
- 3 Detlef Kuhlenskamp, Weiterbildungsgesetze als Garanten von Weiterbildungschancen?, in: Nuissl/Schiersmann/Siebert, Pluralisierung des Lehrens und Lernens, Bad Heilbrunn, 1997, S. 181-202, hier S. 195ff.
- 4 Hans Peter Stiehl, Wettbewerb ohne Grenzen - Erfolg durch Weiterbildung. Kongresseröffnung; in: Deutscher Industrie- und Handelstag, Wettbewerb ohne Grenzen, 1993, S. 7-15, hier S. 13.
- 5 Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Dritte Empfehlung der Kultusministerkonferenz zur Weiterbildung (Beschluss der KMK vom 02.12.1994), Bonn o.J., S. 5ff.
- 6 In diesem Abschnitt ist die m. E. einzige inhaltliche Fehldeutung Drölls festzumachen, wenn er die Datenbank KURS in ein positives Licht stellt. KURS wurde zunächst von der BA selbst mit einem eigens dafür geschaffenen Verlag entwickelt und auf das von Dröll diagnostizierte Niveau gebracht, also quasi in öffentlicher Verantwortung, bevor es von der Bundesanstalt durch Vergabe an einen Billiganbieter ruiniert worden ist.
- 7 Siehe dazu die Besprechung in Z 39.

„Die Negers haben kein Gefühl“

Wulf D. Hund, *Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit, Westfälisches Dampfboot, Münster 1999, 173 S., 29,80 DM.*

Welch lebendige Analyse und Darstellung es erbringt, wenn rassistische Vorstellungen selbstverständlich als in die geschichtliche Entwicklung und die jeweiligen Herr-

schaftsverhältnisse eingebettet verstanden werden; ihre Funktionalität für sie aufgespürt und mit plastischem wissenschaftlichem und kulturellem Material unterfüttert wird, zeigt der hier vorzustellende Band des Hamburger Soziologen. Fern von dozierender Attitüde analysiert er exemplarisch einige bis heute zentrale Stereotype rassistischen Denkens unter dem Aspekt ihrer geschichtlichen Entstehung und deren ideologischer Verarbeitung. Er geht aus von einer Prämisse, die ebenso grundlegend wie noch immer nicht allgemeines Kennzeichen eines sich links verstehenden gesellschaftsanalytischen Konzepts ist: Dass rassistische Vorstellungen nicht von Merkmalen der Ausgegrenzten, nicht einmal unmittelbar von den AusgrenzerInnen her, sondern aus den Strukturen der hierarchisch-herrschaftlich gegliederten gesellschaftlichen Realität und ihrer Entwicklung, sprich: aus den Klassenverhältnissen, und als deren widersprüchliche ideologische Bearbeitung zu erklären seien. Hier sei ihre Funktion einer übergeordneten Selbstpositionierung innerhalb von Herrschaftsverhältnissen und ihrer Legitimierung zu suchen, die mit der Berufung auf scheinbar natürliche, als solche „beobachtete“, tatsächlich aber zugewiesene und daher konstruierte „Wesens“-Merkmale der Auszugrenzenden operiert.

Wird dies vorausgesetzt, wird Rassismus zunächst als formationsübergreifende Erscheinung verstanden; Formen, Grade und Schärfe der jeweiligen Ausgrenzung, die benutzten Bilder, Metaphern und „Erklärungen“, die als Signifikate dienen,

sind jeweils geschichts-, gesellschafts- und kulturspezifisch überformt. Hund begnügt sich also nicht mit dem kleinteiligen Verständnis, von Rassismus könne erst gesprochen werden von dem Moment an, in dem ausgearbeitete wissenschaftliche „Rasse“-Konzepte vorgelegen hätten, also etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, oder mit dem noch engeren Konzept, das den Ursprung rassistischer Vorstellungen in der unmittelbaren sozialen Lage der sie Äussernden sucht (und deren praktische Konsequenz dementsprechend bestenfalls zu sozialpädagogischer Ausrederei, schlimmerenfalls zu Verrenkungen neonazi-„bestätigender“ Cliquenaktivitäten gerät). Er legt statt dessen den Massstab am jeweiligen gesellschaftlichen Grossklima an, an der jeweiligen historischen Funktion rassistischer Ideologie.

Hund arbeitet dies insbesondere an der Entwicklung solcher klassisch gewordener Stereotype heraus, die der Herausbildung des Kapitalismus dienlich waren und seit der Aufklärung, deren Vertreter sich ausführlich mit den „Racen“ beschäftigten - so vor allem Kant -, bis heute der rassistischen Ausgrenzung dienen. Als Beispiele zieht er die Entwicklung der Beschreibung von Hautfarben Kolonisierter - der „Roten“ Nordamerikas und der afrikanischen „Schwarzen“ heran, die in ersten Quellen durchaus nicht als rot- oder schwarzhäutig beschrieben worden waren, sondern es erst in späteren Beschreibungen wurden -, Vorstellungen über nordamerikanische Indianer als Wilde, die Shakespeare'sche Figur des Shylock aus

dem Kaufmann von Venedig als Bild vom wuchernden Juden, über den die Musikgeschichte bevölkern, angeblich von Natur aus musikalisch begabten Zigeuner. Nicht zu kurz kommt auch der kritische Blick auf marxistische „Klassiker“, so auf Marx' fraglose Übernahme des Antisemitismus der Aufklärung, die frühe Einführung einer Minderwertigen-Einstufung des „Lumpenproletariats“ in Ausgrenzungsrhetoriken der Arbeiterbewegung sowie auf die Träume auch sozialistischer Eugeni-ker von einer neuen Welt mit erbesunden, rassistisch starken Arbeiter-völkern. Ein Kapitel über früheste bekannte Verknüpfungen einer angeblich natürlich vorhandenen Höher- bzw. Minderwertigkeit von Menschen mit der ihnen zugewiese-

nen gesellschaftlichen Stellung als Sklaven oder Metöken bei Platon und Aristoteles rundet den Band ab. Zentral sind allerdings die Teile, die die Bedeutung rassistischer Ausgrenzungsmodi für die Entwicklung des Kapitalismus herausarbeiten: Die Bewertung der AfrikanerInnen und lateinamerikanischen Indios als Minderwertige für die Herausbildung und das Funktionieren des Kolonialismus, das Bild des wuchernden Juden für die sozialdemagogische Entlastung der sich entfaltenden Geldwirtschaft, der Begriff des vaganten Zigeuners als ideologisches Instrument zur Arbeitsdisziplinierung und zur Schaffung eines neuen bürgerlichen Arbeitsethos. Exemplarisch führen diese Kapitel vor, wie die Beschreibung scheinbar natürlich gegebener äusserer Eigenschaften, die alles andere denn Faktizität, sondern selbst schon Ergebnis sozial bestimmter, herrschaftlich-hierarchisch und kolonialistisch bestimmter Wahrnehmungen waren, im Lauf ihrer wissenschaftlichen, belletristischen und philosophischen Behandlung mit Bewertungen aufgeladen wurde, die eben das legitimierten, was in die scheinbare Beschreibung schon eingeflossen war: Die angenommene, sozial funktionale Minderwertigkeit der Anderen.

Schade ist allerdings, dass Hund der Abstützung, Verfestigung und Verallgemeinerung gerade des Verweises auf den scheinbar natürlichen Charakter rassistisch zugewiesener Merkmale durch die sich mit dem bürgerlichen Zeitalter herausbildenden Wissenschaften, speziell die von der Natur, auf die sich die Zuschreibung scheinbar natürlicher Eigen-

schaften zunehmend berufen konnte und die auch hier ihrer herrschaftlichen Funktion beflissen nachkam, nur cursorisch Aufmerksamkeit widmet. Dies scheint mir der Bedeutung der Wissenschaften unangemessen, die ihrerseits immer wieder als „Beleg“ für Rassismus herangezogen wurden, zumal biologische Zuschreibungen von „natürlichen“ Verhaltens-Eigenschaften im Zug der Durchsetzung der Genanalyse biopolitisch modifiziert im Vormarsch sind.

Bei aller Ernsthaftigkeit des Themas erbringt die sprachliche Eleganz, mit der der Autor das reichhaltige einschlägige Material aus ziemlich viel (vor allem Sekundär-) Literatur seit der Antike herauspräpariert und durchbuchstabiert, eine durchaus vergnügliche Lektüre: Wie sich altvordere Philosophen der Aufklärung wie zum Beispiel Kant die naturgegebene Gefühlslosigkeit der „Negers von Afrika“ zurechtinterpretierten, lässt eine/n heute lächeln. Das Lächeln bei der Lektüre erstarrte mir freilich oft. Die nicht minder grosse Waghalsigkeit von Konstruktionen heutiger rassistischer Stereotype, vor allem ihre Verbreitung, lässt eher schaudern.

Claudia Stellmach

„Neue Rechte“

Jean Cremet/Felix Krebs/Andreas Speit, *Jenseits des Nationalismus. Ideologische Grenzgänger der „Neuen Rechten“ - Ein Zwischenbericht*, Unrast-Verlag, Hamburg/Münster 1999, 134 S., 19,80 DM

In Zeiten der „Neuen Mitte“ scheint das Interesse an der sogenannten „Neuen Rechten“ eher rückläufig. Beide befinden sich offensichtlich in einer Krise, zumindest ihre mediale Durchschlagskraft hat an Einfluß eingebüßt. Und noch eine Gemeinsamkeit teilen „Neue Mitte“ und „Neue Rechte“: Was da als neu propagiert wird ist altbekanntes in neuer Verpackung, neoliberal hier, reaktionär bis präfaschistisch dort.

Auch die Autoren des hier anzuzeigenden Bandes sprechen von einer Krise der „Neuen Rechten“, gemessen jedenfalls an den vor allem öffentlichkeitswirksamen Erfolgen dieses Kreises in der Mitte der neunziger Jahre. Entwarnung geben sie jedoch keinesfalls, und mit Blick auf die jüngsten Wahlergebnisse der FPÖ in Österreich gibt es hierfür auch keinen Anlaß. Doch hier beginnen schon die Probleme, denn wer oder was ist eigentlich die „Neue Rechte“ und könnte beispielsweise die FPÖ ihr zugerechnet werden?

In drei Aufsätzen nähern sich die Autoren dem Gegenstand ihrer Untersuchung und schon die im Buchtitel angehängte Einschränkung „Ein Zwischenbericht“ verdeutlicht die Unabgeschlossenheit ihrer Analyse, die jedoch weniger den Autoren als vielmehr dem Gegenstand geschuldet ist.

Andreas Speit widmet sich den ideologischen Ausrichtungen der „Neuen Rechten“, Felix Krebs nimmt das Zeitungsprojekt „Junge Freiheit“ als wichtigstem Medium dieser Richtung in den Blick und Jean Cremet blickt über den deut-

Nr. 30 Herbst 1999

BAHAMAS

When Krauts Talk

Rosa Winkel gegen gelben Stern - Konkurrenz um die „beste Citylage“ • Geschichtspolitik mit der Wehrmachtausstellung • Philosophie für Friedhofsschänder: Heidegger, Derrida, Sloterdijk • Lafontaines „linke“ Werte • Sozialdemokratischer Krieg und Menschenrechte • Nationalismus und kollektive Asozialität • Wiederholungszwang und Erinnerung • „Jahrhundert der Lager“ und iz3w u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorkasse/Briefmarken)
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Fax/Fon: 030/6236944 oder bahamas@mail.nadlr.org

schen Tellerrand hinaus und beleuchtet das Ausgreifen neu-rechter Ideologien auf Osteuropa.

„Was ist neu an der sogenannten ‚Neuen Rechten‘?“, diese Frage leitet den Band ein und nach der Lektüre drängt sich als einfache Antwort auf: nichts. So erscheint der Gegenstand der Untersuchung stets in Anführungszeichen, um die Distanz und inhaltliche Schwäche des Begriffs zu markieren. Bei Cremet wird nur das „neu“ in Anführung gesetzt, denn dies sei im Gegensatz zu rechts das eigentlich fragwürdige. Und so schlägt sich Speit in seinem einleitenden Beitrag mit den verschiedenen Definitionen und Interpretationen von „Neuer Rechter“ herum. Läßt sie sich als „Scharnier“ oder „Grauzone“ zwischen Konservatismus und extremer Rechter begreifen oder ist sie eindeutig letzterer zuzuordnen? Läßt sich von einem relativ homogenen Block sprechen oder sammeln sich unter diesem Etikett gänzlich verschiedene Richtungen? Zumindest zu letzterem bezieht Speit eindeutig Stellung, wenn er betont, daß von einem eigenständigen politisch-ideologischen System der „Neuen Rechten“ nicht gesprochen werden könne, da die politischen und theoretischen Differenzen zu deutlich seien (S. 16 f.). Gemeinsamkeiten ergeben sich aus der Abgrenzung gegenüber einer alten Rechten, für die heute etwa die NPD und die DVU stehen. Die Erfolglosigkeit dieser alten Rechten führte in den sechziger Jahren zum Versuch einer Erneuerung. Wichtigster Anknüpfungspunkt dieser Bestrebungen wurde die sogenannte „Konservative Revolution“ der

Weimarer Zeit, aus der auch aktuell das ideologische Rüstzeug geschöpft wird. Doch die schon damals heterogenen Stränge, deren Verbindung genau wie heute einzig in der reaktionären Ablehnung einer liberalen westlich-universalistisch orientierten Moderne liegt, finden sich auch in der „Neuen Rechten“. So unterscheidet Speit nationalrevolutionäre, völkische und jungkonservative Ideologeme, wobei letzterem, auch von den anderen Autoren, das aktuell größte Gewicht innerhalb der „Neuen Rechten“ eingeräumt wird. Neben dieser inhaltlichen Unterscheidung werden von Speit auch einzelne Theoreme der „Neuen Rechten“ erläutert, wie beispielsweise Nominalismus, Bio-Politik oder Ethnopluralismus.

Felix Krebs untersucht in seinem Beitrag Bedeutung und Ausrichtung der „Jungen Freiheit“ (JF), des wohl wichtigsten Publikationsorgans der „Neuen Rechten“. Anhand dieser Zeitung läßt sich recht gut das von der „Neuen Rechten“ übernommene Konzept der kulturellen Hegemonie verdeutlichen. Die schon von Speit vorgestellten Theoreme und ihre teilweise neofaschistische Ausprägung lassen sich alle in der JF finden, verbunden allerdings mit dem Bemühen, anschlussfähig für den etablierten Konservatismus zu sein. So bemüht man sich um unverfängliche Gesprächspartner und Autoren, mit denen die Reputation des Blatts erhöht werden soll. Besonders beliebt sind hier die „linken Leute von rechts“, die sich in der JF über die Notwendigkeit einer nationalen Linken auslassen, ein Diskurs, der immerhin von Teilen der PDS

(Ostrowski) und dem „Neuen Deutschland“ zur Freude der JF aufgenommen wurde. Das ehemalige RAF-Mitglied Horst Mahler ist der neueste Star dieser Ausrichtung innerhalb der JF. Darüber werden jedoch auch die traditionellen Themen der extremen Rechten, wie Rassismus und Geschichtsrevisionismus, nicht vernachlässigt. Trotz der immer wieder auftretenden finanziellen Krisen des Zeitungsprojekts, für deren Bewältigung Krebs potente Finanziers im Hintergrund vermutet, sieht er die JF in keiner existenzbedrohenden Krise. Zwar sei ihr Einfluß, parallel zur gesamten „Neuen Rechten“ nicht mehr so groß wie zu Beginn der neunziger Jahre, wodurch der Wert der JF als vorwärtsweisend und theoretisch befruchtend abnehme, doch besitze sie weiter einen festen Stamm von Lesern.

Jean Cremet behandelt in seinem abschließenden Beitrag die „Allianz der ‚Roten‘ und der ‚Weißen‘“, womit er die Durchdringung Osteuropas durch die „Neue Rechte“ beschreibt. Cremet betritt damit Neuland, denn gerade der Blick auf Osteuropa fehlt in fast allen auch länderübergreifenden Studien zur extremen und „Neuen Rechten“. Mit viel Insiderwissen wird hier der Versuch von französischen (De Benoist) und belgischen (Steuckers) Vertretern der „Neuen Rechten“ beschrieben, Einfluß auf die sich neu strukturierenden Kräfte in Osteuropa, vor allem in Rußland, zu gewinnen. Die ideologischen Verheerungen nach dem Ende des Realsozialismus zeigen sich vor allem an den nationalbolschewistischen Bestrebungen ehemaliger Kommunisten, an die die

„Neue Rechte“ anzuknüpfen versucht. Das gemeinsame Feindbild ist auch hier ein internationaler, liberaler Kapitalismus, versinnbildlicht im hedonistischen american way of life. „Wollte man die totale Amerikanisierung Rußlands verhindern, die zugleich als Gefahr für die Europäisierung ganz Europas begriffen wurde, dann müßte man alle diejenigen Kräfte als potentielle Bündnispartner betrachten, die das Feindbild Liberalismus teilten.“ (S. 100)



Beihilfe der militärischen Aufrüstung des Imperialismus gegen den weltweiten Befreiungskampf. Eingelassen sind Genossen aus der Türkei (aus Nicaragua). Am So. 6.6.02 in der Friedrichstr. 421, 10117

20 Jahre Plakate Autonomer Bewegungen · Friedenspolitischer Ratschlag in Kassel · Abrüstung: Die Bundeswehr und ihre neuen Waffensysteme · Razzia im Berliner Mehringhof · Proteste gegen die WTO – Macht wurde in Frage gestellt! · Sozialpolitik: Konferenz »Lichter der Großstadt« in Hamburg; Armutskonferenz in Berlin · Ingenieurgenossenschaften in der BRD · Initiative »Bauen-Wohnen-Arbeiten« in verlinkt Projekt auf Kölner Kasernengelände · u.a.

Termine · Rezensionen · Projektmarkt

3-monatiges Schnupperabo (endet automatisch) für 10 DM gg. Vorkasse (Schein, Briefmarken, V-Scheck)

Bestelladresse: CONTRASTE e.V., Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg, Tel: 0 62 21/16 24 67
Zeitungslesen im Internet: www.contraste.org

Crement und auch die anderen Autoren deuten eine Europäisierung der „Neuen Rechten“ an, d.h. ein Denken, welches weniger in nationalen als in europäischen, abendländischen Kategorien zum Ausdruck kommt und in diesem Sinne den Kampf gegen Amerika als „raumfremder Macht“ aufnehmen will. In Deutschland sei diese moderne Variante der „Neuen Rechten“ jedoch unterbelichtet, weshalb die Nation hier weiterhin im Zentrum stehe. Ob es sich hier tatsächlich um ein hinterherhinken handelt bleibt abzuwarten, denn warum etwa für Osteuropa von einer Entnationalisierung gesprochen werden könnte ist nicht einsichtig. Auch wenn die Vormacht Europas, Deutschland, von der „Neuen Mitte“ bis zur „Neuen Rechten“ nicht auf die Nation als zentraler Legitimationskategorie verzichten will, bleibt es fraglich, ob man wirklich von einem „jenseits des Nationalismus“ sprechen kann. Diese Differenzen tun dem Informationswert des anregenden Bandes jedoch keinen Abbruch.

Gerd Wiegel

Reader

Vom Gesellschaftlichen Naturverhältnis zur postmodernen Ordnung

Artikel u. a. zu EXPO 2000 & Biopolitik, Globalisierung & Patriarchat, Nachhaltiger Entwicklung, Regional- und Stadtentwicklung, Technik- und Wissenschaftskritik

Schriftenreihe Band 02
DM 8,- incl. Porto,
Bestellung gegen Vorkasse

Rosa-Luxemburg-Initiative
- Bremer Forum für Bildung,
Gesellschaftsanalyse
und -kritik

Postfach 10 21 44, 28021 Bremen



Goldhagen, Walser und der Krieg

Jürgen Elsässer/Andrei S. Markovits (Hrsg.), „Die Fratze der eigenen Geschichte“. Von der Goldhagen-Debatte zum Jugoslawien-Krieg, Elefanten Press-Verlag, Berlin 1999, 205 S., DM 29,90

Mehr als drei Jahre ist die Debatte um Daniel Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ nun her, und ihr folgten die Kontroversen um die Wehrmachtsausstellung, das Holocaustmahnmal, die Zwangsarbeiterentschädigung, die Friedenspreisrede Martin Walsers und schließlich der Jugoslawienkrieg. „Die Fratze der eigenen Geschichte“ scheint also tatsächlich allgegenwärtig zu sein, jedoch unterscheidet sich die Motivation dieser Vergangenheitsthematisierung teilweise grundsätzlich. War es bei Walser die Klage über die vermeintliche Instrumentalisierung der Vergangenheit gegen Deutschland, so nutzte Verteidigungsminister Scharping diese „Fratze der eigenen Geschichte“, um mit ihr die deutsche Beteiligung am Angriffskrieg gegen Jugoslawien zu rechtfertigen.

In dieser geschichtspolitischen Konstellation fand eine Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung statt, die die Goldhagen-Debatte bilanzieren und gleichzeitig einen Blick auf die aktuelle Entwicklung werfen sollte. Der vorliegende Band faßt einige Referate der Tagung zusammen und ergänzt sie um Zeitungsbeiträge und Gespräche zum Thema. Er gliedert sich in drei Teile: 1. Von der Goldhagen-Kontroverse zum Walser-Streit, 2. „Hitlers willige Vollstrek-

ker“ und die weitere Forschung, 3. Das Kosovo und die „Fratze der eigenen Geschichte“.

Im ersten Teil werden vor allem die Reaktionen auf Goldhagens Buch thematisiert. Wolfgang Wippermann beschäftigt sich mit der reflexhaften Abwehr deutscher Historiker auf die Thesen Goldhagens. Er spricht, bezogen auf die deutschen Historiker, von einer kollektiven und geschlossenen Ablehnung, vertreten mit nationalistischen und verdeckt antisemitischen Argumenten. Daß es solche Argumentationen in großer Zahl gegeben hat, ist richtig und mehrfach belegt. Die von Wippermann vorgenommene Pauschalisierung ist dagegen falsch und dient der Immunisierung Goldhagens gegen Kritik. Die Kritiken beispielsweise Ulrich Herberts oder Dieter Pohls mit den oben genannten Verdikten zu belegen ist absurd. Wippermann geht es offensichtlich mehr um die deutsche Herkunft der beanstandeten Kritik als um deren Inhalt, sonst müßte die in vielen Punkten ähnliche Kritik von Historikern wie Raul Hilberg oder Christopher Browning unter denselben Verdacht fallen.

Sehr viel ergiebiger ist dagegen die Auswertung der Reaktionen auf Goldhagen durch Birgit Rommelspacher. Ihr Interesse richtet sich auf die breite Rezeption des Buches und die Frage, wie die möglichen Reaktionen, Abwehr oder Zustimmung, motiviert sind. Rommelspacher sieht in Goldhagens Thesen, aber auch der Wehrmachtsausstellung, eine Ausweitung des „Normalitätsverständnisses“ des Nazismus. Die Verbrechen werden hier

einem „Normalitätsfeld“ zugeschlagen, wodurch die einfache Distanzierung der damaligen Bevölkerung erschwert wird. Der Verdacht einer tatsächlichen oder zumindest potentiellen Beteiligung vergrößert sich, und hier liegt sicherlich ein Grund für die Emotionalität der Debatten.

Lars Rensmann zieht in seinem Beitrag die Verbindung von der Goldhagen-Debatte zu Walser und stellt dabei einen „sekundären Antisemitismus“ in den Mittelpunkt. Verbunden mit einer Renaissance des Nationalen seit den achtziger Jahren speise sich dieser „sekundäre Antisemitismus“ aus dem Versuch einer Erinnerungsabwehr. Die Juden als lebende oder tote Repräsentanten der Vergangenheit stehen dabei im Zentrum der Abwehr. Walsers Vorstoß kann in diesem Sinne als Reaktion auf Goldhagen gesehen werden.

Abgeschlossen wird dieser erste Teil des Bandes durch einen kurzen Beitrag von Goldhagen, in dem er noch einmal auf seine Kritiker eingeht, und ein Gespräch zwischen Elsässer und Markovits über die Bedeutung der Geschichtspolitik für die Berliner Republik.

Wissenschaftlich am ergiebigsten ist der zweite Teil des Buches, der sich mit der an Goldhagens Fragestellungen anknüpfenden und darüber hinausgehenden Forschung beschäftigt. Goldhagen selbst verteidigt hier vehement seinen Ansatz der Täterforschung. Entscheidend ist für ihn der Einbezug der Aussagen der Opfer, die die entscheidenden Aufschlüsse über die Motivation der Täter geben könnten. Akten, Dokumente und Selbstaussagen der Täter

treten dahinter zurück. So richtig - und bisher defizitär - dieser Einbezug der Opferaussagen ist, Goldhagen versäumt es, ihre Aussagekraft zu problematisieren. Der Überblick über das Geschehen, die Ingangsetzung des Vernichtungsprozesses und die Motivation für diese Ingangsetzung können von hier nur schwer erschlossen werden. Goldhagen bricht hier eine Lanze für die idealistische Geschichtsschreibung: Wille und Wollen der konkreten Täter ist bei ihm das Movens des Geschehens.

Um die auch von ihnen als teilweise allzu idealistisch erkannte Geschichtssicht Goldhagens zu unterfüttern, wollen Holger Schatz und Andrea Woeldike den Fokus auf die Alltagsnormalität des „Dritten Reiches“, die Arbeit, lenken. Ihr Aufsatz geht der Herausbildung eines spezifisch deutschen Arbeitsbegriffes nach, der für die antisemitisch konnotierte Unterscheidung zwischen „schaffendem“ und „raffendem“ Kapital konstitutiv ist. Anknüpfend an Moshe Postone sehen sie in diesem ökonomisch fundierten Antisemitismus den Versuch einer generellen „Welterklärung“, worin eben die Gefährlichkeit und Anziehungskraft des Antisemitismus besteht.

Werner Brill benennt in seinem Aufsatz Motive des Völkermords, die über den von Goldhagen postulierten eliminatorischen Antisemitismus hinausgehen.

Matthias Küntzel verdeutlicht die Defizite der Kritischen Theorie bei der Einordnung von Antisemitismus und Holocaust in das Herrschaftssystem des NS. An Franz Neumann,

Horkheimer und Adorno macht er diese Fehleinschätzungen deutlich. So wird die antisemitische NS-Ideologie nur in ihrer funktionalen Dimension als Herrschaftssicherung wahrgenommen, ohne die zur materiellen Gewalt gewordenen Auswirkungen der Ideologie, die vom Mittel zum Ziel geworden waren, angemessen zu bewerten.

Der letzte Teil des Buches widmet sich dann dem Jugoslawien-Krieg und beginnt gleichsam mit einem Schrecken für die linksradikalen Anhänger Goldhagens, denn dieser fordert hier eine Eskalierung des Nato-Krieges bis hin zur Besetzung und Umerzählung Serbiens. Unakzeptabel nicht nur für die Fraktion der Antinationalen ist die von Goldhagen vorgenommene Parallelisierung zwischen den deutschen und den serbischen Verbrechen, die zwar unterschieden, aber beide als Genozide gewertet werden. In der Kritik an dieser Position bleibt leider gerade die Frage ausgespart, die auch für die Kritik an Goldhagens wissenschaftlichem Ansatz die entscheidende ist. So wie hier alle strukturgeschichtlichen Fragestellungen zugunsten einer vornehmlichen Opferperspektive in den Hintergrund gestellt werden, so wird auch die Genese und machtpolitische Motivation sowohl der serbischen Politik im Kosovo als auch des Eingreifens der Nato völlig vernachlässigt.

Im abschließenden Gespräch zwischen Elsässer und Markovits prallen Ablehnung und Befürwortung des Krieges hart aufeinander. Problematisiert wird von Markovits eine Position, die hinter jedem Vergleich

mit den Schrecken des Faschismus eine Exkulpation Deutschlands sieht, wodurch Lehren aus der Vergangenheit für die Gegenwart unmöglich gemacht würden. Demgegenüber kann Elsässer gut nachweisen, wie die Vergangenheit von deutschen Politikern zur Rechtfertigung des Krieges instrumentalisiert wurde: Wurde von Fischer und Co. zu Walsers Kampf gegen die „Moralkeule“ Auschwitz geschwiegen, so wurde sie gerade von diesen zur Mobilisierung für den Krieg genutzt. Eine fundierte Analyse des Krieges läßt sich weder bei Elsässer noch bei Markovits finden, in der Bewertung für die geschichtspolitischen Auseinandersetzungen in diesem Land ist der pessimistischen Einschätzung Elsässers leider nur schwer zu widersprechen.

Gerd Wiegel

Geschichte Vietnams

Nguyen Khac Vien, *Vietnam. Eine lange Geschichte*, The Gioi Verlag, Freundschaftsgesellschaft Vietnam, Hanoi/Düsseldorf 1999, 490 S., DM 38.-. Bezug über: Freundschaftsgesellschaft Vietnam, Duisburger Str. 46, 40477 Düsseldorf.

Unter diesem Titel konnte jetzt in deutscher Sprache eine spannende marxistische Geschichtsschreibung über 500.000 Jahre Leben in Vietnam erscheinen, verständlicherweise mit Schwerpunkt auf dem modernen Vietnam seit 1858. Nguyen Khac Vien, geb. 1913, der Nestor der vietnamesischen Historiker, hatte kurz vor seinem Tode 1997 sein Standardwerk der vietnamesischen Ge-

schichte für die Jahre nach 1975 aktualisiert. Die Freundschaftsgesellschaft Vietnam konnte nun das fast 500 Seiten starke Werk, versehen mit einer Chronologie bis Mitte 1998, in deutscher Sprache herausbringen.

Faszinierend an dem Buch ist die Verbindung von Parteilichkeit für das vietnamesische Volk und Sachlichkeit, die dem Autor durchgängig gelingt.

Die Haltung Chinas im Vietnamkrieg, nämlich zwar materiell Vietnam zu unterstützen, sich andererseits aber zu bemühen, Vietnam selbst aus einer diplomatischen Lösung zwischen den „Großmächten“ USA und China herauszuhalten und die Befreiungskräfte daher von dem dann 1975 erfolgten militärischen Sieg abzuhalten, erscheint als logische Fortsetzung 1000jähriger chinesischer Bemühungen, Vietnam zu besetzen oder es doch zumindest zu dominieren.

Im aktualisierenden Teil verändert der Autor seinen Tenor; es sei nicht mehr möglich, sich mit einer auf die Unterscheidung von Gut und Böse ausgerichteten Sicht zu begnügen (388). Das Kapitel „(Um-)Wege in die Zukunft“ drückt nun eine gewisse Distanz zur aktuellen vietnamesischen Wirtschaftspolitik aus. Wie passen denn wirtschaftliche Öffnung zum Kapitalismus und Beharren auf der ideologischen und kulturellen Führungsrolle der Kommunistischen Partei zusammen? Gegen beides formuliert der Autor seine Vorbehalte. Die Abschlussfrage Nguyen Khac Viens lautet: „Das vietnamesische Volk hat es gegenwärtig nicht

mehr mit einer militärischen Aggression zu tun, sondern mit einer viel heimtückischeren Gefahr: Die wirtschaftliche Liberalisierung, die Öffnung des Landes für ausländisches Kapital haben zur Entstehung eines 'wilden Kapitalismus' geführt, dessen Wachsen das Risiko ökologischer Katastrophen, der Verschärfung sozialer Ungleichheit, der sozialen Desintegration, der Kriminalität und der Drogensucht mit sich bringen wird. Dieser wilde Kapitalismus hat es geschafft, in beträchtliche Bereiche des Staatsapparats einzudringen und ihn in eine wahrhaftige Mafia umzuformen, die ein Feind aller Formen der Demokratie, der sozialen Gerechtigkeit und des Umweltschutzes ist. Wird das vietnamesische Volk in der Lage sein, wenn es seine Entwicklung schon nicht verhindern kann, wenigstens die Verwüstungen dieses wilden Kapitalismus zu begrenzen? Dieser Kampf ist hart und wird sicher lange dauern."

Jürgen Köster

Europa 1848

Dieter Dowe, Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche (Hg.), *Europa 1848. Revolution und Reform, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 48, hg. von Dieter Dowe und Michael Schneider, Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger Bonn 1998, 1295 S., DM 124,-*

„1848 wurden mehr Staaten auf dem europäischen Kontinent von der Revolution erfaßt als je zuvor und jemals danach“, heißt es – sicher et-

was überhöht – im vorliegenden Band (12); und absolut zutreffend wird resümiert: „Revolution, Revolutionsabwehr und Gegenrevolution verbanden 1848 Europa zu einer Einheit. In der Revolution und durch sie wuchs der Kontinent zu einem Kommunikations- und Handlungsraum zusammen und erreichte eine neue, zuvor nicht gekannte Informationsdichte – geographisch, sozial und auch über die Politikgrenze hinweg, welche traditionell Frauenräume von der Männeröffentlichkeit trennte.“ (13) Diese internationale Dimension der 1848er Revolution war seit langem bekannt, wurde dann und wann, namentlich von demokratischer und sozialistischer Seite, auch benannt, von der historischen Forschung allerdings im Grunde erst im letzten Drittel des letzten Jahrhunderts entdeckt und thematisiert. Der Bruch mit der – nicht nur in Deutschland – seit einem Jahrhundert dominierenden nationalgeschichtlichen Sicht auf 1848 und die Hinwendung von Forschung und historischem Diskurs zu einer komparativen Erschließung des Phänomens einer internationalen Revolutionsbewegung scheint sich mit dem 150. Revolutionsjubiläum als ein Merkmal der aus diesem Anlaß erschienenen Literatur zu erweisen. Mehrere Veröffentlichungen im Jubiläumsjahr bezeugen diesen bemerkenswerten, seit den 1970er Jahren sich abzeichnenden Forschungstrend.¹ Die wohl bedeutendste Publikation dieser Richtung ist in meiner Sicht der vorliegende Sammelband. Er markiert, so will mir scheinen, einen Durchbruch hin zu einer neuartigen europäischen

1848er Revolutionsgeschichte.

Die Herausgeber haben das Verdienst, 38 Historiker aus Deutschland, Frankreich, England, den USA, der Schweiz, Dänemark, Norwegen, Schweden und Tschechien zur Realisierung eines interessanten, forschungsstrategisch höchst produktiven Konzepts zusammengeführt und so ein Sammelwerk zustande gebracht zu haben, in dem historisch vergleichende Einzelbeiträge in bislang nicht gekannter Konkretheit die europäische Reichweite und widersprüchliche Verschränktheit der 1848er Revolutionen und gleichzeitigen Reformbewegungen in ihren stadialen wie nationalen Spezifika und auf den unterschiedlichsten Feldern des gesellschaftlichen Lebens sichtbar werden lassen.

Zunächst werden die Zentren von europäischer Revolution und Reform, deren Ursachen wie Verlauf vorgestellt. Der Leser erhält nicht nur einen konzentrierten, durchweg problemorientierten Überblick über das Geschehen in den revolutionierten Ländern von Frankreich bis in die Walachei. Er kann sich auch – in dieser Form erstmalig – über das Jahr 1848 im so genannten „Reformgürtel der Revolution“ (29) informieren, über jene Länder, die von der Revolution entweder gänzlich unberührt blieben (wie England) oder nur schwach tangiert wurden, in denen unter dem Eindruck des europäischen Aufbruchs, aber auch innerer Unruhen gleichwohl wichtige bürgerliche Reformen realisiert wurden. Abgesehen von der Schweiz, die sich im Gefolge des Sieges der

bürgerlichen Demokraten im 1847er Sonderbundskrieg 1848 als Bundesstaat konstituierte, galt dies für Belgien, die Niederlande, Dänemark, Norwegen und Schweden. Es entsteht so ein Bild vom Europa im Revolutionsjahr. Zu bedauern ist freilich, daß Rußland, immerhin eine Hauptmacht der europäischen Kontinentalrevolution, die auch massiv in die europäischen Revolutionsprozesse eingriff, keinen gesonderten Beitrag zugesprochen erhielt.

Daran schließen sich Studien über die Vielfalt revolutionären Geschehens in Stadt und Land, in den revolutionierten Kapitalen des Kontinents, in zwei Städten „zweiten Rangs“ an: Hamburg und Lyon, die Agrarbewegungen in Italien, Frankreich und Deutschland sowie im südosteuropäischen Raum der Habsburger Monarchie. Ein eigener Abschnitt ist der „revolutionären Politik und Politik in der Revolution“ gewidmet; nachgegangen wird den Strukturen parlamentarischer Repräsentation in Frankfurt und Paris, dem politischen Vereinswesen, den Parteibildungen wie der Entwicklung des Pressewesens in Frankreich und Deutschland. Zwölf Spezialstudien untersuchen die Bewegungen, die den gesellschaftlichen Umbruch bewirkten wie charakterisieren: Frauenbewegung, Bürgerwehr, die Rolle der Kirchen, Judenemanzipation, die Initiativen im Bildungswesen, die „Politik der Straße“, d.h. die elementaren revolutionären Aktivitäten von Massen „unten“ an der Basis, jenes eigentliche „Urerlebnis der Revolution“ (1021), die „Versammlungsdemokratie“, politische Feiern und Feste bis hin zu Verän-

derungen im Sprachgebrauch und der Funktion von Gerüchten in der französischen Revolution. Ein letzter Teil setzt sich mit der 1848er Traditionspflege und den Mythen der Revolution auseinander. Theoretisch basiert die Mehrzahl der Beiträge auf dem seit geraumer Zeit in der Historiographie dominierenden Modernisierungskonzept. Danach wird die Revolution von 1848/49 als ein wesentlicher Faktor mit deutlicher Schubwirkung für die Durchsetzung einer als modern definierten Gesellschaft begriffen, die bis in die Gegenwart reicht, zwar verbesserungsbedürftig erscheint, indes grundsätzlich nicht in Frage zu stellen sei. Damit wird zwar der Übergangscharakter von der feudal-ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft zur Geltung gebracht, doch bleiben in dieser historischen Perspektive die kapitalistischen Grundlagen und Widersprüche im sozialökonomischen Bereich weitgehend im Hintergrund und werden bisweilen sogar ganz außer Acht gelassen. Die Vernachlässigung der 1848 erstmals europaweit hervortretenden, sicher noch „unreifen“, selbständigen Arbeiterbewegung mit deutlich antikapitalistischen Forderungen als Massenphänomen ist nicht zu übersehen. Die Fülle neuer Erkenntnisse und erörterter Probleme, die der Band bereithält, läßt sich in einer Rezension verständlicherweise nicht erfassen. Lediglich auf einige generelle Erkenntnisfortschritte kann aufmerksam gemacht werden.

Da ist *erstens* die historische Komparation zu nennen, die als konzeptioneller Leitfaden in nahezu allen

Beiträgen spürbar, in der Mehrzahl der Studien direktes Thema ist. Historisch vergleichende Revolutionsgeschichte hat sich in der internationalen Geschichtswissenschaft mit der Hinwendung zur Erforschung internationaler Revolutionsprozesse einen Platz erobert. Die Diskussion um die 1830er Revolution anlässlich ihres 150. Jubiläums auf dem Bukarester Internationalen Historikerkongreß von 1980 deutete schon darauf hin. Starke Impulse für eine historische vergleichende Revolutionsbetrachtung gingen von dem von Walter Markov begründeten und Manfred Kossok über Jahrzehnte geleiteten Leipziger Zentrum für vergleichende Revolutionsgeschichte aus. In der BRD zielte, zumal was 1848 betraf, der im Vorfeld des Revolutionsjubiläums erschienene Städtevergleich Paris – Berlin in der Revolution² in diese Richtung und deutete bereits die Fortschritte an, die im vorliegende Sammelwerk in breiter Front zur Geltung kommen.

Die neue Qualität der Revolutionskomparation ist wohl darin zu sehen, daß von allgemeinen theoretischen Vergleichen zu historisch konkreter Untersuchung von Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten wie Unterschieden und Besonderheiten in Strukturen und Entwicklungen in einzelnen Bereichen der Gesellschaft verschiedener revolutionierter Länder übergegangen wurde. In dieser Beziehung kommt dem Sammelband fraglos paradigmatische Bedeutung zu. Die Herausgeber umreißen ihr konzeptionelles Anliegen so: Die neuere Revolutionsforschung habe gegenüber der früheren national- und politike-

schichtlichen Orientierung zwar „die Komplexität der revolutionären Prozesse bis in die kommunalen Lebenswelten der Menschen hinein verfolgt ... An europäische Vergleiche hat sich diese Forschungsrichtung jedoch noch kaum gewagt. Einige Versuche in diese Richtung bietet dieser Band.“ (30)

Jeder, der sich fortan mit der europäischen 1848er Revolutionsgeschichte befaßt, wird an den Ergebnissen revolutionsvergleichender Analysen etwa zu den agrarrevolutionären Bewegungen in West-, Mittel- und Südosteuropa, am Vergleich parlamentarischer Handlungsfelder in Deutschland und Frankreich, der politischen Organisations- und Parteibildungsprozesse wie der klassenstrukturellen Zustände in diesen beiden Ländern nicht vorübergehen können. Verwiesen sei auf den beispielhaft gelungenen komparativen Überblick über die europäischen Juden und die 1848er Revolution und die gleichermaßen beeindruckende Studie über das Militär in der Revolution, in der unter zentralen Fragestellungen die Situationen in den verschiedenen Ländern direkt verglichen und dabei Gemeinsamkeiten wie gravierende Unterschiede plastisch vor Augen geführt werden.

Als *zweiter* Gewinn erweist sich die Erschließung der Vielfalt revolutionärer Bewegungen und reformerischer Bestrebungen im europäischen Vergleich. Zwar heißt es im theoretisch belangvollen Einleitungsartikel: Zwar habe 1848 mit „gewaltsamen Protesten und Aufständen“ begonnen; aber „ihr Hauptmerkmal

war nicht die Barrikade, sondern der Versuch, die Herrschaftsordnung gewaltfrei zu reformieren. In das Zentrum des politischen Interesses rückten deshalb die Parlamente“ (17). Doch die Beiträge in ihrer Gesamtheit machen klar, daß die „Revolution der Straße“, der massive, gewalttätige wie gewaltfreie Druck der revolutionär-aktiven Teile der Bevölkerung in Stadt und Land, also das, was zunächst als „spontane“, hier genauer als „elementare Revolution“ definiert ist, als auch die politisch bereits organisierte außerparlamentarische Szene der – wie es heißt – „institutionellen Revolution“ entscheidende Bewegungs- oder Triebkräfte des Revolutionsgeschehens waren. Mir scheint, daß die nichtparlamentarische Sphäre der achtundvierziger Revolution kaum anderswo in solcher thematischen Breite und Differenziertheit analytisch im historischen Vergleich durchleuchtet und theoretisch erörtert wurde. Die Themen reichen von den Barrikadenkämpfen und politischen Großdemonstrationen in den Städten und den agrarrevolutionären Aktionen auf dem Lande über das politische Vereinswesen, die Rolle der Kirchen, die Frauenemanzipationsbestrebungen, die politischen Versammlungen und die Feste und Feiern (im Vergleich zwischen Baden und der Toskana) bis hin zur Rolle des Militärs als wichtigstem Instrument der schließlich siegreichen Gegenrevolution. Zwar wird in mehreren Artikeln auf das Phänomen einer sich formierenden selbständigen Arbeiterbewegung eingegangen – für manchen sicher überraschend auffallend deutlich in den

Studien zu Norwegen und Schweden –, einer vergleichenden Geschichte der 1848er proletarischen Emanzipationsbestrebungen im europäischen Maßstab indes nicht Raum gegeben. Die Arbeiterbewegung in ihren Ursprüngen als Massenbewegung komparativ zu analysieren scheint – wie ein Blick auf die gesamte sehr umfangreiche Jubiläumsliteratur generell zeigt – am Jahrhundertende nicht mehr sehr gefragt zu sein.

Drittens. Auf in vieler Hinsicht neue, wesentlich ausgewogenere Weise ist das Problem der Folgen niedergeschlagener Revolutionen angegangen worden. Die frühere pauschale Negativbewertung der gescheiterten Revolutionen in der Jahrhundertmitte, die in der DDR anfangs unter der „Misère“-Sicht, in der Bundesrepublik später im Rahmen der „Sonderwegs“-debatte im Vordergrund stand, war im historischen Diskurs in West wie Ost schon seit den 1970er Jahren sukzessive zurückgedrängt worden und hatte einer Aufwertung ihrer Leistungen auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft Platz gemacht. Das vorliegende Buch bietet nun eine beeindruckende Zwischenbilanz dieses Wandels in der historischen Standortbestimmung der europäischen Revolutionen von 1848/49. Ohne die retardierenden Momente der Niederlage für Tempo und Qualität der gesellschaftlichen Umgestaltung zu verdrängen oder zu beschönigen, werden die positiven Resultate (eingeleiteter Abschluß der Entfeudalisierung, um sich greifende Konstitutionalisierung, zunehmende politische Partizipation nichtbour-

geoiser Klassen und Schichten in der sich konstituierenden bürgerlichen Gesellschaft, Judenemanzipation, Beginn der Frauenbewegung) ebenso höher bewertet wie die historischen Fernwirkungen genauer in Anschlag gebracht sind. Alle Länderbeiträge und zahlreiche Querschnittsstudien rücken nachdrücklich die von der Revolution ausgehenden „Modernisierungsschübe“ ins Blickfeld. Namentlich die Untersuchungen zur Agrarfrage weisen aus, daß die Bauern ohne Frage zu den Gewinnern der Revolution gehörten. Haupt und Langewiesche haben sich in der einleitenden Konzeptionsvorstellung gründlich mit diesem Thema auseinandergesetzt, genau abwägend und differenzierend und in vielem weiterführend die tatsächlichen Grenzen des Scheiterns der Revolution sichtbar zu machen verstanden, Grenzen, die sich freilich nicht nur aus einer stattgehabten Revolution, sondern in gleichem, wenn nicht in noch höherem Maße aus der „normativen Kraft des Faktischen“ einer unumkehrbaren ökonomisch-sozialen Entwicklung des Kapitalismus ergaben.

Viertens verdienen die Bemühungen um eine schärfere begriffliche Reflexion revolutionärer Phänomene Beachtung. Neu definiert wurde der Begriff der „institutionellen Revolution“. Bisher im wesentlichen auf die Parlamente beschränkt, soll er fortan sämtliche organisationspolitischen Errungenschaften von 1848, also die gesamte Vereinsbewegung, aber dann wohl auch die Bildung solcher revolutionärer Gegengewalten wie der Freischaren und Volkswahren in der Reichsverfassungs-

kampagne umschließen. Danach bleibt die „elementare Revolution“ auf rein spontane Aktionen „von unten“ begrenzt (168, 186ff.). Ganz unproblematisch scheint dies allerdings nicht zu sein, was mit der Studie Siemans über die „Versammlungsdemokratie“, zweifellos ein Bindeglied zwischen spontaner Aktion und bewußt organisierter Intervention im außerparlamentarischen Bereich, bereits deutlich wird. In die gleiche Richtung weist Gailus' Erweiterung des Begriffs „sozialer Protest“ durch Einbeziehung der politischen Komponente zum komplexeren Begriff der „Politik der Straße oder der „politischen Straßenöffentlichkeit“ (1021).

Weiter in der Diskussion bleibt sicherlich die Infragestellung der 1848er Ereignisse als bürgerliche Revolution (189f.). So richtig und wichtig es war und bleibt, die sozial verschiedenen, ja gegensätzlichen Bewegungen im Revolutionsjahr mit ihrem „Eigensinn“, d.h. mit ihren unterschiedlichen direkten Zielsetzungen, wie mit ihrer eigenen Logik herauszustellen und so die Komplexität des Revolutionsgeschehens bewußt zu machen, so wenig scheint es gerechtfertigt und akzeptabel, die Einheit der Revolution mit ihrem dominanten bürgerlichen Inhalt, das will sagen mit ihrem Beitrag zur Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft, in mehrere selbständige „eigen-sinnige“ Revolutionen aufzulösen. Für die Überwindung feudaler Verhältnisse und Herrschaftsstrukturen engagierte sich nicht nur das Bürgertum, dessen nationale wie politische Forderungen freilich die zusammenschließende Klammer bil-

deten. Ungeachtet lokaler Begrenztheit zielten auch die revolutionären Bestrebungen der verschiedenen Schichten der Dorfbevölkerung auf eine Beseitigung der Adelherrschaft und ökonomisch-sozial auf die Bildung freien bäuerlichen Grundeigentums ab, ein unverzichtbares Element der bürgerlichen Gesellschaft. Und die subjektiven, teils über die bürgerliche Gesellschaft hinausweisenden antikapitalistischen sozialistischen Forderungen politisch bewußter Arbeiter wie auch die rückwärtsgewandten Forderungen von Teilen der Handwerker und Gesellen setzen nicht die objektive Funktion ihrer Interventionen als revolutionäre Druckfaktoren zur Durchsetzung bürgerlich-demokratischer Verhältnisse mit sozialer Ausprägung außer Kraft. Vermerkt sei schließlich der für die Schweizer Umwälzungsepoche zum bürgerlichen Nationalstaat anstelle von Revolution vorgeschlagene moderne Begriff der Transformation (325).

Wer sich die Mühe macht, die 38 Spezialstudien dieses Sammelwerks zu studieren, wird als Gewinn nicht nur zahlreiche Erkenntnisse verbuchen, denen er zustimmt, sondern auch manche zum Widerspruch reizende Anregung. Auch dies ist ein unbestreitbares Verdienst des Buches. Nur einiges sei noch vermerkt. Fragwürdig erscheint die These, daß das Sozialprofil der 1848er Arbeiterschaft mehr dem der französischen Sansculotten als dem des Industrieproletariats glich (19f.). Ganz abgesehen von England ist die sicher komplizierte Sozialstruktur auch des sich erst zur Klasse formierenden kontinentalen Proletariats doch von

anderer Qualität als der Sansculotismus vom Ende des 18. Jahrhunderts. Die massiven proletarischen Emanzipationsbestrebungen lassen sich nicht nur politisch erklären. Überzeugender ist die Formulierung Léveques über den Pariser Juniaufstand 1848: „Es handelte sich um einen echten Arbeiteraufstand im Sinne der damaligen Epoche.“ (98) Ob gegenüber zwei verheerenden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts die Vermeidung eines revolutionären europäischen Krieges zur Niederringung der international zusammenwirkenden Konterrevolution angesichts der aus der Revolutionsniederlage resultierenden Negativfolgen unbedingt als Leistung zu werten ist (917f.), mag zumindest diskussionswürdig erscheinen. Unverständlich und unbegründet ist die Feststellung, Marx und Engels hätten über keine stringente Revolutionstheorie verfügt (1171). Der Meinung, 1990 sei „die nationale Einheit im freiheitlich-demokratischen Staat vollendet“ worden (1200), steht die sehr viel vorsichtiger, wohl auch zutreffende Feststellung von einem „nach dem Zusammenbruch der DDR erneut begonnenen Prozeß innerer Nationsbildung in Deutschland“ (40) gegenüber. Historischer Legitimationsgegenstand war die 1848er Revolution nicht nur in der DDR, sondern auf ihre Weise – was in den Schlußbeiträgen leider unterbelichtet, wenn nicht gar vergessen bleibt – auch in der Bundesrepublik. Der von Wollstein dereinst treffend formulierte „Streit ums Erbe“ macht sonst keinen Sinn. Und bei den Mythen der Revolution vermißt der Leser (zumindest für den

deutschen Fall) den liberalen Mythos, in dem die Revolution zwar nicht, wie von den Konservativen, als Übel und Todsünde verketzert wurde, aber nur das Parlament als traditionswürdig galt und das revolutionär-aktive Volk in die kontraproduktive Ecke gestellt wurde.

Alles in allem: Vorgelegt wurde ein bedeutendes Sammelwerk, eine wegweisende Zwischenbilanz, ein durchweg gelungener produktiver Versuch konkret-historischer Revolutionskomparation, der Schule machen könnte. Es ist ganz sicher noch keine europäische 1848er Revolutionsgeschichte, aber ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu einem neuen, alle relevanten gesellschaftlichen Bereiche umschließenden Bild von den europäischen Revolutionen in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Personen- und – was heutzutage äußerst selten bei historischen Publikationen ist – auch Sachregister erleichtern die Arbeit des Forschers beträchtlich und unterstreichen den Charakter eines Handbuchs.

Walter Schmidt

¹ Manfred Botzenhart, 1848/49. Europa im Umbruch, Paderborn 1998; Wolfgang Hardtwig (Hg.), Revolution in Deutschland und in Europa, Göttingen 1998; Wolfgang J. Mommsen, Die ungewollte Revolution. Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830-1849, Frankfurt am Main 1998; Dieter Langewiesche (Hg.), Demokratische Bewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen, Karlsruhe 1998; Imtraud Götz von Olenhusen (Hg.), 1848/49 in Europa und der Mythos der Französischen Revolution, Göttingen 1998; Heinz Rieder, Die Völker läuten Sturm. Die europäische Revolution 1848/49. Bearbeitet von Wolfgang Froese, Gernsbach 1997; Heiner Timmermann (Hg.),

1848. Revolution in Europa. Verlauf, politische Programme, Folgen und Wirkungen, Berlin 1999.

² Iija Mieck, Horst Möller, Jürgen Voss (Hg.), Paris und Berlin in der Revolution 1848, Sigmaringen 1995.

Die „vier Leben“ des Historikers Walter Grab

Walter Grab, *Meine vier Leben. Gedächtniskünstler - Emigrant - Jakobinerforscher - Demokrat*, PapyRosa Verlag, Köln 1999, 436 Seiten, 25 Abbildungen, 48,- DM.

Walter Grabs Name ist dank seines jahrzehntelangen umfangreichen publizistischen Wirkens und ausgedehnter Vortragstätigkeit über den engeren Fachkreis der Historiker hinaus einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Der Bericht über die acht Jahrzehnte seines bisherigen Lebens gibt Auskunft über ein ungewöhnliches Schicksal im an Umbrüchen positiver wie negativer Art reichen 20. Jahrhundert.

Walter Grab, geboren 1919 in Wien, entstammt einer akkulturierten jüdischen Familie. Die ausführliche Schilderung von Herkunft, Existenzbedingungen und Entwicklungswegen seiner Verwandten ist ein eindrucksvoller Beitrag zur Sozial- und Kulturgeschichte der Juden im Kaiserstaat Österreich um die Wende zum 20. Jahrhundert und im Österreich der Zwischenkriegszeit. Viele seiner Angehörigen wurden Opfer des Judenvernichtungsprogramms der Faschisten.

Ihm selbst gelang es, 1938, wenige Monate nach dem Anschluß Österreichs an Deutschland, mit Hilfe einer dort lebenden Verwandten, nach

Palästina zu fliehen. „Handwerker und Kaufmann in Tel Aviv“ heißt der Titel des Kapitels, in dem der Verfasser den folgenden, bis Ende der fünfziger Jahre reichenden, Lebensabschnitt beschreibt. Grabs Bericht vermittelt ein plastisches und facettenreiches Bild von Menschen und Zuständen im damaligen Palästina bzw. Israel. Bestimmt wurden diese Jahre von der Sorge um die Sicherung der Existenz als Hersteller und Verkäufer von Ledertaschen und dem Konflikt, der sich aus dem Verhaftetsein und -bleiben in der deutschen humanistischen Literatur- und Kulturtradition einerseits und den Ansprüchen einer sich zionistisch-jüdisch-nationalistisch verstehenden Umwelt andererseits zwangsläufig ergab. 1941 fand er Kontakt zur Kommunistischen Partei, der er bis 1956 angehörte. 1958 begann er als fast Vierzigjähriger neben der Fortführung seines Brotberufs an der ein Jahr zuvor gegründeten Universität von Tel Aviv mit dem Studium der Geschichte und Philosophie. Durch Vermittlung von Jakob Moneta erhielt er 1962 ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung. Im Vertrauen auf die Möglichkeit einer akademischen Karriere als Hochschullehrer an der Tel Aviver Universität gab er seine bisherige Tätigkeit als Kaufmann auf. Als Doktorvater gewann er den damals wegen seines Buches über die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands von der Mehrzahl seiner bundesdeutschen Kollegen angegriffenen Hamburger Historiker Fritz Fischer; „ich wollte keinesfalls bei einem Professor promovieren, der mit der deutschnationalen Ideo-

logie auch nur im entferntesten zu tun hatte“ (155).

Die folgenden Kapitel des Buches können als wichtige Quelle zur Wissenschaftsgeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstanden werden. Obwohl streckenweise im Stil eines aufzählenden Berichts über eigene Aktivitäten in Forschung und Lehre und über Begegnungen mit Menschen, Städten und Regionen gehalten, bieten Grabs Darlegungen eine Fülle von bemerkenswerten Informationen und vermitteln aufschlußreiche Einblicke in Interna des Wissenschaftsbetriebs auf dem Felde der Historiographie. Unter den zahlreichen Fachkollegen, denen er begegnete, waren auch mehrere Historiker aus der DDR. Walter Markov, langjähriger Inhaber des Leipziger Lehrstuhls für Allgemeine Geschichte und international geschätzter Revolutionsforscher, war, so der Verfasser, „der bedeutendste Gelehrte, den ich in meinem Leben kennengelernt habe“ (404).

Als hauptsächliches Arbeitsfeld wählte Walter Grab die demokratische Bewegung Ende des 18. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er promovierte mit einer Arbeit über norddeutsche Jakobiner, ein Phänomen, das der Forschung bis dahin gänzlich unbekannt war. Zahlreiche Studien und Bücher über die demokratische Bewegung und einzelne ihrer Repräsentanten im genannten Zeitraum schlossen sich an. Sein Beitrag zur Erschließung einer von der akademisch installierten deutschen Historiographie lange tabuisierten und

geschmähten Traditionslinie in der deutschen Geschichte ist ein bleibendes Verdienst des Historikers Walter Grab. Zu Walter Grabs vielfältigen Begabungen gehört, daß die Natur ihn mit einem außergewöhnlich guten Gedächtnis ausgestattet hat. Seine Fähigkeit, eine Unzahl historischer Daten in seinem Kopf zu speichern und auf Abruf zu präsentieren, wurde zum Schlüssel für den Zugang zur Tel Aviver Universität. Seine öffentlichen Auftritte als Gedächtniskünstler machten ihn in Israel bekannt, bevor er sich einen Namen als Wissenschaftler erwerben konnte.

Gleichwohl bewahrte das den Verfasser nicht vor gelegentlichen kleineren Fehlleistungen. Weder an der Berliner Humboldt-Universität noch überhaupt in der DDR hat es jemals ein Institut für Geschichte der Revolution von 1848 oder für die Geschichte des 19. Jahrhunderts gegeben (208, 228). Ins Reich der Fabel, die freilich kaum der Autor erfunden haben dürfte, gehört, daß Karl Obermann 1968 gegen die Intervention des Warschauer Paktes in der CSSR protestiert haben und daraufhin als Institutsdirektor abgelöst worden sein soll. Nicht überzeugen kann auch der gegen Heinrich Scheel erhobene Vorwurf einer „Verfälschung der Quellen“ (336) wegen seiner Verwahrung gegen die Inanspruchnahme der deutschen Jakobiner als Stammväter der Bundesrepublik. In den revolutionären Demokraten des ausgehenden 18. Jahrhunderts „die Erzväter des heutigen Wohlfahrtsstaates“ (347) sehen zu wollen, erscheint reichlich problematisch. Die sozialen Zielvorstel-

lungen der revolutionären Demokraten in der Aufstiegsphase der bürgerlichen Gesellschaft waren zu meist egalitaristisch auf die Schaffung einer Gemeinschaft von Klein-eigentümern gerichtet, nicht auf eine vom großen Kapital dominierte soziale (Un)Ordnung.

Dieser Einwand kann und soll indes das über die Verdienste Walter Grabs um die Erschließung revolutionär-demokratischer Traditionen der deutschen Geschichte Gesagte nicht schmälern. Zudem gebührt dem Autor Respekt für sein politisches und wissenschaftspolitisches Stehvermögen in einer Zeit, wo dies nicht eben selbstverständlich ist. Im Vorwort zu seiner Autobiographie schreibt er: „Obwohl ich, wie ich in diesem Buch darlege, erkennen mußte, daß der Heldenmut der Roten Armee die Sowjetunion Stalins nicht vor Fehlentwicklungen schützte, blieb ich der emanzipatorischen Idee des Sozialismus und der marxistischen Bewegung in engagierter kritischer Solidarität verbunden.“ An gleicher Stelle zitiert er aus seiner 1998 erschienenen Aufsatzsammlung unter dem Titel „Jakobinismus und Demokratie in Geschichte und Literatur“ den Satz: „Der Privatkapitalismus ist über den bürokratischen Staatskapitalismus, der sich selbst ‚real existierender Sozialismus‘ nannte, zwar siegreich geblieben, aber die profitorientierte Marktwirtschaft ist unfähig, die gewaltigen Probleme der Menschheit zu lösen.“

Helmut Bleiber

Zeitung für Linke

ak
analyse & kritik

garantiert
regierungsunabhängig

Jeden Monat neu

Probexemplar oder gleich ein Abo:
ak - Rombergstr.10 - 20255 Hamburg
Tel: 040-40170174 Fax: 040-40170175
Email: ak-redaktion@cl-hh.comlink.de

www.akweb.de

AutorInnen und Autoren, Übersetzer

Dr. Joachim Bischoff - Hamburg, Soziologe, Redakteur von „sozialismus“, Z-Beirat

Horst Bethge - Hamburg, Lehrer a.D., Bildungspolitischer Sprecher der PDS

Prof. Dr. Helmut Bleiber - Berlin, Historiker

Prof. Dr. Dieter Boris - Marburg, Soziologe, Hochschullehrer, Z-Beirat

Pierre Bourdieu - Paris, Professeur am Collège de France (chaire de sociologie)

Günter Bell - Köln, Dipl. Ing. für Städtebau und Regionalplanung

Prof. Dr. Ulrich Briefs - Paris, Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

Dr. Michael Chrapa - Halle, Soziologe, Vors. der „Forschungsgemeinschaft für Konflikt- und Sozialstudien e.V.“ (FOKUS-Institut), Mitgl. der Grundsatzkommision der PDS

Alvaro Berriel Díaz - Marburg, Student der Politikwissenschaften

Ingo Elbe - Dortmund, Student

Stefan Egger - Konstanz/Neuchâtel, Assistent am Inst. für Soziologie der Universität Neuchâtel/Schweiz und Mitarbeiter des Zentrums für europäische Gesellschaftsforschung, Konstanz

Prof. Dr. Georg Fülberth - Marburg, Hochschullehrer, Historiker und Politikwissenschaftler

Dr. Jörg Goldberg - Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler

Michael Heinrich - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Redakteur von „prokla“

Matthias Heyck - Kassel, Magister der Politikwissenschaft und Soziologie

Prof. Dr. Hans Heinz Holz - S. Abbondio/Schweiz, Philosoph, Hochschullehrer

Hasko Hüning - Berlin, Politikwissenschaftler am Otto-Suhr-Institut

Jürgen Köster - München, Jugendpfleger, Sprecher der DKP München

Jan Limbers - Marburg, Student der Soziologie

Prof. Dr. Lothar Peter - Bremen, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer

Klaus Pickshaus - Frankfurt/M., Gewerkschaftssekretär beim Vorstand der IG Metall

Lothar Ratai - Feldberg, Genossenschaftsbauer in Rente

Dr. Sabine Reiner - Berlin, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Prof. Dr. Walter Schmidt - Berlin, Historiker

Dr. Arnold Schölzel - Berlin, Philosoph, Redakteur der Tageszeitung „junge Welt“

Dr. Reinhard Schweicher - Frankfurt/M., Philosoph, Lehrbeauftragter, Z-Redakteur

Dr. Friedrich Sendelbeck - Nürnberg, Gewerkschaftssekretär

Friedrich Siekmeier - Bremen, freiberuflicher Journalist, ehrenamtlicher Funktionär der IG Medien - Druck und Papier, Publizistik und Kunst

Claudia Stellmach - Köln, Migrations- und Medizin-Soziologin

Prof. Dr. Brigitte Stolz-Willig - Frankfurt/Main, Soziologin, Hochschullehrerin an der Fachhochschule Frankfurt/Main, Fachbereich Sozialarbeit

Dr. Karl Unger - Köln, Journalist

Dr. Harald Werner - Berlin, gewerkschaftspolitischer Sprecher der PDS, wiss. Mitarbeiter der PDS-Bundestagsfraktion, Z-Beirat

Gerd Wiegel - Marburg, Politikwissenschaftler

isw sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
(Jahresabo: 30,- DM, Ausl. 36,- DM)

Weltwirtschaftskrise ?!
(Nr. 37/38, Nov. 1998), 8,- DM + Vers.

Welt-Sheriff NATO
(Nr. 40, Juni 1999), 6,- DM + Versand

Atomwirtschaft wohin?
(Nr. 41, Nov. 1999), 6,- DM + Versand

isw-spezial

Die Krise in Rußland
Erweit. Kapitel zu Rußland aus report 37/38
(Nr. 11, Nov. 1998), 4,- DM + Versand

isw-wirtschaftsinfo

Fakten & Argumente
zu Produktion, Produktivität, Gewinne,
Löhne, Investitionen, Pleiten, Fusionen ...
(Nr. 28, Febr. 99), DM 5,- + Vers.

isw-grafikdienst

Arbeits-Los
(Nr. 5, April 1998) 10,- DM + Versand
NATO – Rüstung – Krieg
(Nr. 6, Sept. 1999) 9,- DM + Versand
Geld ist genug da
(Nr. 7, erscheint Ende Nov. 1999)

Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern

isw – institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15

Neu bei isw!



Ab jetzt mit erweiterter
Wochenendbeilage

www.jungewelt.de

mehr Seiten:
Politisches Buch,
Thema, Klassiker,
Antiquariat

Ja, ich will die *junge Welt*
für 10 Wochen ausprobieren

Name/Vorname

Straße

PLZ/Ort

Telefon

Dafür bezahle ich 30 DM. Will ich die *junge Welt* danach nicht weiterbeziehen, teile ich das dem Verlag 8. Mai GmbH spätestens zehn Tage vor Ablauf des Probeabos kurz schriftlich mit. Falls ich die *junge Welt* weiter beziehe, bezahle ich nach Ablauf der Probewochen monatlich

30 DM (Sozialabo), 45 DM (Normalabo)
 59 DM (Soliabo).

Ich bezahle mein Abo

monatlich (nur mit Bankeinzug), vierteljährlich,
 halbjährlich, jährlich
per Rechnungslegung Einzugsermächtigung

Das Abo soll ab Montag, den beginnen.

Hiermit ermächtige ich Sie, den Betrag von meinem Konto abzubuchen:

Geldinstitut/Bankleitzahl

Kontonummer

Datum/Unterschrift

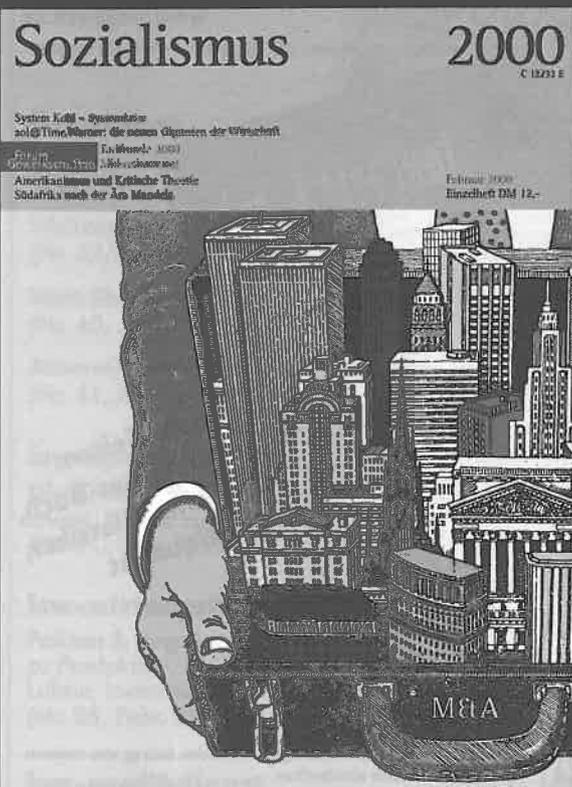
Widerrufsrecht Ich kann diese Bestellung innerhalb von sieben Tagen (Poststempel) schriftlich bei *junge Welt*, Karl-Liebknecht-Str. 32, 10178 Berlin, widerrufen. Das reguläre Abo läuft mindestens ein halbes Jahr und verlängert sich um den oben angekreuzten Zahlungszeitraum, wenn ich es nicht 20 Tage vor Ablauf schriftlich bei Ihnen kündige (Poststempel).

Unterschrift

Coupon schicken an: Verlag 8. Mai GmbH, 10178 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 32, o. faxen an die Nummer 030/53 63 55 44.

Die Tageszeitung
junge Welt
mehr als eine linke Tageszeitung

Das neue Heft:



Norman Paech: Recht, Demokratie und Ehre; Theodor Bergmann: Kanonenrepublik; Bernhard Müller: Öffentliche Angelegenheiten in die Hand der BürgerInnen; Peter von Oertzen: Zurück zur Honoratiorendemokratie; Klaus Gloede: Egon Krenz; Lennart Laberenz: BAFöG-Politik

Günter Frei: AOL@Time.Warner.com – Fusionswelle; Joachim Bischoff: Internet-Wirtschaft oder Monopolherrschaft? Henning Wasmus: Profitratenfalle; Margit Schratzenstaller: Konsistente Werttheorie

Michael Wendt: Nullnummer: Die Eröffnung der Tarifrunde 2000 durch das Bündnis für Arbeit; Ewald Wehner: Mitbestimmung und Demokratisierung der Wirtschaft

Gramsci: Amerikanische und europäische Zivilisation; Mathias Brodkorb: Meisterleistung (»Gefängnishefte« 9); J. Bischoff/Ch. Lieber: Verschwinden der bürgerlichen Gesellschaft; Martin Büsser: Heiße Musik und linke Behäbigkeit Hanna Ndlovu: Das neue Südafrika; Dieter Boris: Venezuela; Theodor Bergmann: Von Priština nach Grozny? Siegfried Pausewang: Äthiopien

Supplement: Klaus Pickshaus/Klaus Peters/Wilfried Glibmann, »Der Arbeit wieder ein Maß geben«

Einzelheft: DM 12,-; Abo: DM 120,-
 Probeheft: Red. Sozialismus, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
 Fax 040/280 505 68, e-mail: artikel@sozialismus.de

Neues Deutschland



Das etwas *aND*ere Geschenk

Täglich unverwechselbare Seiten: Aktuelles und Hintergründe, pointierte Kommentare, erstklassiges Feuilleton, Panorama-Seite.
Wöchentlich: TV-Programm (Mo), Sozialratgeber (Mi), Wochenendausgabe (Sa), u.a. mit Zeitgeschichte, Wissenschaft, Satire, Reisen, Essay, Gesellschaftsdebatte.
Monatlich: ND-Extra-Verlagsbeilage, Bücher- und Videoservice, Bestsellerliste Ost.

Abonnieren oder verschenken Sie die Tageszeitung »Neues Deutschland« zum vorteilhaften Festbezug, und Sie oder die/der Beschenkte erhält täglich frei Haus die kritisch linke überregionale Tageszeitung aus Berlin und als **Dankeschön** das ansprechende Bändchen »Das zweite Jahrtausend«.

Und so einfach geht's: Aboschein ausfüllen und einsenden an
 Neues Deutschland, Abo-Service, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin oder Fax 030/293 90-630

Ja, ich bestelle/verschenke 1 Jahr (10 % Rabatt) 1/2 Jahr (7,5 % Rabatt)
 ein ND-Abonnement für 1/4 Jahr (5 % Rabatt) 1 Monat (32,00 DM)

Die Zeitung soll geliefert werden an: Ich bin der Schenker/Auftraggeber:

Name, Vorname Name, Vorname

Straße, Hausnummer Straße, Hausnummer

PLZ, Ort PLZ, Ort

Datum, 1. Unterschrift Auftraggeber

Widerrufrecht: Innerhalb einer Frist von 10 Tagen nach Absendung (Datum Poststempel) kann ich diese Bestellung widerrufen.

Datum, 2. Unterschrift Auftraggeber z

Marxistische Blätter



Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung
 Vierteljahreszeitschrift Einzelheft 18,- DM (zzgl. Versandkosten)
 Abopreis: 60,- DM (incl. Versandkosten)
 Auslandsabo: 70,- DM (incl. Versandkosten)

- Abonnement:** Ich bestelle ein Z-Abo (Preis s.o.)
 Das Abo gilt ab Heft und für mindestens ein Jahr (vier Hefte). Es verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Abonnementzeitraums schriftlich gekündigt wird.
- Geschenk-Abo:** Ich verschenke ein Z-Abo.
 Das Abo gilt für ein Jahr und kostet DM 60,- (incl. Versandkosten). Das Abo wird nicht automatisch verlängert.
- Einzelheft-Bestellung:** Ich bestelle folgende zurückliegende Ausgaben von Z.
- Z 1 bis 20 zu je 7,- DM Z 21 bis 28 zu je 10,- DM ab Z 29 zu je 18,- DM

Name _____ Vorname _____
 PLZ _____ Ort _____
 Straße _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Ich bezahle bis auf Widerruf per Bankeinzug

Geldinstitut _____
 Konto-Nr.: _____ BLZ _____

Ich bezahle nach Erhalt der Rechnung

Vertrauensgarantie: Ich weiß, daß ich die Bestellung innerhalb einer Woche beim Z-Vertrieb, Postfach 500 936, 60397 Frankfurt, widerrufen kann und bestätige dies durch meine Unterschrift. Zur Fristwahrung genügt das rechtzeitige Absenden des Widerrufs.

zweite Unterschrift _____

Geschenk-Abonnement geht an:

Name _____ Ort _____
 PLZ _____ Straße _____

Abo-Bestellkarte

Hiermit abonniere ich die **MARXISTISCHEN BLÄTTER** für mindestens 12 Ausgaben (2 Jahre). Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn es nicht spätestens 6 Wochen vor Jahresende zum Jahresende gekündigt wird.

- Normal-Abo 79,00 DM pro Jahr
 Ermäßigtes Abo 49,00 DM pro Jahr
 Auslands-Abo + Streifbandbezug 94,00 DM pro Jahr
 Förder-Abo 200,00 DM pro Jahr
 Probeexemplar (kostenlos)

Name: _____

Vorname: _____

Straße: _____

PLZ / Ort: _____

Datum / Unterschrift: _____

Rücktrittsrecht

Ich bin berechtigt, diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen gegenüber dem Neue Impulse Verlag, Hoffnungstraße 18, 45127 Essen, schriftlich zu widerrufen.

2. Unterschrift _____

Antwortkarte

Pro-Abo-Service
MARXISTISCHE BLÄTTER

Postfach 1407

48237 Dülmen